A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

31. JAHRGANG, JUNI 1995, HEFT 2

RENNIE W. BRANTZ: The Hirsch-Duncker Unions in the Weimar Republic, 1918–1933

WERNER REUTTER: Internationale Gewerkschaftsorganisationen zwischen Einheit und Spaltung. Die Internationale Vereinigung der Textilarbeiter und der Weltgewerkschaftsbund 1945 bis 1949

OTMAR JUNG: Die Volkskongreßbewegung: Festhalten an der deutschen Einheit und Vorbereitung der staatlichen Spaltung

ALEXANDER BRANDENBURG: Arbeiterkommunismus und Marxismus. Martin Hundts „Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836 bis 1852“

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHTE • NEUE LITERATUR

Dietz

Neu Frühjahr '95







Marek Andrzejewski: Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939
DM 48,-/öS 375,-/sFr 49,-

Friedhelm Boll: Auf der Suche nach Demokratie
Britische und deutsche Jugendinitiativen in Niedersachsen nach 1945
DM 48,-/öS 375,-/sFr 49,-

Dieter Düding: Zwischen Tradition und Innovation
Die sozialdemokratische Landtagsfraktion in Nordrhein-Westfalen 1946 - 1966
DM 68,-/öS 531,-/sFr 69,-

Thomas Lindenberger: Straßenpolitik
Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914
ca. DM 62,-/öS 484,-/sFr 63,-

Sibylle Quack: Zuflucht Amerika
Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in die USA 1933 - 1945
DM 48,-/öS 375,-/sFr 49,-

Adelheid von Saldern: Häuserleben
Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute
DM 80,-/öS 624,-/sFr 81,-

Fordern Sie unsere Prospekte an!

Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger
In der Raste 2, 53129 Bonn

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 2/95

RENNIE W. BRANTZ: The Hirsch-Duncker Unions in the Weimar Republic, 1918–1933 ..... S. 153

WERNER REUTTER: Internationale Gewerkschaftsorganisationen zwischen Einheit und Spaltung. Die Internationale Vereinigung der Textilarbeiter und der Weltgewerkschaftsbund 1945 bis 1949 ..... S. 168

OTMAR JUNG: Die Volkskongreßbewegung: Festhalten an der deutschen Einheit und Vorbereitung der staatlichen Spaltung ..... S. 187

ALEXANDER BRANDENBURG: Arbeiterkommunismus und Marxismus. Martin Hundts „Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836 bis 1852" ..... S. 215

CAROLA TISCHLER: „Geschichte als Geschichte internationaler Verbrechen und Massenmorde". Ein Tagungsbericht ..... S. 222

PERDITA LADWIG UND LYDIA SCHREIBER: Exilforschung 1945 bis 1995. Bilanz und Perspektiven. Bericht über die Jahrestagung der Gesellschaft für Exilforschung, 23. bis 25. März 1995 ..... S. 229

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (103). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 234

NEUE LITERATUR

Rethinking Labor History. Essays on Discourse and Class Analysis. Ed. by Lenard Berlanstein, Urbana und Chicago 1993 *(Eric D. Weitz)* ..... S. 245

Lexikon der Anarchie / Encyklopaedia of Anarchy / Lexique de l'anarchie. Hrsg. von Hans-Jürgen Degen, Bösdorf 1993 und 1994 *(Peter Lösche)* ..... S. 247

Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933–1945. Inventar von Nachlässen, nichtstaatlichen Akten und Sammlungen in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Heinz Boberach et al., München u. a. 1994 *(Ursula Langkau-Alex)* ..... S. 248

Quellen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen. Ein Inventar des Schriftguts in hessischen Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Wirtschaftsarchiven von 1945 bis 1973. Bearb. von Bernhard Parisius und Manfred Pult, Wiesbaden 1992;

Wolfgang Eckart, Neuanfang in Hessen. Die Gründung und Entwicklung von Flüchtlingsbetrieben im nordhessischen Raum 1945–1965, Wiesbaden 1993;

Utta Müller-Handl, „Die Gedanken laufen oft zurück ...". Flüchtlingsfrauen erinnern sich an ihr Leben in Böhmen und Mähren und an den Neuanfang in Hessen nach 1945, Wiesbaden 1993 *(Walter Mühlhausen)* ..... S. 250

Manfred Burazerovic, Quellen zur Geschichte der anarchistischen Bewegung. Bestandsverzeichnis der anarchistischen Broschüren im Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Essen 1994 *(Christoph Knüppel)* ..... S. 251

Wolfgang Eckhardt, Michael A. Bakunin (1814–1876). Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur in deutscher Sprache, Berlin und Köln 1994;

Peter Kropotkin (1842–1922). Bibliographie. Zusammengestellt von Heinz Hug, Grafenau/Württ. und Bern 1994 *(Hubert van den Berg)* ..... S. 252

Der wahre Jakob. Ein halbes Jahrhundert in Faksimiles. Hrsg. und eingel. von Udo Achten, Bonn 1994 *(Claudia Albert)* ..... S. 254

The Communist International in Lenin's Time. To See the Dawn. Baku, 1920 – First Congress of the Peoples of the East. Ed. by John Riddell, New York u. a. 1993 *(Jürgen Tampke)* ..... S. 255

Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitags der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/19. Hrsg. und eingel. von Hermann Weber, Berlin 1993 *(Eric D. Weitz)* ..... S. 256

Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Bd. 4. Hrsg. von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Hamburg und Berlin 1992;

Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Bd. 5. Hrsg. von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Hamburg und Berlin 1993;

Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 6: Philosophie der Praxis. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug, Hamburg und Berlin 1994 *(Sabine Kebir)* ..... S. 257

Willy Brandt, Skrifter fra eksilåra i Norge. Hrsg. von Einhart Lorenz, Oslo 1993 *(Michael F. Scholz)* ..... S. 259

Max Brauer im Exil. Briefe und Reden aus den Jahren 1933–1946. Hrsg. von Christa Fladhammer und Michael Wildt, Hamburg 1994 *(Freddy Litten)* ..... S. 260

Auf dem Weg zur SED. Die Sozialdemokratie und die Bildung einer Einheitspartei in den Ländern der SBZ. Eine Quellenedition. Hrsg. von Andreas Malycha, Bonn 1995 *(Jan Foitzik)* ..... S. 261

Der „gesäuberte" Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald. Dokumente. Hrsg. von Lutz Niethammer, Berlin 1994 *(Jan Foitzik)* ..... S. 263

Ethischer Sozialismus. Zur Philosophie des Neukantianismus. Hrsg. von Helmut Holzhey, Frankfurt a. M. 1994 *(Horst Heimann)* ..... S. 265

Wolfgang Haible, Schwierigkeiten mit der Massenkultur. Zur kulturtheoretischen Diskussion der massenmedialen Unterhaltung in der DDR seit den siebziger Jahren, Mainz 1993 *(Günter Mayer)* ..... S. 266

Isaac Abusch, Erinnerungen und Gedanken eines oppositionellen Kommunisten. Hrsg. von Joachim Kowalczyk, Mainz 1994 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 267

Wladislaw Hedeler und Ruth Stoljarowa, Nikolai Bucharin. Leben und Werk, Mainz 1993;
Wladislaw Hedeler, Nikolai Bucharin. Bibliographie, Mainz 1993 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 268

Daffke ...! Die vier Leben der Inge Deutschkron. 70 Jahre erlebte Politik. Hrsg. von Wolfgang Kolneder, Berlin 1994 *(Klaus Scheel)* ..... S. 269

Richard Glazar, Die Falle mit dem grünen Zaum. Überleben in Treblinka, Frankfurt a. M. 1993 *(Bernward Dörner)* ..... S. 271

Klaus Gietinger, Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L., Mainz 1993;
Rosa Luxemburg und die nationale Frage. Materialien einer Tagung. Hrsg. vom Brandenburger Verein für politische Bildung „Rosa Luxemburg", Potsdam 1993;
Christian Geinitz u. a., „Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!" Rosa Luxemburgs Rede in Freiburg am 7. März 1914, Freiburg i. B. 1992 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 272

Elisabeth Friese, Helene Wessel (1898–1969). Von der Zentrumspartei zur Sozialdemokratie, Essen 1993 *(Heinz Niggemann)* ..... S. 273

Heinz Westphal, Ungefährdet ist Demokratie nie. Erlebnisse und Erfahrungen mit deutscher Zeitgeschichte, Düsseldorf 1994 *(Alexander Brandenburg)* ..... S. 274

Eberhard Kolb, Umbrüche deutscher Geschichte: 1866/71, 1918/19, 1929/33. Ausgewählte Aufsätze, München 1993 *(Jürgen Tampke)* ..... S. 275

Frank-Michael Kuhlemann, Modernisierung und Disziplinierung. Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens 1794–1872, Göttingen 1992 *(Berthold Grzywatz)* ..... S. 276

Reinhard Dithmar, Arbeiterlieder 1844 bis 1945, Neuwied u. a. 1993 *(Inge Lammel)* ..... S. 279

Die roten Turnbrüder. 100 Jahre Arbeitersport. Dokumentation der Tagung vom 1.–3. 4. 1993 in Leipzig. Hrsg. von Franz Nitsch und Lorenz Pfeiffer, Marburg 1995 *(Peter Lösche)* ..... S. 280

„Holzarbeiter, schließt die Reihen". Das HolzArbeiterBuch. Die Geschichte der Holzarbeiter und ihrer Gewerkschaften. Hrsg von Helga Grebing et al., Köln 1993 *(Willy Buschak)* ..... S. 280

Lynn Abrams, Workers' Culture in Imperial Germany. Leisure and Recreation in the Rhineland and Westphalia, London und New York 1992 *(Eric D. Weitz)* ..... S. 281

Wolfgang Kruse, Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1994 *(Agnes Blänsdorf)* ..... S. 283

Dieter Engelmann und Horst Naumann, Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917–1922, Berlin 1993 *(Hartfrid Krause)* ..... S. 284

Theo Balderston, The Origines and Course of the German Economic Crisis, November 1923 to May 1932, Berlin 1993;
Christian Kleinschmidt, Rationalisierung als Unternehmensstrategie. Die Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets zwischen Jahrhundertwende und Weltwirtschaftskrise, Essen 1993;
Quellen zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Weimarer Republik. Hrsg. von Walter Steitz, Darmstadt 1993 *(John Perkins)* ..... S. 285

Klaus Schwabe, Zwischen Krone und Hakenkreuz. Die Tätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion im Mecklenburg-Schwerinschen Landtag 1919–1932, Sindelfingen 1994 *(Torsten Kupfer)* ..... S. 287

Bremer Großwerften im Dritten Reich. Hrsg. von Peter Kuckuk, Bremen 1993 *(Johanna Meyer-Lenz)* ..... S. 288

Detlef Garbe, Zwischen Widerstand und Martyrium. Die Zeugen Jehovas im „Dritten Reich", München, 2. Aufl., 1994 *(Hans Otte)* ..... S. 288

Geheimdienstkrieg gegen Deutschland. Subversion, Propaganda und politische Planungen des amerikanischen Geheimdienstes im Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Jürgen Heideking und Christof Mauch, Göttingen 1993 *(Christian F. Ostermann)* ..... S. 290

Rainer Karlsch, Allein bezahlt? Die Reparationsleistungen der SBZ/DDR 1945–1953, Berlin 1993 *(Jan Foitzik)* ..... S. 291

Udo Vorholt und Volker Zaib, SED im Ruhrgebiet? Einheitsfront-Politik im Nachkriegsdeutschland, Münster und Hamburg 1994 *(Uwe Schledorn)* ..... S. 292

Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hrsg. von Axel Schildt und Arnold Sywottek, Bonn 1993 *(Matthias Basedau)* ..... S. 293

Michael Wildt, Am Beginn der Konsumgesellschaft. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahre, Hamburg 1994 *(Matthias Basedau)* ..... S. 293

Rainer Weinert, Das Ende der Gemeinwirtschaft. Gewerkschaften und gemeinwirtschaftliche Unternehmen im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt a. M. und New York 1994 *(Josef Kaiser)* ..... S. 294

Armin Mitter und Stefan Wolle, Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte, München 1993 *(Agnes Tandler)* ..... S. 296

Denise de Weerdt, De vrouwen van de Eerste Wereldoorlog, Gent o. J. [1993] *(Hubert van den Berg)* ..... S. 297

Johannes Paulmann, Staat und Arbeitsmarkt in Großbritannien. Krise, Weltkrieg, Wiederaufbau, Göttingen und Zürich 1993 *(Karl Christian Führer)* ..... S. 298

Mario Keßler, Zionismus und Internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933, Berlin 1994;

Arbeiterbewegung und Antisemitismus. Entwicklungslinien im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Mario Keßler, Bonn 1993 *(Ulrich Eumann)* ..... S. 299

Auf der Suche nach Solidarität. Eine Geschichte der internationalen Bau- und Holzarbeiterbewegung. Hrsg. von Konrad Carl und Bruno Köbele, Köln 1993 *(Willy Buschak)* ..... S. 300

Challenges of Labour. Central and Western Europe 1917–1920. Ed. by Chris Wrigley, London and New York 1993 *(Eric D. Weitz)* ..... S. 301

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION ..... S. 303

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 305

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Alexander Brandenburg, Dr. phil., Harnackstr. 43, D-44139 Dortmund.

Rennie W. Brantz, Ph. D., Professor am Department of History der Appalachian State University, Boone, North Carolina 22608, USA.

Otmar Jung, Dr. jur., Privatdozent am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin, (privat) Altonaer Str. 10, D-10557 Berlin.

Perdita Ladwig, M. A., Allerstr. 32, D-12049 Berlin.

Werner Reutter, Dr. phil., Hochschulassistent am Fakultätsinstitut Sozialwissenschaften, Institut für Politikwissenschaft, der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin.

Lydia Schreiber, M. A., Berrenrather Str. 337a, D-50937 Köln.

Carola Tischler, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Humboldt-Universität zu Berlin, (privat) Bizetstr. 4, D-13088 Berlin.

Ältere IWK-Hefte billiger

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,— bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), komplett H. 1–4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4;
Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), komplett H. 1–4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin
IWK-Redaktion
Kirchweg 33
D-14129 Berlin

Telefon: 030/81 60 01-41 • Telefax: 030/81 60 01-34

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Historische Kommission zu Berlin e. V., Kirchweg 33, D-14129 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin
Tel.: 030/816001-41 (Direktwahl), 816001-0 (Zentrale); Telefax: 030/816001-34

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-IdNr.): DE136622330

Vertrieb: FSP GmbH, Schönhauser Allee 64, D-10437 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,—, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,—, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,—; Ausland: DM 12,—). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postbankgirokonto Historische Kommission – Sonderkonto L, Nr. 215515-105, bei der Postbank Berlin, D-10916 Berlin, BLZ 100100 10. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Dimitroffstraße 219, 10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, 10961 Berlin

The Hirsch-Duncker Unions in the Weimar Republic, 1918–1933

By Rennie W. Brantz

In the introduction to his monumental three-volume study of German labor in the Weimar Republic, Heinrich August Winkler dismisses the small, liberal oriented Hirsch-Duncker trade unions as too peripheral for serious discussion.[1] With a membership of only 225,998 in 1920, the "Verband deutscher Gewerkvereine" (VdG) – as the Hirsch-Duncker unions were known officially – was in fact 35 times smaller than the socialist "free" unions ("Allgemeiner deutscher Gewerkschaftsbund," ADGB), and almost five times smaller than the Christian trade unions ("Deutscher Gewerkschaftsbund," DGB). The imbalance changed little throughout the Weimar era as the following table indicates.[2]

Trade Union Membership, 1885–1931

	Socialist	Christian	Hirsch-Duncker
1895	259,175	5,500	66,759
1900	680,927	76,744	91,661
1905	1,344,803	191,690	116,143
1910	2,017,298	316,115	122,571
1913	2,573,718	314,735	106,618
	(ADGB)		
1918	2,860,012	538,559	113,792
1919	7,337,477	1,000,770	189,831
1920	8,032,057	1,105,894	225,998
1921	7,751,589	1,028,900	224,597
1922	7,821,558	1,033,508	230,612
1923	5,817,258	806,992	216,497
1924	4,023,867	612,952	147,280
1925	4,182,511	582,319	157,571
1926	3,932,935	643,508	163,451
1927	4,415,689	720,059	167,638
1928	4,866,926	763,843	168,726
1929	4,948,267	792,872	168,726
1930	4,716,569	778,863	163,302
1931	4,134,902	698,472	149,804

1 Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984, p. 9.

2 Membership figures compiled from Reinhard Giersch, Herbert Gottwald, and Gerhard Müller, Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) (VDG) 1869–1933, in: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945), 4 vols. Ed. by Dieter Fricke et. al., Cologne/Leipzig 1985, 1986, vol. 4, p. 211; Klaus Tenfelde, Klaus Schönhoven, Michael Schneider, and Detlev J. K. Peukert, Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, Cologne 1987, pp. 324, 371, 395; and Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987, pp. 348, 358.

Compared with its larger rivals, moreover, the VdG's organization also appeared minuscule; its representation in politics and factory councils negligible.[3] These numbers alone explain why Winkler and other historians have ignored Hirsch-Duncker labor.[4]

But numbers are only part of the reason. The almost total absence of primary sources has also presented major problems for historians. Too small, financially strapped, and overburdened to maintain archives, the Hirsch-Duncker organization never collected or preserved the documentary evidence essential for careful historical study.[5] The few records that did exist were confiscated in 1933 by the Nazis and largely destroyed or lost during World War II. Surviving fragments, some long unavailable to historians in the former German Democratic Republic and others scattered among local West German archives and libraries, provide few insights into either the internal workings or public importance of these unions.[6] Limitations like these combined with the absence of organized support for Hirsch-Duncker studies in post-1945 Germany have discouraged scholarly investigation.[7]

3 Information on Hirsch-Duncker political representation is contained in Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker), in: Lexikon zur Parteiengeschichte, vol. 4, pp. 211–47. For information on declining Hirsch-Duncker representation in factory councils, see ibid., pp. 238–239; and Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, p. 372.

4 Examples include Heinrich Potthoff, Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979; and Michael Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 1989.

5 Anton Erkelenz, editor of the Hirsch-Duncker machinists' weekly Der Regulator, discovered this when he set out to write a history of the VdG in 1931. See Anton Erkelenz to Dr. Karl Hirsch (Max Hirsch's son), 23 Sept. 1931, Bundesarchiv Koblenz, Erkelenz-Nachlaß, vol. 61 (cited hereafter as EN).

6 See, for example, Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise 1924–1930. vol. 1. Ed. by Horst-A. Kukuck and Dieter Schiffmann, Cologne 1986, p. 73. The most extensive collection of printed materials, including congress protocols and newspapers, is available in the Sassenbach-Stiftung in the former East Berlin. Most items came originally from the Weimar archives of the socialist unions. The most important correspondence relating to internal VdG affairs in this period is contained in the Anton Erkelenz papers housed in the Bundesarchiv Koblenz.

7 The result is that there are only a handful of historical articles on Germany's smallest labor organization, the most important of which were produced in the former German Democratic Republic. The only general surveys of the Hirsch-Duncker organization from 1868 to 1933 are found in GDR studies by Wolfgang Schroeder and Peter Haferstroh, Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker), 1886–1933, in: Die Bürgerlichen Parteien in Deutschland, 2 vols., Berlin 1968–1970, vol. 2, pp. 684–710; and the already cited article by Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, pp. 211–47. An excellent account of the formation of the VdG is contained in Ulrich Engelhardt, „Nur vereinigt sind wir stark." Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1862/63 bis 1869/70, 2 vols., Stuttgart 1977. Information on reform efforts in the Hirsch-Duncker movement between 1900–1914 can be found in the author's articles The Question of Reform, the "Düsseldorf Opposition," and Anton Erkelenz in the Hirsch-Duncker Trade Unions, in: IWK, Jg. 14 (1978), pp. 295–311; and German Liberalism and Hirsch-Duncker Labor: A Case of Mutual Estrangement, 1900–1914, in: Historical Essays in Honor of Kenneth R. Rossman. Ed. by Kent Newmyer, Crete, Nebraska 1980, pp. 39–61. A cursory summary of Hirsch-Duncker political activity during the Weimar Republic can be found in the author's dissertation. Rennie W. Brantz, Anton Erkelenz, the Hirsch-Duncker Trade Unions, and the German Democratic Party, Phil. Diss., The Ohio State University 1973.

Limited scholarly attention has forced historians to rely on older, union-sponsored, frequently unreliable studies. For the period between 1868 and 1905, for example, the chronicle of events by Wilhelm Gleichauf, chairman of the Hirsch-Duncker machinists union, entitled Geschichte des Verbandes der deutschen Gewerkvereine, Berlin-Schöneberg 1907, is still helpful. Other sources still of value include: W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, 2 vols., Jena 1907; Siegfried Nestriepke, Die Gewerkschaftsbewegung, 3 vols., Stuttgart 1923; and Hermann Muller, Die Organisation der Lithographen, Steindrucker und verwandten Berufe, Berlin 1917. Articles on individual Hirsch-Duncker craft unions in the Internationales

Then why bother to rescue these unions from the dust bin of history? One obvious reason is to round out the historical record of organized labor in the Weimar Republic. Another is to correct the errors and misconceptions about these unions that have crept into contemporary trade union histories.[8] But the most compelling reason for taking a closer look at the Hirsch-Duncker "Gewerkvereine" is their participation in every major political or labor forum of the Weimar Republic.

The range of involvement is surprising. Besides playing a small role in creating and supporting the "Zentralarbeitsgemeinschaft" (ZAG), a business-labor compact signed in November 1918 to avert proletarian revolution, Hirsch-Duncker leaders served in the Weimar National Assembly, the Reichstag, Prussian Landtag, the National Economic Council, the Prussian Trade Ministry, hundreds of factory councils, and dozens of other public bodies throughout the decade.[9] They joined their socialist and Christian rivals in the general strike that broke the Kapp Putsch in 1920, and stubbornly backed passive resistance during the Ruhr Crisis of 1923.[10] They played a vocal role in promoting social

[Forts. von Anm. 7]
Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Ed. by Ludwig Heyde, 2 vols., Berlin 1931–32 provide additional insight to developments in the Weimar Republic.
Extensive postwar study of socialist labor has been encouraged and supported by the Social Democratic Party and surviving socialist unions. See, for example, Ulrich Borsdorf, Gewerkschaften und Geschichte, in: Klaus Tenfelde et al., Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, pp. 499–535; and David E. Barclay's review of the preceding book in: IWK, Jg. 25 (1989), pp. 445–47.

8 Many errors result from an incomplete understanding of the Hirsch-Duncker organizational structure; others from reliance on misleading older studies. For example, the Hirsch-Duncker unions and the Gewerkschaftsring, the liberal labor federation founded by VdG leaders in 1920, were never identical organizations even though some historians like Heinrich Potthoff use the terms interchangeably. Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, p. 75. Anton Erkelenz (1878–1945), the VdG's principal theoretician and editor of its metal workers' weekly Der Regulator, was never chairman of the Hirsch-Duncker organization as a recent study claims. Horst-A. Kukuck and Dieter Schiffmann, Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise, 1924–1930, Cologne 1986, p. 72. Finally, Ernst Lemmer (1898–1970) held the post of general secretary of the Gewerkschaftsring, not general secretary of the VdG as Professor Winkler states. Heinrich August Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin/Bonn 1988, p. 868.
One of the most frequently repeated misconceptions, especially among Marxist historians, is that the Hirsch-Duncker unions belonged to the so-called "yellow" union movement of company-sponsored organizations that rejected strikes and promoted anti-socialism. For information about the "yellow" unions, see Klaus J. Mattheier, Die Gelben. Nationale Arbeiter zwischen Wirtschaftsfrieden und Streik, Düsseldorf 1973.

9 Hirsch-Duncker leaders Gustav Hartmann (chairman of the VdG), Wilhelm Gleichauf (chairman of the metal workers union), Anton Erkelenz, and Paul Ziegler were all elected to the National Assembly on the ticket of the German Democratic Party. Erkelenz and Ziegler also served as Democratic Reichstag deputies between 1920 and 1930. Chairman Gustav Hartmann held positions in the Prussian Landtag and Berlin City Council, and was employed in the Prussian Trade Ministry. Franz Neustedt represented the VdG during discussions of the Zentralarbeitsgemeinschaft in November 1918, and belonged to the National Economic Council for a number of years. Hirsch-Duncker representation on Factory Councils is discussed in Reinhard Giersch, Verband deutscher Gewerkvereine, pp. 238–39; and Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, p. 372.

10 The VdG joined in the general strike, but refused to support Legien's demands for a new labor-dominated government once Kapp was gone. For a general discussion of both these crises, see Rennie W. Brantz, Anton Erkelenz, pp. 127–31, 222. For additional information on the role of the Hirsch-Duncker unions during the Ruhr Crisis, see Michael Ruck, Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf, Cologne 1986, pp. 11–16, 167–81; Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik, 1919–1923. Ed. by Michael Ruck, Cologne 1985, p. 737; and Heinrich Potthoff, Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979, pp. 318–9.

reform, a comprehensive new labor code, and labor courts.[11] And they regularly teamed up with the socialist and Christian unions to submit joint position papers or make verbal representations to governmental authorities.[12] Hirsch-Duncker representatives were active in every major labor forum or trade union discussion in the Weimar era. Their voices never dominated trade union discourse, but as spokespersons for one of three officially recognized branches of organized labor in these years they played more than the marginal role assigned to them by labor historians.

The purpose of this introductory survey is to argue for inclusion of Hirsch-Duncker labor in future discussions of Weimar trade unionism. It is true that the experience of these little known unions often parallels that of the socialist and Christian unions, and thus may be seen as simply confirming what is already known. At the same time, however, the VdG's unique position, its liberal orientation, surprising resilience, and different perspective offer scholars a valuable vantage point from which to reassess organized labor's role in these difficult times. By looking beyond the numbers, beyond historians' predispositions, by actually examining the VdG's historical fingerprints, it may be possible to understand a little more clearly why Weimar trade unions wielded such limited influence and ultimately fell victim to many of their own weaknesses.

But to assess the role of Hirsch-Duncker labor in the 1920s, we first need to know something about the early development of Germany's second oldest trade union movement. Founded in 1868–69, shortly after the first socialist unions appeared, by middle-class liberals Max Hirsch (1832–1905) and Franz Duncker (1822–1888), the VdG followed an English craft union model, appealing to skilled workers and artisans with a mid-century liberal creed of worker self-help, industrial harmony, and anti-socialism.[13] Under Hirsch's cautious guidance, the unions steered a moderately liberal course, advocating industrial mediation, worker insurance programs, and wage contracts rather than class

11 See the Reichstag speech by Hirsch-Duncker spokesman Anton Erkelenz, Verhandlungen der Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung, Berlin 1919–1921, vol. 326, pp. 610–14. Erkelenz belonged to an informal advisory council set up by the new Labor Ministry to prepare a comprehensive labor code. Erkelenz's notes dated 11 April 1919, EN/84. Recommendations from this committee were never considered by the Scheidemann government because of its preoccupation with peace negotiations and early resignation. Anton Erkelenz, Die Arbeitsverfassung in den Betrieben, in: Demokratische Partei-Korrespondenz, 24 Sept. 1919, p. 1. Hirsch-Duncker leaders continued to press for completion of a new labor code throughout the decade. See, for example, Zum Arbeitsrecht, in: Der Regulator, Jg. 38, 20 Jan. 1921, p. 11; Heinz Potthoff, Das Werden des neuen Arbeitsrechts, ibid., Jg. 39, 22 Sept. 1922, pp. 137–8; J. Schumacher, Aus der Geschichte unserer Delegiertentage, ibid., Jg. 43, 14 May 1926, pp. 41–42; and A. Czieslik, Die Gewerkvereine im Kampf um ein gesetzliches Arbeitsrecht, ibid., Jg. 44, 28 Sept. 1928, p. 160. Union representatives also participated in continuing negotiations for a new labor code, and in related discussions that ultimately produced new labor courts in 1926. See Arbeitsgerichtsgesetz, ibid., Jg. 43, 24 Dec. 1926, pp. 107–8; and Johannes Bähr, Entstehung und Folgen des Arbeitsgerichtsgesetzes von 1926, in: Arbeiter im 20. Jahrhundert. Ed. by Klaus Tenfelde, Stuttgart 1991, pp. 507–532.

12 See the document collection Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise 1924–1930. Ed. by Horst-A. Kukuck and Dieter Schiffmann, Cologne 1986, especially the documents submitted jointly to government authorities by the VdG, ADGB, and DGB.

13 Hirsch, who served as General Secretary from 1868 until his death in 1905, told a union conference in the 1870s that "we live in a period in which the natural harmony between capitalism and labor has momentarily been interrupted by a sudden and massive industrialization. [...] The natural harmony of these two groups will ultimately alleviate these troubles. ..." W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, vol. 2, p. 5. Ulrich Engelhardt provides a thorough analysis of this issue in „Nur vereinigt sind wir stark", vol. 1, pp. 662–66.

confrontation or mass strikes.[14] Membership grew steadily after 1890, and by 1900 the Berlin-based federation had enrolled a total of 102,561 members in sixteen separate crafts.[15]

The new century brought rapid growth in the socialist and Christian unions, but serious problems for the VdG. Most troubling was the organization's inability to keep pace with its larger rivals in membership, organizational development, or public engagement. Worried members demanded new initiatives and stronger leadership, but even the most insistent reformers – particularly a cadre of metal workers in Düsseldorf – could not break the strangle hold of Max Hirsch's restrictive legacy, and the unions entered World War I fragmented, dispirited, and in decline.[16]

Wartime mobilization decimated union ranks initially, reducing VdG membership from 106,617 in 1914 to 61,086 by 1916.[17] Expanded collaboration with wartime authorities, as well as with the socialist and Christian unions, rapidly reversed the organization's sagging fortunes by 1916 and led to official recognition, important new responsibilities, and expanding influence.[18] Driven by wartime exigencies and a new optimism, union leaders began to rethink their narrow nineteenth-century outlook, modernize their

14 Fundamentale Grundsätze, in: Gewerkvereinsbote (Düsseldorf), Jg. 2, 9 May 1902.

15 Member trades at the turn of the century included in order of size: Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter, Verein der Kaufleute, Fabrik- und Handarbeiter, Tischler, Stuhlarbeiter, Schumacher und Lederarbeiter, Schneider, Bergarbeiter, Töpfer, Bauhandwerker, Frauen und Mädchen, Bildhauer, Schiffszimmerer, Konditoren, Brauer, and Kellner. The metal workers' union was not only the largest and most aggressive federation member, but it also produced many of the VdG's most important national leaders during the Weimar Republic. Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, pp. 211–12.

16 The most serious reform challenge came from the "Düsseldorf Opposition" between 1901–1905. For information on this struggle, see the author's article cited earlier entitled The Question of Reform, the "Düsseldorf Opposition," and Anton Erkelenz in the Hirsch-Duncker Trade Unions, in: IWK, Jg. 14 (1978), pp. 295–311. In the years that followed, Hirsch's successor, Wilhelm Goldschmidt, preserved the VdG's conservative nineteenth-century creed, including its staunch anti-Socialism. He prevented any kind of organizational modernization, sidelined efforts to consolidate the movement's antiquated, inefficient craft structure, and torpedoed efforts to involve the VdG more directly in partisan politics. As a result, membership declined year by year, crafts defected, and union leaders buried themselves in fruitless discussions and a narrow fortress mentality. In the meantime, union rivals gleefully predicted the VdG's imminent demise. Der Gewerkverein (cited hereafter as GV), Jg. 44, 28 May 1913.

17 Just how severely World War I hurt the Hirsch-Duncker organization can be seen in Leonore Lewin's activity report to the VdG's 1916 Verbandstag. In the section on labor secretariats, Lewin reported that all five regional offices (Saarbrücken, Hamburg, Bremen, Nuremberg, and Frankfurt) were either closed or being run by volunteers instead of full-time professionals. Die Verhandlungen des neunzehnten ordentlichen Verbandstages der Deutschen Gewerkvereine abgehalten im Verbandshaus zu Berlin vom 12. bis 17. Juni 1916, Berlin 1916, pp. 78–116. Gustav Hartmann reported to the 1919 Verbandstag that VdG headquarters in Berlin had been forced to reduce its professional staff from five to three during the war. Similar reductions had also been necessary in the Hauptvorstände of the individual Gewerkvereine. Die Verhandlungen des zwanzigsten ordentlichen Verbandstages der Deutschen Gewerkvereine, abgehalten im Verbandshaus zu Berlin vom 9. bis 14. Juni 1919, Berlin 1919, pp. 51–53.

18 Numerous examples of new-found influence and expanded collaboration with government and trade union partners can be found in Der Gewerkverein. Krieg, in: GV, 8 August 1914; Lehren des Krieges, in: GV, 12 September 1914; Soziale und Wirtschaftliche Wirkungen des Krieges, in: GV, 28 November 1914; Gleichberechtigung, in: GV, 10 April 1915; Der Burgfrieden unter den Arbeiterorganisationen, in: GV, 22 May 1915; Die Umwertung der Arbeiterorganisationen, GV, 4 December 1915; Unser Verbandstag, in: GV, 1 July 1916. See also Siegfried Nestriepke, Die Gewerkschaftsbewegung, vol. 2, pp. 69–72; and Jürgen Kocka, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte, 1914–1918, Göttingen 1973, pp. 38–40, 55–57, 125–26.

anemic organization, and revamp their attitudes toward rival unions.[19] By the end of World War I, in fact, the Hirsch-Duncker unions appeared ready to take on a new role in Germany's reviving labor movement.

But the VdG never developed in the way its leaders expected in 1918. One important reason was the enervating burden of tradition, a burden symbolized by the ever present portrait or bust of Max Hirsch at almost every union gathering. Imprisoned as tightly by their founder's deeply rooted nineteenth-century liberal outlook as were socialist and Christian unionists by their respective traditions, Hirsch-Duncker officials often seemed more intent on realizing prewar ideals than adapting to the new republic. In this vein, they welcomed and uncritically supported the "Zentralarbeitsgemeinschaft" because it confirmed Hirsch's traditional belief in the basic harmony between labor and business in a capitalist society.[20]

This same orientation prompted union leaders to condemn revolutionary socialism and preserve a restrictive attitude toward strikes.[21] It also led to renewed demands for union-negotiated wage contracts, profit sharing, expanded worker education, and private mediation of labor disputes – even in the mid-1920s when these goals were becoming more and more elusive.[22] By clinging tightly to familiar policies and prewar traditions, Hirsch-Duncker leaders believed they could recapture lost members and appeal to previously unorganized workers. In looking backwards, though, they closed the door to new approaches and popular appeals that might have attracted an even larger following during the formative days of the republic.[23]

19 Rennie W. Brantz, Anton Erkelenz, pp. 51–55.

20 The fact that the Zentralarbeitsgemeinschaft officially recognized the Hirsch-Duncker unions as one of three acceptable trade union partners made the agreement even more palatable. This recognition proved to be the basis for subsequent VdG demands that it be treated just like the socialist and Christian unions in government and business dealings. Hirsch-Duncker participants in discussions that led to the formation of the ZAG included Gustav Hartmann and Franz Neustedt. For more information, see Klaus Schönhoven, Die Gründung der Zentralarbeitsgemeinschaft und die "Gelben Gewerkschaften", in: IWK, Jg. 24 (1990), pp. 355–64. For initial Hirsch-Duncker reactions, see Protokoll des achtzehnten ordentlichen Delegiertentages des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (H.-D.) abgehalten im Verbandshaus zu Berlin vom 7. bis 13. November 1920, Berlin n.d., pp. 22, 27. Helpful also are Michael Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen: Die Gewerkschaften in der Weimarer Republik 1918 bis 1933, in: Klaus Tenfelde et al., Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, pp. 297, 321; Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, p. 170–75; and Heinrich August Winkler, Von der Revolution, p. 78.

21 See, for example, Der Gewerkschaftsring und die Streikseuche, in: Der Regulator, Jg. 38, 17 Feb. 1921, pp. 22–23.

22 See, for example, Sozialpolitische Selbstverwaltung, in: Der Regulator, Jg. 39, 26 May 1922, pp. 76–7; and J. Schumacher, Noch einmal Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ibid., Jg. 43, 15 Oct. 1926, p. 85. Throughout the decade, Hirsch-Duncker leaders continued to search for ways to give union members a greater stake in the existing economic order, including schemes to provide union workers with greater access to private property, corporate stock, profit sharing, and their own homes. See, for example, Weltanschauungskampf, in: Der Regulator, Jg. 38, 10 June 1921, pp. 89–90. The VdG's faith in worker education, both through public and union efforts, remained strong throughout the 1920s. See, for example, Aus der Fachschule für Wirtschaft, in: Der Regulator, Jg. 39, 24 Nov. 1922, p. 105; and Dr. Seelbach, Die staatliche Wirtschaftsschule Düsseldorf, ibid., Jg. 41, 24 Jan. 1924, p. 3. On Hirsch-Duncker attitudes toward the private mediation of labor disputes, see Anton Erkelenz, Schlichtungswesen in Deutschland, ibid., Jg. 45, 3 Feb. 1928, p. 18.

23 For a discussion of this problem relative to the socialist unions, see Helga Grebing and Doris von der Brelie-Lewien, Grundprobleme der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 23 (1983), pp. 555–73.

The predominance of prewar leaders ensured a high degree of continuity in outlook and behavior, just as it did in most Weimar unions.[24] In the case of the VdG, however, this commitment to tradition was strengthened by the need to establish and maintain a distinct and familiar image alongside larger competitors. Traditional ways of thinking and operating were likewise reinforced by continued reliance on conventional middle-class liberals for theoretical guidance and bureaucratic expertise.[25]

The weight of tradition also prevented structural modernization in the Hirsch-Duncker unions. A new program in 1919 did institutionalize a number of wartime reforms, but it did not produce the sweeping organizational overhaul that wartime initiatives had anticipated or Weimar conditions demanded.[26] Thus while socialist labor began to consolidate separate craft unions into industry-wide organizations, the VdG clung stubbornly to its antiquated nineteenth-century craft structure with all the earlier complications, rivalries, and elitist hostility toward unskilled workers.[27] In so doing, union leaders tied themselves to a structural format that handicapped both growth and organizational modernization. Upholding or clarifying prewar traditions in the new realities of Weimar proved exceptionally difficult for the Hirsch-Duncker leadership. The VdG's continued ambivalence toward nationalism is one case in point.[28] Strong nationalist sentiments in Berlin and

24 Gustav Hartmann, for example, a secretary in the metal workers' union from 1889 to 1916, served as chairman of the VdG from 1916 to 1933. For information on the problems resulting from leadership continuity, see Michael Schneider, Gewerkschaften, pp. 307–14.

25 Not until liberal solutions failed to stem the tide of inflation or the disaster of the Ruhr Crisis did union leaders begin to question middle-class liberal expertise. See Anton Erkelenz, Der Leidensweg zur neuen Währung, in: Der Regulator, Jg. 40, 14 Sept. 1923, p. 101. Another example of disillusionment involves rural worker resettlement promoted by left liberals like Adolf Damaschke before World War I. The VdG had embraced this idea before 1914, and continued to support and promote it throughout the 1920s despite member disinterest. See Wilhelm Krüger, Siedlungsfragen, in: Der Regulator, Jg. 38, 7 Jan. 1921, p. 3. Not until the end of the republic did union leaders finally admit the inappropriateness of this nineteenth-century, middle-class goal. See Anton Erkelenz, Traum und Wirklichkeit, in: Der Beamtenbund, 1 Nov. 1932.

26 Verhandlungen des zwanzigsten ordentlichen Verbandstages ... 9. bis 14. Juni 1919, pp. 97–8; Wolfgang Schroeder and Peter Haferstroh, Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker), pp. 700–1.

27 For socialist efforts at reorganization, see Heinrich August Winkler, Von der Stabilisierung, p. 419. The impact of debilitating craft rivalries can be seen most clearly in the ongoing bitterness between the metal workers and the factory workers' Gewerkverein over craft definitions. The metal workers felt that machinists working above ground in mining, for example, should join their craft rather than remain in the factory workers' union. The factory workers' Gewerkverein adamantly rejected this idea. See Protokoll des zweiundzwanzigsten ordentlichen Delegiertentages des Gewerkvereins Deutscher Metallarbieter (H.-D.) abgehalten vom 28.–31. 8. 1932 in Dresden, Berlin n.d., pp. 39, 54–60, 66. Craft consolidation only occurred in emergency situations: in the Upper Silesian territories that were lost to Poland in 1921, and during 1931–32 when several smaller Hirsch-Duncker Unions faced total collapse because of the Depression. Ibidem, p. 99.

Hirsch-Duncker workers viewed themselves as the aristocrats of German labor because they recruited their members primarily from crafts where training and apprenticeships were required. See, for example, Protokoll [...] des Delegiertentages des Gewerkvereins Deutscher Metallarbieter [...] 1923, pp. 55–58; and Gerhard Beier, Das Problem der Arbeiteraristokratie im 19. und 20. Jahrhundert, in: Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M. 1976, pp. 9–69.

28 The ambivalence stemmed from the VdG's early and continued contacts with the English craft union movement, and its mounting desire to exploit prewar nationalist sentiments for recruitment purposes. As a result, the VdG sponsored labor exchanges between England and Germany before the war to promote worker understanding while also supporting nationalist demands for an expanded empire and increased military strength. For more information on the divisive role of nationalism in the VdG, see Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, pp. 226–7; and Rennie W. Brantz, The Question of Reform, the "Düsseldorf Opposition," and Anton Erkelenz in the Hirsch-Duncker Trade Unions, pp. 295–311.

among the rank and file led the unions to condemn the Versailles Treaty, support union members in lost or occupied territories, back passive resistance in 1923, and distribute government propaganda defending Germany's territorial integrity and great power status.[29] Equally vocal groups appealed for expanded international cooperation, League of Nations membership, collaboration with the International Labor Office, and new connections to like-minded unions in neighboring countries.[30] Hirsch-Duncker internationalism never equaled that of socialist labor, nor did its nationalism ever match the intensity of the Christian unions. But the attempt to establish credibility in both directions, even in the improving international climate of the mid-1920s, produced confusion, internal friction, and a considerable expenditure of energy and resources in questionable ventures.[31]

Centralization of authority in the hands of Berlin's leaders made it just as difficult for reformers to challenge the guardians of tradition in the 1920s as it had been before World War I.[32] As a result, those who championed greater political engagement, closer cooperation with socialist unions, organizational modernization, or economic rationalization faced a stiff uphill battle. Insulated against grass roots challenges by union statutes and the smaller, more conservative craft branches, cautious union leaders regularly derailed unwanted reforms or demands. This helps to explain why they devoted so much of their time and energy to preserving the status quo and so little to organizational modernization or member recruitment, especially among younger workers, women, and the unskilled.[33]

29 On Versailles, see Unannehmbar, in: Der Gewerkverein, Jg. 50, 17 May 1919, p. 31; Gegen den Gewaltfrieden, in: ibid., 31 May 1919, p. 43. For information on the defense of lost territories like Upper Silesia or the Saar, and the defense of the Ruhr, see Rennie W. Brantz, Anton Erkelenz, pp. 157, 203–9; and Heinrich Potthoff, Gewerkschaften und Oberschlesien, in: IWK, Jg. 15, (1979), pp. 114–119. For information on the distribution of government propaganda, see Dr. Werner Mahrhof (Arbeitsausschuß deutscher Verbände) to Erkelenz, 4 Nov. 1921, EN/17.

30 For information on Hirsch-Duncker ties with foreign unions in Austria, Czechoslovakia, Poland, Belgium, and the Netherlands, see Protokoll des neunzehnten ordentlichen Delegiertentages des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (H.-D.) abgehalten in Jena vom 21.–25. Mai 1923, Berlin n.d., p. 59; Die internationalen Beziehungen des Gewerkschaftsrings, in: Der Regulator, Jg. 38, 4 Nov. 1921, p. 175; E. Lemmer, Internationale Arbeitskonferenz in Genf, in: ibid., Jg. 41, 27 June 1924, p. 52; Von der II. Internationalen Arbeitskonferenz, in: ibid., Jg. 45, 6 July 1928, p. 106–7; and Michael Schneider, Gewerkschaften in der Weimarer Republik, p. 323.

31 Defending Germany's national interests, for example, diverted considerable energies and resources into supporting Hirsch-Duncker groups in separated areas like Upper Silesia, Danzig, and the Saar. Internationalism led union leaders to participate in numerous international conferences and make small contributions to liberal-oriented international labor organization in the Netherlands. Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, pp. 232–239; and Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, pp. 240–41.

32 This proved to be the case in each of the craft unions for which information was available for this study. Consequently, craft congresses regularly refused to decentralize authority, select new leaders, or listen to voices demanding reform. In the metal workers union, for example, see Protokoll ... 1920, p. 149–51, 181. For the factory workers' union, the second largest in the VdG, see Protokoll der 14. ordentlichen Generalversammlung des Gewerkvereins der Deutschen Fabrik- und Handarbeiter (Hirsch-Duncker) abgehalten zu Berlin vom 16. bis 22. Mai 1921, Berlin 1921, pp. 99–106. For the textile workers craft, see Protokoll der außerordentlichen Generalversammlung des Gewerkvereins der Deutschen Textilarbeiter (Hirsch-Duncker) abgehalten vom 31. Januar bis 2. Februar 1930 in Spremberg L., n.p. n.d., pp. 19–20.

33 Union leaders regularly called for new and more intensive campaigns to recruit youth. See, for example, Protokoll des achtzehnten ordentlichen Delegiertentages des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (H.-D.) abgehalten im Verbandshause zu Berlin vom 7. bis 13. November 1920, Berlin n.d., p. 110. Appeals were made at every metal workers' Delegiertentag as well as at the congresses of textile workers and factory

By the end of the decade, an aging, entrenched, and defensive union leadership appeared more intent on protecting its jobs and preserving union insurance funds than rebuilding or expanding the tattered Hirsch-Duncker organization.[34]

But the weight of tradition did not keep Hirsch-Duncker labor completely out of step with the new times. Besides embracing the new Republic without reservation, something the Christian unions refused to do, the VdG joined its socialist and Christian competitors in welcoming the newly won eight-hour day, supporting an expanded role for workers in production, leaving the door open for limited socialization, and backing fundamental social reform. Like their larger counterparts, moreover, they too launched a new umbrella federation of labor organizations called the Free-National Trade Union League of Workers', Commercial Employees', and Officials' Organizations ("Freiheitlich-nationaler Gewerkschaftsring deutscher Arbeiter-, Angestellten-, und Beamtenverbände"), or simply "Gewerkschaftsring."[35] Founded in 1920, this liberal umbrella federation included not only the Hirsch-Duncker unions but also the League of Employees ("Gewerkschaftsbund der Angestellten," GDA) with 314,000 members, General Railroad Workers' Union ("Allgemeiner Eisenbahner-Verband," AEV) with 81,732, and several smaller unions. The Ring claimed to represent over 600,000 workers dedicated to the Weimar

[Forts. von Anm. 33]
workers, and in the Hirsch-Duncker press. Few serious initiatives were ever undertaken, however, and by 1930 the Hirsch-Duncker youth movement was moribund. The skepticism harbored by older union leaders toward youth is reflected in the absence of younger workers among the upper echelons of the Hirsch-Duncker organization. See Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, p. 239.
The admission of women to Hirsch-Duncker ranks had been one point of contention between Hirsch and union reformers at the turn of the century. While reformers in Düsseldorf argued for the creation of separate womens' unions within the VdG federation, Hirsch and more traditional elements successfully opposed this idea. A womens' union was founded before World War I, but it made little headway then or during the 1920s, and the number of women in the individual Hirsch craft unions remained negligible. During the Ruhr Crisis of 1923, the number of women in the VdG fell from 23,335 to 12,740 and hovered around this number for the rest of the decade. Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, p. 359. Even in the textile craft, a branch of industry where women were employed in significant numbers, the Hirsch-Duncker Gewerkverein remained hostile to women's membership, participation, or leadership. See Reichskonferenz des Gewerkvereins der Deutschen Textilarbeiter (Hirsch-Duncker) abgehalten am 11. und 12. Juni 1927 in der "Funkenburg", Cottbus, n.p. n.d., p. 15.

34 The Hirsch-Duncker metal workers' congress in 1929 returned repeatedly to the problem of aging union leaders and members. The aging membership increased the burden on the union's sickness, pension, and disability funds. The retirement, illness, or death of numerous union leaders, most of whom could not be replaced by younger leaders because of the desperate state of union finances, deprived the organization of new energy and ideas at a critical moment. Aging leaders proved less interested in recruitment, publicity, and public action than protecting their insurance funds and job security. For the metal workers, see Protokoll des einundzwanzigsten ordentlichen Delegiertentages des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (H.-D.) abgehalten vom 20. bis 24. Mai 1929 in Magdeburg, Berlin 1929, pp. 25–7, 74–6, 83–8, 127–8.

35 The only scholarly examinations of the Gewerkschaftsring are Guenther Hanisch's Freiheitlich-nationaler Gewerkschaftsring deutscher Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände (FNG), (1920), 1918–1933, in: Die Bürgerlichen Parteien, vol. 2, pp. 46–52; and Werner Fritsch's Gewerkschaftsring deutscher Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände (Gwr) (1918), 1920–1933, in: Lexikon zur Parteiengeschichte, vol. 3, pp. 64–71. For an overview by the Ring's General Secretary, see Ernst Lemmer, Der Gewerkschaftsring deutscher Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, vol. 1, pp. 685–87. These studies do not mention, however, that the first attempt to found a larger liberal federation of labor, albeit for political purposes, took place in 1912 with the founding of the Reichsverein Liberaler Arbeiter und Angestellten in Leipzig. The brief and unsuccessful history of this small labor organization is described in the author's dissertation, Anton Erkelenz, pp. 45–48.

Constitution, social reform, and a democratized economy.[36] But as the Hirsch-Duncker unions lost ground later in the decade, and sharp differences over personal authority, political orientation, member contributions, and social reform policies escalated within the Ring, the VdG's influence in and commitment to this liberal federation waned.[37]
Wartime collaboration and a core of common interests certainly made cooperation with the socialist and Christian unions much easier than before World War I. This did not signal either a soften attitude toward socialism nor readiness to jettison the VdG's traditional religious neutrality, just a more pragmatic posture.[38] Concerted action in wage initiatives, politics, and social reform proved mutually advantageous for each union.[39] But for Hirsch-Duncker leaders, these connections had the added benefit of amplifying their authority and status within the VdG. For socialist and Christian leaders, on the other hand, the Hirsch-Duncker connection provided a convenient entry into middle-class liberal circles, especially through the Hirsch-Duncker tie to the German Democratic Party (DDP). This often overlooked political connection helps to explain why socialist and Christian leaders worked behind the scenes at times to preserve organized labor's weakest branch.[40]

36 For information on the Gewerkschaftsbund der Angestellten, the largest Ring member and the only partner experiencing membership growth in the second half of the 1920s, see Gustav Schneider [GDA chairman], Gewerkschaftsbund der Angestellten (GDA), in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, vol. 1, pp. 657–65; Gunter Hartfiel, Angestellte und Angestellten-Gewerkschaften in Deutschland, Berlin 1961, pp. 148–68; Werner Fritsch, Gewerkschaftsbund der Angestellten (GDA) 1919–1933 (1935), in: Lexikon zur Parteiengeschichte, vol. 3, pp. 55–63; and Hans Speier, German White-Collar Workers and the Rise of Hitler, New Haven 1986, pp. 128–50.

37 Differences between the Hirsch-Duncker and GdA representatives in 1923 over how wage and social insurance reductions should be handled equitably for blue-collar and white collar workers degenerated into disputes over organizational and personal authority in the Gewerkschaftsring. The Ring allies could make common cause in defending trade union staples like the eight-hour day, but their endless wrangling over the level of their joint political involvement, staff selection, editorial policy in union publications, and the Ring's approach to social welfare issues seriously weakened liberal labor's united front in the second half of the 1920s. For an indication of the Ring's internal problems, see Gustav Stockinger to Erkelenz, 18 Jan. 1927, EN/42; Gustav Schneider to Erkelenz, 24 Nov. 1928, EN/125; and Linksliberalismus in der Weimarer Republik. Die Führungsgremien der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Staatspartei 1918–1933. Ed. by Lothar Albertin and Konstanz Wegner, Düsseldorf 1980, pp. 268–72 (19 July 1923).

38 See, for example, Verbandstag, in: Der Regulator, Jg. 39, 16 June 1922, pp. 87–88.

39 Joint position papers submitted to government authorities by the three unions suggest the areas of cooperation. See Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise, pp. 85 ff. The best example of local cooperation between Hirsch-Duncker, socialist, and Christian unions took place in Düsseldorf. Düsseldorf, in: Der Regulator, Jg. 39, 28 July 1922, p. 105.

40 Examples of socialist protective efforts include the 1919 ADGB order to halt all efforts to recruit or coerce Hirsch- Duncker workers into the "free" unions. Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933, p. 75. One other indication of the continuing importance of the VdG to its larger rivals was the generous 1927 formula agreed upon by the three unions for dividing a 10,000,000 Mark Ruhr compensation fund: 6 (ADGB), 4 (DGB), 1 (Hirsch-Duncker). It in no way reflected the membership ratio between the three organizations. Michael Schneider, Gewerkschaften in der Weimarer Republik, p. 342.
Socialist labor appeared particularly eager to shore up close working relations with the VdG in the early years of the republic in order to maintain close ties through it to the German Democratic Party (DDP), one Social Democratic partner in the Weimar Coalition. The Democrats, it is true, drew most of their support from middle-class professionals and businessmen. But the party's vocal left wing was led by Hirsch-Duncker Democrat Anton Erkelenz. Moreover, as the DDP's largest left-wing electoral bloc, Hirsch-Duncker Democrats served as a check against conservative elements in the party that wanted to jettison all ties to labor and move to the political right. Thus by remaining visible and active in the DDP and its Reichstag delegation, Hirsch-Duncker leaders like Erkelenz, Paul Ziegler, and Gustav Hartmann

The active role played by a few VdG leaders in the German Democratic Party marked yet another departure from prewar practice. It did not herald the end of the unions' nonpartisan political tradition – sharply differing political loyalties and a large number of politically unaffiliated members guaranteed that. Nevertheless, the political engagement of men like Anton Erkelenz, a prewar union reformer who now served the Democratic party as Reichstag deputy, general secretary, and political journalist opened new opportunities for the VdG in both politics and organized labor. Erkelenz and his Hirsch-Duncker allies used their political positions in the DDP to promote social and economic reforms of importance to union members, to build political contacts with other pro-labor parties, and to seek support from numerous governmental agencies.[41] To keep Democrats from ignoring labor or social reform, on the other hand, they continually reminded the party faithful of the importance of Hirsch-Duncker backing at election time. These political contacts provided additional leverage for union leaders like Erkelenz within Hirsch-Duncker circles.[42]

Yet adapting to the new republic raised challenges for which no Weimar trade unionist was prepared. Of the numerous crises faced by organized labor throughout this troubled decade, the mounting inflation of 1921–1922, the Ruhr Crisis of 1923, and the stabilization crises of 1923–1924 turned out to be the most disastrous, especially for the Hirsch Duncker unions. During the Ruhr Crisis, for example, the VdG played a small but important role in organizing and supporting passive resistance, gathering intelligence, disseminating propaganda, and distributing governmental assistance in the occupied areas.[43] As inflation escalated, however, key staff had to be cut, publications closed, insurance payments suspended, and routine activities radically curtailed.[44] In a year

[Forts. von Anm. 40]
helped to cement their party's ties to the Weimar Coalition and organized labor. Socialist interest in this Hirsch-Duncker connection may have waned with the decline of the VdG and the DDP after 1923, but the tradition of labor collaboration persisted. For additional information on the political role of Hirsch-Duncker labor, see Anton Erkelenz, Die deutschen Gewerkvereine und die Parteien, in: Internationales Handwörterbuch, vol. 2, p. 1238; and Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, pp. 199–200.

41 See, for example, Invalidenversicherung, in: Der Regulator, Jg. 38, 2 Dec. 1921, pp. 189–90; Neue Verbesserungen der Sozialversicherung, ibid., Jg. 39, 20 Jan. 1922, pp. 9–10.

42 Anton Erkelenz's political career throughout the decade reveals the kinds of connections, advantages, and problems encountered by Hirsch-Duncker leaders engaged in Democratic politics. For an analysis of Erkelenz's political role in the Weimar Republic, see the author's dissertation cited earlier.

43 On the VdG's role in defending the Rhineland, see Erkelenz to Interior Minister Rudolf Oeser, 31 Jan. 1923, EN/23; Bierwirth to Erkelenz, 15 Feb. 1923, and Erkelenz to Bierwirth, 16 Feb. 1923, EN/23. For information on negotiations with governmental agencies like the Rheinische Volkspflege and on sums of money transferred through the VdG to the Rhineland, see Anton Erkelenz's correspondence in EN/114; and Erkelenz to Reich Interior Minister Oeser, 31 Jan., 5 Feb., and 28 April 1923, EN/26. For detailed reports on Hirsch-Duncker activity in the occupied areas, see Adolf Lange (Düsseldorf) to Erkelenz, 18 May, 22 June 1923, EN/25; 10, 18 July, 4 August, 11 Sept. 1923, EN/27. Important information on the role of the Hirsch-Duncker unions during the Ruhr Crisis is also contained in the reports published by the machinists' weekly Der Regulator, and in Michael Ruck, Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf, pp. 11–6, 167–81.

44 For a review of problems posed by skyrocketing inflation, see Anton Erkelenz, Die Verarmung aller gewerkschaftlichen Organisationen, in: Der Regulator, Jg. 40, 15 Sept. 1922, p. 133; G. Hildebrand, Teuerung und ihre Bekämpfung, in: ibid., Jg. 39, 29 Sept. 1922, pp. 140–1; and Ein Spiegelbild der ernsten Zeit, in: ibid., Jg. 40, 16 Feb. 1923, pp. 21–2. For staffing problems, see Gustav Stockhinger (Remscheid) to Erkelenz, 22 Nov. 1923, EN/29. Inflation forced Hirsch-Duncker metal workers to reduce the size of their weekly newspaper Der Regulator from six to two sides, to publish it bi-monthly after September, and finally to suspend publication altogether from 9 November to 21 December 1923. The VdG's national weekly Der

which brought the VdG closer to collapse than ever before, union membership fell from 230,000 to 149,780, the organization's infrastructure disintegrated, and radical new voices surfaced in several crafts.[45] Leaders blamed international forces, government folly, and the selfishness of German big business for the tragedy, but in the years that followed they never succeeded in restoring what inflation had swept away. Membership never rose above 168,000 again, key staff positions remained unfilled, and traditional insurance programs were never fully reconstituted, even though they had been the VdG's most effective recruitment tool.[46] Subsequent wage conflicts, high levels of unemployment, and then the Great Depression simply made things worse, and by the early 1930s the Hirsch-Duncker unions were struggling desperately just to survive.

Given this dismal record, did these unions leave any recognizable fingerprints on Weimar trade unionism, other than attending important meetings, organizing the liberal "Gewerkschaftsring," or trying to hold the Democratic Party in check? The catalog can only be highlighted here, but it is nonetheless noteworthy. In the early years of the republic, for example, union leaders contributed importantly to the increasing use of wage contracts to protect union members.[47] In addition, union leaders serving in the Reichstag helped to fine tune the Factory Council Law of 1920 and numerous other laws dealing with social welfare.[48]

Hirsch-Duncker publicists also contributed important new ideas and a liberal perspective to trade union discourse. In the early 1920s, for example, "Regulator" editor Anton Erkelenz may have been the first German trade unionist to advocate the use of automatic

[Forts. von Anm. 44]
Gewerkverein suspended publication permanently in August 1923. For information on the collapse of the Hirsch-Duncker life insurance programs, see Der Regulator, Jg. 42, 11 Jan. 1924, pp. 1–2; and W. Matthias, Gewerkverein der Holzarbeiter Deutschlands (H.-D.), in: Internationales Handwörterbuch, vol. 1, p. 715.

45 For information on radicalization in the Gewerkvereine, see Anton Erkelenz, Krisenzeichen in der Gewerkschaftsbewegung, in: Der Regulator, Jg. 41, 23 March 1923, p. 35; Leuchtkugeln, in: ibid., Jg. 40, 6 April 1923, p. 40; and Aus den Beschlüssen des 19. ordentlichen Delegiertentages, in: ibid., 8 June 1923, pp. 66–7.

46 For trade union membership statistics, see Ludwig Heyde and Reinhard Huber, Übersicht über die Gewerkschaftsbewegung im Deutschen Reich, in: Internationales Handwörterbuch, vol. 2, pp. 648–710. Besides the decline in female membership, down from 23,375 in 1922 to a more or less permanent 12,740 by 1924, the Ruhr Crisis virtually destroyed the youth wing of the Hirsch- Duncker unions. Max Friedrich, Für unsere Gewerkvereinsjugend!, in: Der Regulator, Jg. 41, 30 March 1923, p. 38; and E. Bergert, Reichsjugendbundtagung, in: ibid., 15 June 1923, p. 69.

47 Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, p. 235.

48 Although skeptical at first about factory councils because of negative experiences with radical workers' councils during the November Revolution, Hirsch-Duncker leaders ultimately came out in support of this new institution in May of 1919 on the condition that "none of the existing economic rights of the trade unions would be taken away," that unions would be assigned a key role in the councils, and that union representatives would receive "expanded" insight into the functioning of factories as well as the right of co-determination." Der Gewerkverein, Jg. 50, 3 May 1919. Anton Erkelenz even developed a Hirsch-Duncker proposal for Betriebsräte that was adopted by the Hirsch-Duncker Verbandstag in 1919. See Verhandlungen des zwanzigsten ordentlichen Verbandstages der Deutschen Gewerkvereine, pp. 82–3, 106–8; and Der Gewerkverein, Jg. 50, 30 November 1919. Erkelenz's proposal drew on ideas from left-liberals like Friedrich Naumann, Walther Rathenau, and Heinz Potthoff. It differed from the Social Democratic proposal by emphasizing non-political, decentralized, self-regulating councils elected with proportional representation. Later in 1919, Erkelenz's concept was adopted by the Democratic Party as its bargaining position, and compromises reached between the DDP and the Social Democrats on this legislation altered some of the language but little of the content of the final legislation. For a discussion of these negotiations, see Rennie W. Brantz, Anton Erkelenz, pp. 108–112; and Michael Schneider, Gewerkschaften der Weimarer Republik, p. 304.

wage indexing ("gleitende Lohnskala") to cope with inflation, an idea embraced only later by the socialist unions.[49] He and other union writers campaigned throughout the first half of the decade for replacement of Bismarck's state welfare system with a system of private, worker-administered insurance funds.[50] Union spokesmen also promoted the concept of "guided capitalism" with worker co-determination, and in the second half of the decade they participated actively in public debates over consumerism, rationalization, and economic democracy.[51] In the early 1930s, finally, Erkelenz appears to have been one of the first trade unionists in Germany to argue against Chancellor Brüning's 1930 deflationary policies and for government-sponsored public works programs to stimulate recovery from the Depression.[52]

The most interesting Hirsch-Duncker initiative in the last years of the republic called on Germany's three trade unions to unite. The idea had surfaced first among Hirsch-Duncker reformers before World War I, was raised again by union leaders during the war, and received periodic attention from disgruntled individuals throughout the 1920s.[53] Yet not until Anton Erkelenz resigned from the moribund German Democratic Party in 1930 and joined the Social Democrats did it become a front page issue. From mid-1930 until the spring of 1933, the ailing Erkelenz negotiated with Hirsch-Duncker and socialist leaders in hopes of engineering the merger of these two unions as a first step toward a single trade union movement. Socialist leaders responded warmly, but timidity among several Hirsch-Duncker leaders in Berlin and scattered skepticism in the ranks forestalled timely action.[54] Nevertheless, during final discussions in April 1933, only days before Germany's unions were abolished by the Nazis, union negotiators proposed equal Hirsch-Duncker representation on a leadership committee empowered to complete the merger.[55] Formal talks ended abruptly with the Nazi crackdown in May, but unity discussions initiated at this point by Hirsch-Duncker leaders helped to set the stage for a unified labor movement later in the Federal Republic.[56]

49 See Erkelenz's article Die selbstätige Anpassung, in: Der Regulator, Jg. 39, 3 March 1922, p. 27; Leuchtkugeln, in: ibid., 24 March 1922, p. 40; and Michael Schneider, Gewerkschaften in der Weimarer Republik, p. 334.

50 See Anton Erkelenz, Gegen die Versteinerung der deutschen Sozialpolitik! Eine sozialpolitische Streitschrift, Berlin 1922. This is a republication of Erkelenz's speech to the 1922 Hirsch-Duncker Verbandstag.

51 Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, p. 237.

52 See, for example, his Der Abbauwahn. Gegen Deflation, gegen Inflation, für Stabilität, Berlin 1932. Strongly influenced by Britain's MacMillan Report, Erkelenz initially believed that the Depression could only be overcome through international measures. Anton Erkelenz, Der Abbauwahn, in: Die Hilfe, Jg. 38, 16 Jan. 1932, pp. 49–53. When this proved unrealistic, he looked to public works programs as the way to get the German economy moving again. By 1932 he generally supported the approach recommended by SPD leader Fritz Tarnow, but remained skeptical about employing deficit financing. Anton Erkelenz, Arbeitsbeschaffung, in: Der Beamtenbund, 8 March 1932, pp. 19–22.

53 For one prewar discussion, see Erkelenz's article series entitled Zeit und Streitfragen, in: Der Gewerkvereinsbote (Düsseldorf), Jg. 4, 9, 16, 23, 30 December 1904. Wartime fusion was first recommended in the 10 March 1915 issue of Der Regulator. One of many suggestions for fusion during the 1920s came from Theodor Jansen (Mönchen-Gladbach) to Erkelenz, 27 March 1926, EN/38.

54 For Erkelenz's negotiations, see his extensive correspondence with A. Lange, Paul Ziegler, F. Leipart, Gustav Hartmann, Julius Kaever, and Brandes, in EN/59–61, 101, 136.

55 Gerhard Beier, Zur Entstehung des Führerkreises der vereinigten Gewerkschaften Ende April 1933, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 15 (1975), p. 386.

56 Gerhard Beier, Einheitsgewerkschaft. Zur Geschichte eines organisatorischen Prinzips der deutschen Arbeiterbewegung, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 13 (1973), pp. 207–42; Gerhard Beier, Gleichschaltung

The VdG proved too weak and disoriented by the early 1930s to do more than warn of the National Socialist danger. Like its liberal and labor allies, Hirsch-Duncker authors generally underestimated the Nazis' appeal, energy, and organizational skills, attributing the party's spectacular success to the Depression and failed government policies.[57] Union leaders recognized that Germany stood at a crossroads, but they were so hopelessly frustrated, confused, and dispirited by worsening economic and political conditions that they did not know what to do.[58] Anton Erkelenz even suggested privately that Hitler be given power, thinking that such a move would expose the Nazis' incompetence.[59] Throughout the final agony of the republic, the unions' deep respect for the rule of law, their rejection of political strikes, and their preoccupation with daily survival precluded any thought of active resistance to National Socialism or any other brand of right-wing dictatorship. Stagnant and broken, the VdG ultimately surrendered just as meekly to Hitler as did the Socialist and Christian unions.[60] In the dark years that followed, Hirsch-Duncker leaders suffered far less persecution than their socialist or Christian counterparts, apparently because Nazi officials also wrote them off as insignificant. Apart from Hirsch-Duncker metal worker and former Democratic Reichstag deputy Paul Ziegler, few Hirsch-Duncker members ended up in the Nazi Party.[61]

What this brief overview of the Hirsch-Duncker unions in the Weimar Republic shows most clearly is the crippling weight of tradition on Germany's smallest trade unions. Hirsch's nineteenth-century legacy saddled the VdG with a narrow and fractured liberal vision, time-worn strategies, antiquated structures, and an overly cautious leadership that could not cope with the unprecedented problems and expanding responsibilities of the 1920s. Rival unions enjoyed larger memberships and more resources, but they too fell victim to the weight of the past as well as the formidable challenges of the republic.

Perhaps an unusable past and limited resources should have relegated the VdG to the marginal status assigned by Professor Winkler. But recognition by rivals, the government, the Democratic Party, and even big business, along with an active presence in key union deliberations combined to elevate these unions into to a more prominent role in German trade unionism and politics than its size seemed to warrant. Rival unions needed the

[Forts. von Anm. 56]
und Widerstand, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 26 (1975), pp. 410–21; and Michael Schneider, Die Gewerkschaften in der Weimarer Republik, pp. 412–14, 428.

57 See, for example, Anton Erkelenz, Ein offenes Wort in ernster Stunde, in: Der Regulator, Jg. 48, 8 May 1931, pp. 73–4.

58 Reinhard Giersch, Verband der Deutschen Gewerkvereine, p. 241.

59 Erkelenz to Kronnenberg, 28 Jan. 1931, EN/60; Erkelenz to Lehmann (Mannheim), 4 Aug. 1931; and Erkelenz to Günther Ohlbrecht (Munich), 6 Sept. 1931, EN/61.

60 In the last few months before the unions were abolished on May 2, 1933, Hirsch-Duncker leaders sought accommodation with the new regime. They emphasized their nationalist tradition, service to workers, and valuable economic ideas. That they were now dispensable did not seem possible. See Anton Erkelenz, Aufgaben der Stunde, in: Der Regulator, Jg. 49, 24 March 1933, pp. 41–42. After the VdG's dissolution, union leaders continued to negotiate with Nazi authorities in hopes of preserving their insurance funds. For a broader discussion of the end of the trade unions in 1933, see Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften, pp. 301–5; and Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987, pp. 926–49.

61 Martin Schumacher, M. d. R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945, Düsseldorf 1991, p. 1571.

Hirsch-Duncker movement for solidarity and for its political connections. Why else would they take such pains to protect, include, listen, and respond to these unions? Government officials needed the Gewerkvereine as a moderating force in organized labor and for its ties to workers in lost or occupied areas. Why else would they continue to recognize and subsidize these unions throughout the 1920s? Even the German Democratic Party depended on these unions for their numbers, small though they were, and their organizational skills. Why otherwise would they have elevated a person like Erkelenz into the party's leadership and continue to court Hirsch-Duncker voters? Thus while Hirsch-Duncker fingerprints may appear faint to historians today, they were clearly visible to union leaders and politicians at the time.

With this in mind, it is clear that the "Verband deutscher Gewerkvereine" deserves much closer scrutiny than it has heretofore received. Its important role politically in bridging the gap between left-liberal Democrats and the Social Democratic Party needs more careful analysis, as does the impact of its liberal traditions and connections. More extensive investigation of the interactions between the VdG and the Christian and socialist unions is also needed. To understand why these craft unions experienced such a steep decline during the 1920s, additional attention will have to be directed to the debilitating craft rivalries, divisive political tensions, demographic dilemmas, and intractable economic crises they faced. Nevertheless, even the brief introduction presented here should make clear that the Hirsch-Duncker unions played a far more important role in German trade unionism and politics than most historians have acknowledged. These small unions, sandwiched in between larger Christian and socialist organizations, remind us that numbers alone did not decide the fate of German labor or the Weimar Republic.

Internationale Gewerkschaftsorganisationen zwischen Einheit und Spaltung

Die Internationale Vereinigung der Textilarbeiter und der Weltgewerkschaftsbund 1945 bis 1949

Von Werner Reutter

Mit der im Februar 1945 auf der ersten Weltgewerkschaftskonferenz in London beschlossenen und im Oktober 1945 erfolgten Gründung des Weltgewerkschaftsbundes (WGB) rückte ein doppeltes Ziel der internationalen Arbeiterbewegung in realisierbare Nähe: einerseits die richtungspolitische Spaltung in sozialdemokratisch/sozialistische, kommunistische und christliche[1] Gewerkschaften zu überwinden und andererseits die organisatorische Doppelstruktur von bis dahin autonomen Internationalen Berufssekretariaten (IBS)[2] und Internationalem Gewerkschaftsbund in einen umfassenden Weltverband zu integrieren.[3] Im Januar 1949, also kaum vier Jahre später, beendete der Austritt des britischen Trades Union Congress (TUC), des amerikanischen Congress of Industrial Organizations (CIO) und des holländischen Nederlands Verbond van Vakvereinigingen (NVV) diese kurze Periode gewerkschaftspolitischer Einheit. Mit der noch im selben Jahr erfolgten Gründung des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG)

1 Vertreter christlicher Gewerkschaften nahmen allerdings nur als Beobachter an den Konferenzen 1945 teil, beteiligten sich nicht an der Gründung des WGB und reorganisierten den Internationalen Bund Christlicher Gewerkschaften. Vgl. Giampiero Bianchi, La CMT/CISC: Identité chrétienne et vocation syndicale (1945–1990), in: Syndicalisme. Dimensions Internationales. Hrsg. von Guillaume Devin, La Garenne-Colombes 1990, S. 123–140, hier S. 128–131; zum Internationalen Bund Christlicher Gewerkschaften, der sich 1968 in den „Weltverband der Arbeitnehmer" umwandelte, vgl. auch: Siegfried Mielke, Weltverband der Arbeitnehmer, in: Handwörterbuch Internationale Organisationen. Hrsg. von Uwe Andersen und Wichard Woyke, Opladen 1985, S. 329–332; Tom Etty und Ernst Piehl, Weltverband der Arbeitnehmer, in: Internationales Gewerkschaftshandbuch. Hrsg. von Siegfried Mielke, Opladen 1983, S. 21–30.

2 Internationale Berufssekretariate, also Vereinigungen von nationalen Industrie- bzw. Berufsgewerkschaften, wurden vor und um die Jahrhundertwende gegründet; in der Zwischenkriegszeit bestanden rund 30 IBS, die zwischen zwei Millionen (Internationaler Metallarbeiter Bund) und wenigen Tausend Mitgliedern (Internationales Sekretariat der Friseurgehilfen) besaßen. Sie waren unabhängige Verbände, teilten jedoch mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund ein sozialdemokratisch/sozialistisches Grundverständnis und arbeiteten punktuell mit ihm zusammen. Zu den IBS allgemein vgl.: Kurt P. Tudyka, Internationale Berufssekretariate, in: Internationales Gewerkschaftshandbuch, a. a. O., S. 31–49; Lewis Lorwin, The International Labor Movement. History, Policies, Outlook, Westport 1953, S. 30–37 und 310–316; John P. Windmuller, The International Trade Union Movement, Deventer usw. 1980, S. 37–39 und 148–164; Sigrid Koch-Baumgarten, Siegfried Mielke und Peter Rütters, Akteure und Handlungsfelder internationaler Gewerkschaftspolitik – Weltebene –, in: Gewerkschaftsjahrbuch 1987. Daten – Fakten – Analysen. Hrsg. von Michael Kittner, Köln 1987, S. 542–605, hier: S. 557–604; Peter Rütters, Histoire et dévélopment des Sécrétariats Professionnels Internationaux (SPI), in: Syndicalisme ..., a. a. O., S. 251–266.

3 Vgl. Report of the World Trade Union Conference, February 6th to 17th 1945, London, London o. J.; Report of the World Trade Union Conference Congress. September 25th to October 8th 1945, in Paris, Paris o. J. – Zum Internationalen Gewerkschaftsbund vgl.: Walter Schevenels, Forty-Five Years International Federation of Trade Unions 1901–1945, Brüssel 1956; Lewis Lorwin, The International Labor ..., a. a. O.; John P. Windmuller, The International Trade Union ..., a. a. O., S. 33–37; Georges Lefranc, Les expériences syndicales internationales des origines à nos jours, Paris 1952, S. 7–35.

reetablierten sich die organisatorischen Strukturen, die bereits die Zwischenkriegszeit geprägt hatten: Wieder existierten auf internationaler Ebene drei Richtungsverbände der Landeszentralen sowie die organisatorisch selbständigen Berufssekretariate, in denen Einzelgewerkschaften Mitglieder waren.

Für das Scheitern des Experimentes Weltgewerkschaftsbund spielte der Konflikt um die Integration der Berufssekretariate in die geplanten Internationalen Berufsabteilungen (IBA) des Weltgewerkschaftsbundes eine erhebliche Rolle, auch wenn er nicht die Ursache[4] für den Austritt westlicher, sozialdemokratisch/sozialistischer Verbände war. Die Auseinandersetzungen und die durch die Verhandlungen mit den Berufssekretariaten verknüpften Verzögerungen beim Aufbau der IBA des Weltgewerkschaftsbundes stellten lediglich einen „Stolperstein" dar, der ab 1947 nicht mehr zu überwinden war.[5] In ihnen kristallisierte sich jedoch das prinzipielle Konstruktionsproblem des Weltgewerkschaftsbundes heraus, organisations- und gesellschaftspolitsch konkurrierende Vorstellungen in einen richtungsübergreifenden Weltbund zu integrieren. Die Konflikte zwischen den Internationalen Berufssekretariaten und dem Weltgewerkschaftsbund, die sich vorwiegend um die Stellung der Internationalen Berufsabteilungen innerhalb des WGB drehten, waren eine Ebene, „auf der nicht miteinander zu vereinbarende und grundlegende Differenzen ausgetragen wurden und sich die Schwächen des Bundes offenbarten: Gerade in der Frage des Organisationsaufbaus erwiesen sich die Organisationsmodelle, -konzeptionen und -realitäten kommunistischer bzw. ‚westlicher' Verbände als nicht kompatibel und somit nicht kompromißfähig."[6]

Im Gegensatz zu der meist in der Literatur vertretenen These, wonach die erneute Spaltung in ideologisch und politisch konkurrierende Weltverbände vor allem eine Folge

4 So vor allem zeitgenössische Thesen, nach denen der im September 1948 endgültig abgelehnte Beitritt der IBS in den WGB auch zum Austritt des Trades Union Congress (TUC), des Congress of Industrial Organizations (CIO) und des Nederlands Verbond van Vakvereinigingen (NVV) im Januar 1949 geführt habe. Vgl. die Darstellung von Casey (CIO), Kupers (NVV), Deakin und Tewson (beide TUC): "Thus, the Executive Bureau [des WGB] found itself confronted in September 1948 with the complete and final failure of the negotiations with the I.T.Ss. It is well to remember here that from the outset the British T.U.C. made its final approval of the W.F.T.U. constitution expressly dependent upon the realisation of a satisfactory agreement with the I.T.Ss." Zitiert nach: Trades Union Congress, Free Trade Unions leave the W.F.T.U., Statement by representatives of the British Trades Union Congress, the Congress of Industrial Organisations, U.S.A., and the Confederation of Free Trade Unions of the Netherlands, who took part in the meeting of the Executive Bureau of the World Federation of Trade Unions in Paris, January 17–19, 1949, o. O., o. J.; vgl. auch Horst Lademacher, Jürgen C. Hess, Herman J. Langeveld und Henk Reitsma, Der Weltgewerkschaftsbund im Spannungsfeld des Ost-West-Konflikts. Zur Gründung, Tätigkeit und Spaltung der Gewerkschaftsinternationale, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 18 (1978), S. 119–215, hier: S. 139–147.

5 Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Einleitung, in: Zwischen Integration und Autonomie. Der Konflikt zwischen den Internationalen Berufssekretariaten und dem Weltgewerkschaftsbund um den Neuaufbau einer internationalen Gewerkschaftsbewegung. Eine Quellenedition. Hrsg. von Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Köln 1991, S. 9–67, hier S. 11.

6 Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Einleitung, a. a. O., S. 12; vgl. auch: Peter Rütters, Chancen internationaler Gewerkschaftspolitik. Struktur und Einfluß der Internationalen Union der Lebens- und Genußmittelarbeiter-Gewerkschaften 1945–1985, Köln 1989, S. 22–42; Denis MacShane, Refléxions sur l'histoire de la Fédération Internationale des Ouvriers de la Métallurgie (FIOM), in: Syndicalisme ..., a. a. O., S. 267–296, hier S. 280–288.

der Auseinandersetzungen um den Marshall-Plan und des Kalten Krieges war,[7] können damit weder die Konflikte im WGB um das European Recovery Programm, der beginnende Kalte Krieg noch antikommunistische Ressentiments oder der Einfluß der American Federation of Labor (AFL), die von Beginn an gegen den Weltgewerkschaftsbund opponierte,[8] den Abbruch der Integrationsverhandlungen zwischen Berufssekretariaten und Weltgewerkschaftsbund im September 1948 erklären. Entscheidend waren vielmehr die häufig vernachlässigten binnenorganisatorischen Differenzen, Mehrheitsverhältnisse und Strukturen, die sich sowohl im Weltgewerkschaftsbund als auch in den einzelnen Berufssekretariaten geltend machten. Der im weiteren behandelte Konflikt zwischen der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter (IVT)[9] und dem Weltgewerkschaftsbund wird verdeutlichen, daß vor allem diese innerverbandlichen Faktoren die Entscheidungsfindung in der IVT und den Verhandlungsablauf mit dem Weltgewerkschaftsbund bestimmten – natürlich vor dem Hintergrund der sich verändernden politischen Rahmenbedingungen.[10] Aufgewertet werden dadurch gleichzeitig die demokratietheoretischen Motive, die die Diskussionslinien in der IVT prägten. Wie bei anderen Berufssekretariaten auch, ist daher die Ablehnung der IVT, sich in den Weltgewerkschafsbund eingliedern zu lassen, auf konkurrierende Organisationsvorstellungen zurückzuführen, die in unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Ordnungsmodellen wurzelten.

7 Vgl. Horst Lademacher et al., Der Weltgewerkschaftsbund ..., a. a. O., S. 119–148; Georges Lefranc, Les expériences syndicales ..., a. a. O., S. 67–112; René Mouriaux, La Fédération Syndicale Mondiale de 1945 à 1990, in: Syndicalisme ..., a. a. O., S. 101–122, hier: S. 102–105; Kees van Oene, Der Weltgewerkschaftsbund zwischen Einheit und Spaltung (1945–1949), in: Einführung in die internationale Gewerkschaftspolitik. Bd. 1, Ansatzpunkte gewerkschaftlicher Organisierung. Hrsg. von Werner Olle, Berlin 1978, S. 160–169; Hans Gottfurcht, Die internationale Gewerkschaftsbewegung im Weltgeschehen. Geschichte, Probleme, Aufgaben, Köln 1962, S. 169–198; Marianne Debouzy, Le mouvement syndical Americain: une „politque de puissance", in: Syndicalisme ..., a. a. O., S. 333–358, hier: S. 343 f.; John P. Windmuller, The International Trade Union ..., a. a. O., S. 46–47; Wolfgang Platzer, Gewerkschaftspolitik ohne Grenzen? Die transnationale Zusammenarbeit der Gewerkschaften im Europa der 90er Jahre, Bonn 1991, S. 39–42.

8 Zur AFL vgl. auch: Anthony Carew, The Schism within the World Federation of Trade Unions: Government and Trade-Union Diplomacy, in: International Review of Social History, Vol. 29 (1984) S. 297–335; Roy Godson, American Labor and European Politics. The AFL as a Transnational Force, New York 1976; Die Gewerkschaften im Ost-West-Konflikt. Die Politik der AFL im Europa der Nachkriegszeit. Hrsg. von Horst Lademacher, Melsungen 1982.

9 Die Internationale Vereinigung der Textilarbeiter wurde 1894 gegründet; in den 30er Jahren schwankte ihre Mitgliederzahl wie bei anderen IBS erheblich und betrug zwischen 1 Mio. (1928) und 0,5 Mio. (1939). Sie schloß sich 1960 mit der Internationalen Bekleidungsarbeiter Vereinigung (IBAV) und 1970 mit der Internationalen Vereinigung der Schuh- und Lederarbeiter (IVSLA) zur Internationalen Textil- , Bekleidungs- und Lederarbeiter Vereinigung (ITBLAV) zusammen, die gegenwärtig mehr als 6 Mio. Mitglieder besitzt. Vgl. Wolfgang Kruse und Werner Reutter, Internationale Gewerkschaftsbewegung, in: Gewerkschaftsjahrbuch 1993. Daten-Fakten-Analysen. Hrsg. von Michael Kittner, Köln 1993, S. 649–675, hier S. 649–661; Richard L. Rowan, Herbert R. Northrup und Rae Ann O'Brian, Multinational Union Organizations in the Manufacturing Industries, 2. Aufl., Philadelphia 1982, S. 141–167; Mario F. Hellmann und Werner Olle, Die Internationale Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter Vereinigung (ITBLAV), in: Einführung in die internationale ..., a. a. O., S. 131–150.

10 Die wichtigsten Dokumente über diesen Konflikt sind abgedruckt in der von Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters herausgegebenen Quellenedition: Zwischen Integration und Autonomie. Der Konflikt zwischen den Internationalen Berufssekretariaten und dem Weltgewerkschaftsbund um den Neuaufbau einer internationalen Gewerkschaftsbewegung, Köln 1991; allerdings beziehen sich Koch-Baumgarten und Rütters vor allem auf vier Berufssekretariate: auf die Transportarbeiter-Föderation; den Internationalen Metallarbeiter-Bund; die Internationale Union der Arbeiter und Arbeiterinnen der Lebens- und Genußmittel-Industrie und den Internationalen Bund der Privatangestellten. Von der IVT ist lediglich das Protokoll über die Integrationsverhandlungen mit dem WGB vom 25. 1. 1946 abgedruckt (S. 188–194).

Vor diesem Hintergrund sind insbesondere zwei Aspekte erklärungsbedürftig: Kennzeichnendes Merkmal der IVT und der anderen Berufssekretariate bis 1939 waren ein ausgeprägtes Autonomiestreben und ein organisatorisches Beharrungsvermögen, die historische, organisationspolitische und -strukturelle Gründe hatten. Die Berufssekretariate entstanden meist vor und immer unabhängig vom 1902 gegründeten „Internationalen Sekretariat der Gewerkschaftlichen Landeszentralen", das sich 1913 in „Internationaler Gewerkschaftsbund" (IGB) umbenannte. Auch in den 30er Jahren unternommene Versuche, die Berufssekretariate in den IGB zu integrieren oder zumindest die gemeinsamen Aktivitäten stärker zu koordinieren, scheiterten am Widerstand der Berufssekretariate. Neben der damals virulenten Idee, einen eigenen internationalen Dachverband zu gründen, verhinderte die Befürchtung der Berufssekretariate, daß ihre Integration in den IGB zu einem Verlust ihrer Handlungsfähigkeit und ihrer Partizipationsmöglichkeiten führen würde. Dennoch strebte die IVT 1945/6 eine Eingliederung in den WGB unter der Bedingung ausreichender Handlungsspielräume an, und erst in den nach dem Kongreß im Juli 1946 stattfindenden Verhandlungen zwischen den Berufssekretariaten und dem Weltgewerkschaftsbund traten bei der IVT die Faktoren in den Vordergrund, die im September 1948 zur definitiven Ablehnung der Eingliederung der Internationalen Berufssekretariate in den WGB führten. Zum einen ist daher herauszuarbeiten, was die IVT veranlaßte, die bis 1945 bewahrte organisatorische Selbständigkeit aufzugeben und eine Integration in den Weltgewerkschaftsbund anzustreben. Zum anderen ist damit gleichzeitig die Frage aufgeworfen, welche Ursachen für den zwischen 1946 und 1948 erfolgten erneuten Positionswechsel ausschlaggebend waren.

Rahmenbedingungen und Reorganisationspläne des IGB 1943/44

Die Gründung des Weltgewerkschaftsbundes, der eine gewerkschaftspolitische Variante der Anti-Hitler-Koalition darstellte, erfolgte in einer historisch außergewöhnlichen Situation: Nach vergeblichen Versuchen Mitte der 20er und 30er Jahre[11] schienen zum ersten mal ideologische und organisationspolitische Differenzen zwischen kommunistischen und sozialdemokratisch/sozialistischen Gewerkschaften überbrückbar. Der gemeinsame Antifaschismus, der Aufbau gewerkschaftlicher Einheitsorganisationen in Osteuropa, Italien und Frankreich, die Notwendigkeit, in England und den USA die kommunistischen Teile der Arbeiterbewegungen in die jeweiligen Dachverbände zu integrieren sowie schließlich das Interesse, mit einem starken internationalen Verband die Gestaltung der Nachkriegsordnung zu beeinflussen, resultierten in einem die unmittelbare Nachkriegsentwicklung dominierenden Einheitswillen, der das Kräfteverhältnis zugunsten einer umfassenden Weltorganisation verschob.[12]

Verstärkt wurde der Integrationsdruck für die Berufssekretariate einerseits durch den vorgesehenen Beitrittsmodus, der dem Weltgewerkschaftsbund die alternative Integra-

11 Vgl. Lewis Lorwin, The International Labor ..., a. a. O., S. 97–106 und S. 175–185.

12 Vgl. Horst Lademacher et al., Der Weltgewerkschaftsbund ..., a. a. O., S. 119–122; Lewis Lorwin, The International Labor ..., a. a. O., S. 197–219; Georges Lefranc, Les expériences syndicales ..., a. a. O., S. 67–77; Peter Rütters, Chancen ..., a. a. O., S. 25–28.

tionsstrategie offenließ, die Einzelgewerkschaften über die nationalen Dachverbände anzuschließen, falls die Berufssekretariate eine Eingliederung verweigerten. Damit wäre eine Doppelstruktur industrieller Interessenvertretung entstanden, die die Handlungsfähigkeit und den Bestand einzelner Berufssekretariate in Frage gestellt hätte. Andererseits hoffte nicht nur die IVT, mit einem Beitritt in den Weltgewerkschaftsbund das bis dahin vorwiegend europäische Organisationsgebiet global auszudehnen und die Mitgliederzahlen wesentlich zu erhöhen. Da angenommen wurde, daß jeder Einzelverband einer dem Weltgewerkschaftsbund angeschlossenen Landeszentrale auch der entsprechenden Berufsabteilung angehören würde, verband die IVT mit dem WGB die Chance, „sich von den in der Vergangenheit bestehenden Beschränkungen" zu lösen und „neue Gebiete der Eroberung" zu erschließen.[13] Plausibilität erhielt diese Einschätzung, weil bereits auf der ersten Weltgewerkschaftskonferenz rund 65 Mio. Arbeitnehmer aus Europa, Asien, Amerika und Afrika vertreten waren (davon alleine 27 Mio. von den sowjetischen Gewerkschaften); im Vergleich zum vorwiegend europäischen Organisationsgebiet des Internationalen Gewerkschaftsbundes, der 1939 ca. 14 Mio. Mitglieder besaß, bedeutete dies einen erheblichen Mitgliederzuwachs und eine Globalisierung des Organisations- und Tätigkeitsgebietes.

Obwohl diese Rahmenbedingungen für eine schnelle Eingliederung der Berufssekretariate in den Weltgewerkschaftsbund sprachen, hatten sich bereits zu diesem Zeitpunkt die unterschiedlichen Konzeptionen über Aufbau und Funktionen einer internationalen Gewerkschaftsorganisation bemerkbar gemacht. Die Internationalen Berufssekretariate schlossen in diesem Zusammenhang an Diskussionen an, die die Reorganisationsbemühungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB) in der Zwischenkriegszeit und 1943/44 bestimmt und in denen sich ebenfalls ihre Autonomietradition und ihr organisatorisches Beharrungsvermögen niedergeschlagen hatten. Bereits 1943 hatte der „Emergency International Trade Union Council", der seit 1942 die gewählten Exekutivorgane des IGB ersetzte, durch eine Studienkommission Vorschläge für die Reorganisation der internationalen Gewerkschaftsarbeit nach Kriegsende ausarbeiten lassen. Der 1943 fertiggestellte und 1944 veröffentlichte Abschlußbericht dieser Kommission[14] sah einen nicht an Konfessionen gebundenen, mit starken Regionalorganisationen ausgestatteten, richtungsübergreifenden Weltverband vor, in den die Internationalen Berufssekretariate „vollständig autonom" integriert und in den Gremien gleichberechtigt mit den

13 Vgl. IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 73. – Und der Sekretär der IVT, James Stott, sagte „nicht nur eine bedeutende Erhöhung unseres Mitgliederstandes voraus, sondern auch eine Ausdehnung unserer Tätigkeit". A. a. O., S. 23.

14 James Stott, damals hauptamtlicher Sekretär der IVT, war Mitglied im „Emergency International Trade Union Council" und in der Studienkommission, die die Reformvorschläge ausgearbeitet hatte. Vgl. IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 51–55. Stott nahm für sich sogar in Anspruch, einer der Initiatoren für die Bildung eines richtungsübergreifenden Weltgewerkschaftsbundes gewesen zu sein. Zu seiner Rolle meinte Stott: „Von Anfang an habe ich sehr nahe die Entwicklung der Idee eines Welt-Gewerkschafts-Bundes verfolgt. Ich könnte sogar Anspruch darauf erheben, an dem Ursprung der Idee beteiligt gewesen zu sein, als ich mit anderen Kameraden im Untersuchungsausschuß des IGB, 1942–43, arbeitete." IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 63.

Dachverbänden vertreten sein sollten.[15] Während der Beirat[16] der IVT die IGB-Pläne im August 1943 „prinzipiell" befürwortete[17] (ebenso wie beispielsweise der Internationale Bergarbeiterverband und der Internationale Metallarbeiterbund), kritisierten u. a. die Internationale Union der Lebens- und Genußmittelarbeiter, die Internationale Transportarbeiter Föderation und die Internationale Vereinigung der Schuh- und Lederarbeiter bereits diesen Vorschlag, den sie als zu zentralistisch ansahen. Zudem befürchteten sie eine Abhängigkeit vom Weltbund sowie einen erheblichen Einflußverlust und nur geringe Partizipationsmöglichkeiten für die Einzelverbände.[18] Schon dies ist jedoch ein Indiz dafür, daß Berufssekretariate nicht aufgrund antikommunistischer Ressentiments oder aufgrund des Einflusses amerikanischer Gewerkschaften auf ausreichenden Handlungsspielräumen bzw. organisatorischer Selbständigkeit beharrten: Ihre Ablehnung des IGB-Planes bzw. die Kritik daran resultierten aus organisationspolitischen Vorstellungen über Struktur und Funktionen industrieller Interessenvertretung und aus einer seit der Jahrhundertwende gewachsenen Autonomietradition, die verknüpft wurde mit demokratietheoretischen Erwägungen.

Die Internationalen Berufssekretariate und die Gründung des Weltgewerkschaftsbundes

Obwohl die Pläne des IGB bereits vor seiner Auflösung im Dezember 1945 hinfällig waren und in der Gründungsphase des WGB keine Rolle spielten, schlossen die Ursachen ihres Scheiterns eine vorbehaltlose Eingliederung der Berufssekretariate in den Weltgewerkschaftsbund aus. Trotzdem legte der zur Vorbereitung der Gründung des Weltgewerkschaftsbundes eingesetzte Verwaltungsausschuß[19] im Mai 1945 einen Entwurf für Artikel 13 der WGB-Satzung vor, der weit hinter dem zurückblieb, was die vom Internationalen Gewerkschaftsbund eingesetzte Studienkommission 1943/44 vorgeschlagen hatte. Dieser Statutenentwurf schrieb eine Verantwortlichkeit der Berufsabteilungen gegenüber dem Zentralverband fest und beschränkte ihre Kompetenzen auf „(technische)

15 Dok. 1, 28. 10. 1943: Abschlußbericht der Studienkommission des Provisorischen Internationalen Gewerkschaftsrates des Internationalen Gewerkschaftsbundes, London, über den Wiederaufbau der internationalen Gewerkschaftsbewegung nach dem Weltkrieg, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 81–90.

16 Der Beirat war ein nicht repräsentatives Exekutivorgan der IVT und setzte sich aus den britischen Generalratsmitgliedern zusammen. Der Generalrat umfaßte die Organisationen, die für mindestens 5000 Mitglieder Beiträge entrichteten.

17 IVT, Tagung des Beirates in Manchester, 3. August 1943.

18 Vgl. Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Einleitung ..., a. a. O., 13–15; sowie: Dok. 5, 2. 2. 1945: Stellungnahmen von Vertretern Internationaler Berufssekretariate zum IGB-Plan für die Reorganisation der internationalen Gewerkschaftsorganisation auf der Sitzung des Generalrats des IGB in London, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 103–107; sowie: Internationale Vereinigung der Schuh- und Lederarbeiter, Report and Agenda Paper for the Tenth Conference in Kopenhagen vom 2.–3. April 1946, S. 8–11.

19 Der Verwaltungsausschuß war ein 13köpfiges Gremium, das von dem auf der Weltgewerkschaftskonferenz im Februar 1945 gewählten „World Trade Union Conference Continuation Committee" eingesetzt worden war und das einen Satzungsentwurf für den WGB erarbeiten sollte. Der Verwaltungsausschuß umfaßte je zwei Vertreter der CIO, der CGT, dem TUC, vom Zentralrat der sowjetischen Gewerkschaften, des lateinamerikanischen Gewerkschaftsbundes, sowie jeweils einen Vertreter des chinesischen Dachverbandes, des IGB (W. Schevenels) und der IBS (J. H. Oldenbroek).

Angelegenheiten", ohne ihnen politische oder organisatorische Mitgestaltungsrechte einzuräumen.[20] Zwar kritisierten die Berufssekretariate – darunter auch die IVT – im August 1945 diesen Entwurf, stimmten jedoch in einer unverbindlichen und nur mit „beratendem Charakter" gefaßten Entschließung einer Integration in den Weltgewerkschaftsbund grundsätzlich zu, wenn auch unter dem „Vorbehalt einer Abänderung des Artikel 13" und mit der Forderung, „daß die Weiterführung beruflicher Tätigkeiten ermöglicht wird, und zwar derart, daß diese nicht weniger wirksam sein sollen, als diejenigen, die bisher von den IBS ausgeübt wurden".[21] Das Beharren auf ausreichenden Kompetenzen war damit zu einer Kompromißlinie geworden, die einerseits aus der Einsicht in die Notwendigkeit resultierte, eine richtungsübergreifende und umfassende Weltorganisation zu schaffen, und andererseits die divergierenden organisationspolitischen Positionen absorbieren sollte.

Aber nicht nur die Berufssekretariate versuchten, mit solchen Formulierungen konkurrierende Vorstellungen in Einklang zu bringen. Auf internationaler Ebene gab es 1944/1945 keine funktionierenden Gewerkschaftsorganisationen, und die meisten Berufssekretariate waren zum Zeitpunkt der Londoner Weltgewerkschaftskonferenz im Februar 1945, als die Gründung eines richtungsübergreifenden Verbandes beschlossen wurde, noch nicht wieder reorganisiert. Die entscheidende Rolle in der Gründungsphase des WGB fiel somit nationalen Verbänden zu – vor allem dem Congress of Industrial Organizations, der American Federation of Labor, dem britischen Trades Union Congress, dem Zentralrat der sowjetischen Gewerkschaften sowie der französischen Confédération Générale du Travail (CGT) –, die, soweit erforderlich, bereits ab 1944 wieder aufgebaut und reorganisiert worden waren.[22] Eine Schlüsselrolle kam dabei den britischen Gewerkschaften zu: Bereits 1941 hatte der TUC mit der Bildung des „Anglo-Soviet Trade Union Committee" Verbindungen zu den sowjetischen Gewerkschaften aufgebaut und die erste Weltgewerkschaftskonferenz im Februar 1945 einberufen;[23] darüber hinaus besaßen die britischen Einzelverbände einen maßgeblichen Einfluß in den Berufssekretariaten.

Aufgrund von Widerständen ihrer Mitgliedsorganisationen und um mit den Berufsabteilungen ein binnenorganisatorisches Gegengewicht zu den kommunistischen Gewerkschaften aufzubauen, forderte der TUC daher eine Revision des umstrittenen Art. 13 des

20 Dok. 8, 3. 5. 1945: Entwurf für Artikel 13 der Statuten des WGB betreffend den Status der Internationalen Berufsabteilungen, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 120.

21 Dok. 11, 29. 8. 1945: Konferenz der Internationalen Berufssekretariate in London zur Frage der Eingliederung in den WGB und der Akzeptanz des WGB-Statutenentwurfs, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 140.

22 Vgl. Horst Lademacher et al., Der Weltgewerkschaftsbund ..., a. a. O., S. 122–138; Anthony Carew, The Schism ..., a. a. O.; Denis Bonvalot, La politique et l'activité internationales de la CGT, in: Syndicalisme ..., a. a. O., S. 381–404; René Mouriaux, La CGT, Paris 1982, S. 86–95; Henry Pelling, A History of British Trade Unionism, 3. Aufl., Harmondsworth usw. 1979, S. 210–233.

23 Der Versuch, amerikanische Gewerkschaften in das „Anglo-Soviet Trade Union Committee" (ASTUC) zu integrieren, scheiterte an der Ablehnung der AFL; daraufhin wurde 1942 das „Anglo-American Trade Union Committee" gegründet. Zum ASTUC vgl. Horst Lademacher et al., Der Weltgewerkschaftsbund ..., a. a. O., S. 123 f.; Lewis Lorwin, The International Labor ..., a. a. O., S. 68–70; zur AFL: Roy Godson, American Labor ..., a. a. O.; Die Gewerkschaften im Ost-West-Konflikt ..., a. a. O.; John P. Windmuller, American Labor and the International Labor Movement, Ithaca usw. 1954; Marianne Debouzy, Le mouvement syndical Américain ..., a. a. O., S. 341–347.

WGB-Statutenentwurfes, der den Status der Berufsabteilungen im Weltgewerkschaftsbund regelte. Zusammen mit dem schwedischen Dachverband plädierte der TUC dafür, diesen Artikel ruhen zu lassen, weil ein „zu weitgehender Zentralismus" die Arbeit der Berufssekretariate behindern könnte und deren organisatorischer Tradition widerspräche.[24] Diese Kompromißlinie setzte sich auch im Weltgewerkschaftsbund durch, und sie schuf die Grundlage für die in den folgenden drei Jahren stattfindenden Integrationsverhandlungen zwischen dem Weltgewerkschaftsbund und den Berufssekretariaten. Um die Gründung des Weltgewerkschaftsbundes nicht zu gefährden, wurde daher im Oktober 1945 in Paris beschlossen, Status, Kompetenzen und Funktionen der Internationalen Berufsabteilungen in speziellen Satzungen zu regeln, die die Exekutive des Weltgewerkschaftsbundes nach vorherigen Verhandlungen mit den Berufssekretariaten verabschieden sollte.[25] Damit war der WGB gegründet worden, ohne daß eine Einigung über eine der zentralen Organisationsfragen erzielt worden war.

Die Ausgangsbedingungen der IVT

Die Haltung der IVT gegenüber den Reorganisationsplänen des Internationalen Gewerkschaftsbundes 1944, die organisationsexternen Rahmenbedingungen und die – noch darzustellenden – internen Mehrheitsverhältnisse sprachen also für eine schnelle Eingliederung in den Weltgewerkschaftsbund. Gleichwohl entwickelten sich auch die Integrationsverhandlungen zwischen der IVT und dem Weltgewerkschaftsbund zu einem „Stolperstein", weil die IVT einen Beitritt in den WGB nur auf der Grundlage von demokratisch legitimierten Beschlüssen ihrer Organe vollziehen konnte. Dies war keineswegs ein „taktisches Manöver", um eine frühzeitige Konstituierung der Berufsabteilungen durch den WGB zu verzögern oder um der „neuen Internationale ihre eigentliche Basis zu nehmen und sie zu einem rein politischen – und damit angreifbaren Organ zu stempeln".[26] Im Gegenteil: Die IVT strebte einen schnellen Aufbau der entsprechenden Berufsabteilung an und forderte den Weltgewerkschaftsbund wiederholt auf, im Anschluß an den vom 22. bis 26. Juli 1946 stattfindenden Kongreß, auf dem über den Beitritt entschieden werden sollte, eine Allgemeine Textil-Konferenz einzuberufen, um die entsprechende Berufsabteilung zu konstitutieren. Diese Konferenz wurde von Walter Schevenels, stellvertretender Sekretär im WGB und zuständig für die Beziehungen zu den Internationalen Berufssekretariaten, allerdings nicht anberaumt und wegen interner Konflikte im

24 Vgl. Dok. 16, September 1945: Zusatzanträge des britischen TUC und der schwedischen Landesorganisation (LO) zum Artikel 13 des Statutenentwurfs für den WGB, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 158.

25 Der erste Statutenentwurf für die Internationalen Berufsabteilungen wurde im Februar 1946 vorgelegt. Vgl. auch den Satzungsentwurf für die IBA der Textilarbeiter: IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 89–101; der erste Statutenentwurf vom Februar 1946 und der veränderte Statutenentwurf vom Juni 1946 sind auch abgedruckt in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 197–205.

26 Horst Lademacher et al., Der Weltgewerkschaftsbund ..., a. a. O., S. 140.

Weltgewerkschaftsbund schließlich abgesagt.[27] Auch das Einverständnis der IVT, trotz der Forderung nach einer IBS-Vollkonferenz in Einzelverhandlungen mit dem Weltgewerkschaftsbund die Integrationsbedingungen zu besprechen, und das Aufschieben ihrer eigenen Reorganisationsbemühungen belegen die Intention, sich möglichst rasch in den Weltgewerkschaftsbund einzugliedern. Unabhängig davon, daß ein formaler Auflösungsbeschluß durch den Kongreß statuarisch vorgeschrieben war,[28] manifestierten sich im Insistieren auf diesen Verfahrensvorschriften somit nicht nur Legitimationsprobleme der Exekutive, die bis zum Gründungskongreß des Weltgewerkschaftsbundes im Oktober 1945 ohne einen Beschluß eines repräsentativen Organes agieren mußte, sondern auch die Überzeugung, daß organisationspolitische Grundsatzentscheidungen alleine durch das höchste und umfassendste Repräsentativorgan zu treffen waren.

Die binnenorganisatorischen Voraussetzungen beeinflußten dabei in dreierlei Hinsicht die weiteren Entscheidungsprozesse der IVT: Zum ersten strukturierten sie die Verhandlungsprozesse mit dem Weltgewerkschaftsbund in verfahrenstechnischer Hinsicht: Die Bedingung, auf dem im Juli 1946 stattfindenden ersten Nachkriegskongreß der IVT die Eingliederung in den WGB formal zu beschließen, steht für das generelle Prinzip, Entscheidungen nur durch Repräsentativ- und nicht durch Exekutivorgane treffen zu lassen, um die wichtigsten Mitgliedsorganisationen an der Willensbildung zu beteiligen und eine möglichst hohe Legitimation zu erreichen. So beschloß auch der Beirat der IVT im Oktober 1945, die Bestätigung der Resolutionen der ersten Weltgewerkschaftskonferenz als „Angelegenheiten der Landesorganisationen" zu betrachten, um „sich in keiner Weise" festzulegen, ehe ein Votum des höchsten Gremiums zwischen den Kongressen, dem Generalrat, vorlag.[29] Durch dieses Prinzip belebte sich zum zweiten die organisatorische Autonomietradition, und einzelne Mitgliedsorganisationen (vor allem aus der Schweiz, aus Belgien und aus Dänemark) waren in der Lage, Kritik an den zentralistischen Organisationsvorstellungen der sowjetisch/kommunistischen Gewerkschaften vorzubringen. Das Zusammenspiel dieser beiden Aspekte verzögerte den Aufbau von Berufsabteilungen im WGB und stärkte die britische Position, der Eingliederung in den Weltgewerkschaftsbund nur unter ausreichenden Handlungsgarantien zuzustimmen.

Zum dritten und letztlich entscheidend erwiesen sich damit die Mitgliederstruktur und die Mehrheitsverhältnisse in der IVT, die – wie eine Anzahl anderer Sekretariate – ihren Sitz in England hatte und in der die britischen Einzelgewerkschaften, die sich ohnehin an die Beschlüsse des Trades Union Congress gebunden fühlten,[30] einen erheblichen

27 Vgl. IVT, Generalratssitzung in Kopenhagen vom 21. Juli 1946, S. 2 f.; Tagung der Geschäftskommission in Gent am 15. Mai 1946, S. 1.

28 Vgl. Art. 15 der Satzung; ITV, Satzungen der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter. Angenommen vom 16. Kongreß in Stockholm, Juli 1939.

29 Vgl. IVT, Sitzung des Beirates vom 16. Oktober 1945, S. 1.

30 Daraus resultierten immer wieder Loyalitätskonflikte, die sich allerdings stärker in anderen Berufssekretariaten manifestierten: M. Barr von der britischen „National Union of Tailors and Garment Workers'" erklärte auf der Konferenz der IBAV 1946, daß die gesamte Diskusssion über die Eingliederung nur von „exploratory nature" sein könne, „as the British Unions were bound by the decisions arrived at by the British Trade[s] Union Congress last year, and that support would therefore be given to the formation of the Trade Department". Zitiert nach: Internationale Bekleidungsarbeiter Vereinigung, International Conference in London on 30th July to 1st August 1946, S. 3. Und auch der ehrenamtliche Sekretär der Internationalen Vereinigung der Schuh- und Lederarbeiter, George Chester, betonte noch im September

Mitgliederanteil stellten.[31] Auch in der IVT dominierten bis zum ersten Nachkriegskongreß im Juli 1946 die „bedingten Integrationisten" (Gewerkschaften aus England und Schweden), die eine Eingliederung in den Weltgewerkschaftsbund unter der Voraussetzung ausreichender Handlungsspielräume für die Berufsabteilungen anstrebten. „Autonomisten" (vor allem Verbände aus den Benelux-Ländern und der Schweiz), die einem Beitritt ablehnend oder kritisch gegenüberstanden, waren in dieser Phase noch ebenso in der Minderheit wie die „Integrationisten" (vor allem Gewerkschaften aus Frankreich), die auf Grundlage des vorgeschlagenen Art. 13 den Beitritt in den Weltgewerkschaftsbund vollziehen wollten.[32] Gleichzeitig war die IVT, deren Eingliederung der Weltgewerkschaftsbund dezidiert anstrebte, ein Berufssekretariat, das einzelne Funktionen auch in den Kriegsjahren hatte erfüllen können. Und obwohl bei der IVT nach 1939 die Verbindungen zu den meisten kontinentalen Mitgliedsgewerkschaften abgebrochen waren, war sie ab 1945 in der Lage, Kontakte zu wichtigen Verbänden aufzunehmen.[33] Daraus resultierte eine günstige Ausgangsposition in den Verhandlungen mit dem Weltgewerkschaftsbund und die Möglichkeit für die Autonomisten, ihre Kritik an den vorgelegten Organisationsplänen des WGB zu artikulieren.

Bedingte Integration: Die IVT zwischen Februar 1945 und Juli 1946

Bis zur und unmittelbar nach der Pariser Gründungskonferenz des WGB im Oktober 1945, auf der eine leicht veränderte Fassung des Entwurfs von Art. 13 verabschiedet wurde,[34] hatten innerhalb der IVT bereits erste Abstimmungsprozesse zwischen den britischen und einer Reihe kontinentaler Mitgliedsorganisationen stattgefunden. Von Anfang an lehnte die IVT – ebenso wie der Trades Union Congress und andere Internationale Berufssekretariate – die Konzeption eines politischen Weltverbandes mit zentralistischen Organisationsstrukturen ab. Nach Auffassung von James Stott, dem hauptamtlichen

[Forts. von Anm. 30]
1948: „Den Landeszentralen gegenüber haben wir die Verpflichtung, die Gründe zu erklären, warum die IBS im gegenwärtigen Stadium nicht in den WGB einverleibt werden können." Vgl. IVT, Bericht über Tagungen im Zusammenhang mit der vorgeschlagenen Einverleibung der IBS in den WGB und über Tagungen der Geschäftskommission der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter vom 13.–17. September 1948, S. 8.

31 Für 1945 liegen keine umfassenden Angaben vor. Zu einzelnen Organisationen vgl.: IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 111–133. Auf dem ersten Kongreß, auf dem die französische CGT-Gewerkschaft nicht vertreten war, stellten Gewerkschaften aus insgesamt 8 Ländern Delegierte, die – legt man die Zahlen von 1948 zugrunde – folgende Mitgliederverhältnisse repräsentierten: Von insgesamt 613129 Mitgliedern kamen 1948 aus: England 224159, aus Belgien 60000, aus Dänemark 21167, aus Finnland 15031, aus Holland 7887, aus Norwegen 9400, aus Schweden 43035, aus der Schweiz 26000. Vgl. IVT, Bericht an den XVIII. Kongreß in Amsterdam, 11.–16. Juli 1949, S. 22. Der Rest der Mitglieder stammte aus nach 1946 aufgenommenen Verbänden (vor allem die deutsche mit 100000 und die österreichische Gewerkschaft mit 54000 Mitgliedern; beide wurden erst 1948 in die IVT aufgenommen).

32 Zur Begrifflichkeit vgl.: Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Einleitung, a. a. O., S. 19 f.

33 Vgl. IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 45–48.

34 Vgl. Dok. 19, 3. 10. 1945: Artikel 13 der WGB-Statuten betreffend die Eingliederung der Internationalen Berufssekretariate, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 168–179.

Sekretär der IVT, konnten „Resolutionen zu allgemeinen Fragen zwar stets einen Teil der von der Organisation zu leistenden Arbeit bilden, die eigentliche Aufgabe des Welt-Gewerkschafts-Bundes [bestehe] jedoch in der Beschäftigung mit Fragen, die das tägliche Leben der Arbeiter betreffen".[35] Der Weltgewerkschaftsbund sollte sich also auf wirtschaftliche und soziale Probleme beschränken und von politischen Parteien unabhängig sein. Ein kommunistisch inspirierter „political unionism" entsprach weder dem Selbstverständnis noch der Organisationstradition sozialdemokratisch/sozialistischer Gewerkschaften westlicher Prägung.[36]

Auf der nach dem WGB-Gründungkongreß stattfindenden ersten Generalratssitzung der IVT im Dezember 1945 waren dann alle drei Strömungen vertreten.[37] Der durch Edouard Aubert (CGT-Textilgewerkschaft; Frankreich) repräsentierten Minderheitenposition einer bedingungslosen Integration, stand mit Ernst Moser, Albert Heyer (beide Schweiz) und Alphonse Segier (Belgien) eine „autonomistische" Strömung gegenüber, die die Unterschiede zu sowjetisch/kommunistischen Gewerkschaften betonten und die Gefahr sahen, im Weltgewerkschaftsbund Handlungsspielräume und Einflußmöglichkeiten zu verlieren.[38] Trotz der Ablehnung von Aubert, der Verhandlungen über Eintrittsbedingungen für „unwichtig" hielt und gegen einen „bedingten Anschluß" votierte,[39] stellten die von den Briten formulierten Beitrittsmodalitäten für die Autonomisten und Integrationisten eine Kompromißformel dar, und der Generalrat akzeptierte „prinzipiell Klausel 13 der Verfassung des WGB", forderte jedoch „volle Selbständigkeit" in allen die Berufsabteilungen betreffenden Fragen.[40] Damit waren auch in der IVT von Beginn an konfligierende Organisationsvorstellungen virulent. Gleichwohl bestimmten zu diesem Zeitpunkt die Faktoren, die für die Integration der IVT in den WGB sprachen, ihre Entscheidungsfindung. Die aufgeführten Rahmenbedingungen, die erst in Ansätzen hergestellten Beziehungen zu kontinentalen Mitgliedsorganisationen, die daraus folgende Dominanz britischer Gewerkschaften in der IVT sowie das bereits bei den IGB-Plänen bemerkbare Bestreben von Stott, die IVT in einen umfassenden Weltverband zu integrieren, ließen die IVT die Eingliederung in den WGB grundsätzlich befürworten.

Für diese Bereitschaft spricht auch, daß die IVT im Januar 1946 die Integrationsbedingungen in Einzelverhandlungen mit dem Weltgewerkschaftsbund besprach, obwohl sie

35 IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 61.

36 Vgl. auch Horst Lademacher et al., Der Weltgewerkschaftsbund ..., a. a. O., S. 128–133.

37 Vertreten waren auf dieser Sitzung Mitgliedsgewerkschaften aus: Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Holland, Norwegen, der Schweiz, der Tschechoslowakei; sowie J. Stott (IVT) und W. Schevenels (WGB).

38 Moser (Schweiz) etwa stand auf dem „Standpunkt, daß wir uns der neuen Organisation nicht abschließen können und dürfen. Andererseits kann man nicht umhin, Hemmungen zu empfinden bei dem Gedanken, daß die Russen mit ihrer ungeheuren Mitgliederzahl [...] einen überragenden Einfluß in der neuen Organisation ausüben könnten. Russische Gewerkschaften unterscheiden sich beträchtlich von den westlichen. Soweit uns bekannt ist, ist ihre Leitung völlig zentralisiert und ihre Richtlinien diktiert". Vgl. IVT, Tagung des Generalrates in London am 8./9. Dezember 1945, S. 8 f. Im September 1947 fügte Moser hinzu: „Wir könnten ein Werkzeug in der Hand einiger weniger werden, Rußland oder der Vereinigten Staaten von Amerika, wobei die letztere Gefahr die geringere ist." IVT, Tagung der Geschäftskommission in London am 29. September 1947, S. 3.

39 IVT, Tagung des Generalrates in London am 8./9. Dezember 1945, S. 9 bzw. S. 12.

40 IVT, Tagung des Generalrates in London am 8./9. Dezember 1945, S. 7.

mit anderen Berufssekretariaten die Einberufung einer IBS-Vollkonferenz gefordert hatte. Um eine Koordination der Berufssekretariate zu verhindern und eine individuelle Anerkennung des Weltgewerkschaftsbundes durch die Berufssekretariate zu erreichen, hatte der WGB jedoch durchgesetzt, mit einigen ausgewählten Berufssekretariaten die jeweiligen Eintrittsbedingungen gesondert festzulegen.[41] Die im Dezember 1945 vom Weltgewerkschaftsbund eingesetzte, hochrangige Verhandlungskommission[42] führte zwischen Januar und April 1945 Verhandlungen mit den Internationalen Sekretariaten: der Bau- und Holzarbeiter, der Bergarbeiter, der Textilarbeiter, der Transportarbeiter, der Lebens- und Genußmittelarbeiter sowie der Tabakarbeiter. Allerdings waren die vom Weltgewerkschaftsbund und die von den Berufssekretariaten ernannten Verhandlungskommissionen nicht mit Entscheidungskompetenz ausgestattet; darüber hinaus beharrten die Berufssekretariate auf für alle annehmbaren Integrationsbedingungen.[43] Bereits dadurch war eine Einigung zwischen den Berufssekretariaten und dem Weltgewerkschaftsbund im Rahmen der Einzelverhandlungen ausgeschlossen, und der latente Organisationskonflikt konnte nicht ausgeräumt werden.

Am 25. Januar 1946 traf sich die vom Generalrat der IVT ernannte Kommission, die sich aus A. Segier (Belgien), E. Moser (Schweiz), E. Aubert (Frankreich), A. C. C. Robertson (England), und J. Stott (Sekretär; IVT) zusammensetzte, mit der Verhandlungskommission des Weltgewerkschaftsbundes und legte ihre Auffassungen und Forderungen zu den Punkten dar, über die bis dahin keine Einigung erzielt worden war:

- Sitz: Die IVT forderte, den Sitz des Sekretariates in England zu belassen, also unabhängig vom Hauptquartier des WGB;
- Mitgliedschaft von nicht dem WGB angeschlossenen Organisationen: Hier verlangte die IVT das Recht, Gewerkschaften aufzunehmen, die nicht dem WGB angeschlossen waren, d. h. also vor allem amerikanische AFL-Gewerkschaften;
- finanzielle Beziehungen zwischen Berufsabteilungen und WGB: Die IVT beanspruchte 50 Prozent der gesamten Beiträge der entsprechenden Mitgliedsgewerkschaften und die Möglichkeit, Sonderabgaben zu erheben, sowie einen selbständig zu verwaltenden Unterstützungsfonds;
- Personalentscheidungen: Die IVT wollte „volle Autonomie" in allen Personalentscheidungen; dies schloß eine Ernennung des Personals (Sekretär, Mitarbeiter, Vorsitzender, Exekutivkomitee) durch den WGB ebenso aus wie eine nachträgliche Bestätigung;

41 Walter Schevenels, stellvertretender Generalsekretär des WGB, bot zwar im November 1945 an, eine Vollkonferenz aller Berufssekretariate einzuberufen, doch um „weitere unnötige Verzögerungen" zu vermeiden und den unterschiedlichen Bedingungen der Berufssekretariate Rechnung zu tragen, schlug er Einzelverhandlungen mit den verhandlungsbereiten Berufssekretariaten vor. Vgl. Dok. 21, 8. 11. 1945: Rundschreiben von W. Schevenels, Stellvertretender Generalsekretär des WGB, Paris, an alle Berufssekretariate zur Eröffnung der Verhandlungen über deren Integration in den WGB, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 175/6.

42 Vetreter waren: Walter Citrine (TUC, Vorsitzender des WGB), Léon Jouhaux (CGT, stellvertretender Vorsitzender des WGB), Mikhail Petrovič Tarasov (sowjetischer Gewerkschaftsbund, Mitglied des Exekutivkomitees und des Generalrates des WGB), Louis Saillant (Generalsekretär des WGB) und Walter Schevenels (stellvertrender Generalsekretär des WGB).

43 Noch in den Verhandlungen mit der Kommission des Weltgewerkschaftsbundes betonte Stott (IVT), „daß kein Unterschied in der Behandlung der einzelnen IBA gemacht werden" und eine Vollkonferenz einberufen werden sollte (IVT, Tagung der Geschäftskommission, 24. Januar 1946; Tagung mit dem Verhandlungsausschuß mit dem WGB, 25. Januar 1946, S. 8.

- ebenso wurde verlangt, eigenständig Berufskonferenzen einberufen, Forschungsarbeiten durchführen sowie Zeitschriften und Bulletins herausgeben zu können;
- Jurisdiktion: Die IVT verlangte eine Berufsabteilung, die nur die Textilindustrie umfassen sollte;
- Internationaler Textilarbeiter-Kongreß: Die Gründungskonferenz der Berufsabteilung Textil sollte unmittelbar nach der für Juli 1946 vorgesehenen Konferenz der IVT stattfinden.[44]

Vor allem die Frage des Sitzes, die Personalentscheidungen und die Finanzregelungen blieben auch in späteren Verhandlungen umstritten, in denen sich die divergierenden Organisationsvorstellungen herauskristallisierten. Die selbständige Wahl des Sitzes symbolisierte prinzipiell die Eigenständigkeit der IVT. Zudem wurde bei einer Verlegung des Sekretariates zum Hauptbüro des WGB (damals Paris) befürchtet, daß das (britische) Personal nicht weiter beschäftigt werden könnte und die kommunistischen Gewerkschaften an Einfluß gewinnen würden. Auch bei Wahlen oder Ernennungen beanspruchte die IVT volle Autonomie aus demokratietheoretischen und organisationspolitischen Erwägungen. So hielt Moser (Schweiz) eine Ernennung oder nachträgliche Bestätigung des Personals durch WGB-Gremien für „undemokratisch" und vertrat mit anderen die Auffassung, daß lediglich die Mitgliedsorganisationen das Recht und das Sachwissen haben könnten, solche Entscheidungen zu treffen; dies schloß ein, daß der Sekretär nur gegenüber den Mitgliedern rechenschaftspflichtig sein könne.[45] Und schließlich bedeutete die Forderung, Sonderbeiträge erheben und einen Unterstützungsfonds verwalten zu können, ein nicht durch den WGB zu kontrollierendes Handlungspotential, das somit ebenfalls den Autonomieanspruch repräsentierte.

Trotz dieser divergierenden Organisationsvorstellungen ging – unter den Vorbehalten eines entsprechenden Kongreßbeschlusses und der Garantie ausreichender Handlungsspielräume – die IVT auch noch 1946 davon aus, sich als Berufsabteilung im WGB zu konstituieren. Auf ihrem Kongreß bestätigte sie daher die Forderungen, die ihre Kommission in den Verhandlungen mit dem Weltgewerkschaftsbund im Januar 1946 gestellt hatte: Verlangt wurden die Errichtung einer Textilarbeiter-Abteilung im Weltgewerkschaftsbund und Sicherheiten dafür, „daß die Berufs-Abteilung volle Autonomie bei den sie berührenden technischen, industriellen, sozialen und finanziellen Angelegenheiten besitzt, desgleichen bei der Ernennung des Personals".[46] Der Kongreßbeschluß reflektiert damit zum einen die Unzufriedenheit der IVT mit den erzielten Verhandlungsergebnissen[47] und

44 Vgl. IVT, Tagung der Geschäftskommission, 24. Januar 1946, Tagung des Verhandlungsausschusses mit dem WGB, 25. Januar 1946, S. 3–9; Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 78–83.

45 IVT, Tagung des Generalrates in London am 8./9. Dezember 1945, S. 10; Tagung der Geschäftskommission, 24. Januar 1946, Tagung des Verhandlungsausschusses mit dem WGB, 25. Januar 1946, S. 6 f.

46 IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 40.

47 Im Mai 1946, also noch vor dem Kongreß der IVT, wurden die Verzögerungen bei der Einberufung des Gründungskongresses für die IBA Textil beklagt, und Segier (Belgien) meinte: „In Paris [gemeint waren die Verhandlungen mit dem WGB am 24./25. Januar 1946 in Paris] dachten wir, man komme damit [mit der Integration in den WGB] gut vorwärts. Jetzt scheine es, der Zusammenschluß solle uns eher aufgezwungen als durch Verhandlungen erreicht werden." Vgl. IVT, Tagung der Geschäftskommission in Gent am 15. Mai 1946, S. 2. Beeinflußt war dies durch die Verhandlungen zwischen dem WGB und der Internatio-

zum anderen einen Einflußgewinn der Autonomisten, da Aubert (CGT-Textilgewerkschaft, Frankreich) sich für den Kongreß entschuldigt hatte und damit kein Vertreter der integrationistischen Strömung anwesend war. Gleichwohl beschloß der Kongreß der IVT, dem Weltgewerkschaftsbund unter den genannten Bedingungen beizutreten, und erteilte dem Generalrat die Vollmacht, „alle die Schritte zu unternehmen, die er im besten Interesse der Textilarbeiter für nötig hält, nachdem er den Bericht der Verhandlungskommission erwogen hat".[48] Damit war jedoch erneut ein Verfahrenshindernis aufgebaut: Zwar hatte J. Stott auf der unmittelbar vor dem Kongreß stattfindenden Generalratssitzung vorgeschlagen, einen Verhandlung- oder Treuhänderausschuß mit weitgehenden Kompetenzen zu wählen; weil die Entscheidung jedoch durch das höchste Repräsentativorgan zwischen den Kongressen, den Generalrat, getroffen werden sollte, wurde dieser Antrag abgelehnt.[49] Wiederum wurde von der IVT also keine handlungsfähige Kommission eingesetzt und die Willensbildung einem Repräsentativgremium zugestanden.
Bis zum Kongreß im Juli 1946 spielten antikommunistische Ressentiments ebensowenig eine Rolle wie ein häufig unterstellter Einfluß amerikanischer AFL-Gewerkschaften. Die prinzipielle Integrationsbereitschaft der IVT wurde auch von den Autonomisten und den bedingten Integrationisten geteilt. Ihre Vorbehalte gegen eine Eingliederung in den WGB resultierten zum einen aus organisationspolitischen Erwägungen, die mit den zentralistischen Organisationsvorstellungen kommunistischer Mitgliedsverbände des WGB konfligierten, und zum anderen aus der Befürchtung vor allem von Mitgliedsverbänden aus kleinen Ländern, an Einfluß und Mitwirkungschancen zu verlieren und von den „Großen Vier" dominiert zu werden. Insofern überdeckte der Integrationsbeschluß der IVT nicht zu vereinheitlichende Interessenlagen und Auffassungen, die schon 1945 virulent gewesen waren. Die sich ausschließenden Organisationsmodelle sowjetisch/kommunistischer und sozialdemokratisch/sozialistischer Gewerkschaften bestanden jedoch trotz des Integrationsbeschlusses der IVT fort; und dieser Konflikt manifestierte sich schließlich im Dezember 1946.

Die IBS-WGB-Konferenz im Dezember 1946

Zwar hatten die Einzelverhandlungen mit den Internationalen Berufssekretariaten zu einer Klärung der Positionen geführt, aber von einer Einigung konnte keine Rede sein. Beide Seiten, Berufssekretariate und Weltgewerkschaftsbund waren mit den erreichten

[Forts. von Anm. 47]
nalen Transportarbeiter Föderation (ITF) im April 1946: Diese Verhandlungen hatten sich als äußerst schwierig erwiesen, und die durch die Verhandlungskommission des WGB gemachten Zugeständnisse mußten auf Intervention des WGB-Vorstandes wieder zurückgenommen werden.

48 IVT, Bericht XVII. Kongreß der Internationalen Vereinigung der Textilarbeiter in Kopenhagen vom 22.–26. Juli 1946, S. 40. – Der Generalrat wiederum, in dem Schweden, Holland, Belgien, die Schweiz, Norwegen, Dänemark, Großbritannien und Finnland vertreten waren, hatte auf seiner Sitzung im Dezember 1945 eine Geschäftskommission ernannt, der Axel Jensen (Dänemark), Alphonse Segier (Belgien), A. C. C. Robertson (England), Ernst Moser (Schweiz), Edouard Aubert (Frankreich) und James Stott (IVT) angehörten.

49 Vgl. IVT, Generalratssitzung in Kopenhagen am 21. Juli 1946, S. 3 f.

Ergebnissen unzufrieden, und während die IVT weiter ausreichende Garantien verlangte, suchten vor allem die Vertreter des sowjetischen Gewerkschaftsbundes und des amerikanischen CIO im Weltgewerkschaftsbund, den Autonomiespielraum der Berufsabteilungen zu begrenzen. Einberufen wurde daher eine bereits im Dezember 1945 von den Berufssekretariaten geforderte Vollkonferenz mit dem Weltgewerkschaftsbund, die jedoch erst im Dezember 1946 stattfand. Obwohl sich bis dahin das Kräfteverhältnis zugunsten der Berufssekretariate verschoben hatte – auch weil die internen Schwierigkeiten im Weltgewerkschaftsbund in der Zwischenzeit deutlich geworden waren[50] und die „Drohung" von Schevenels, in jedem Falle Internationale Berufsabteilungen zu errichten, die Berufssekretariate nicht mehr unmittelbar gefährden konnte – waren zu Beginn dieser Vollkonferenz die Berufssekretariate durchaus bereit, über die Eingliederungsbedingungen zu verhandeln, schon weil sie an ihre Kongreßbeschlüsse gebunden waren. Im Vordergrund standen die bereits oben erwähnten, umstrittenen Punkte: Sitz der Berufsabteilungen, Wahl bzw. Ernennung des Personals und des Geschäftsführenden Ausschusses sowie die Finanzen.

Die Konferenz änderte jedoch ihren Charakter, als die sowjetische Delegation, die aufgrund von Reiseschwierigkeiten verspätet eingetroffen war, durch Mikhail Petrovič Tarasov ihre Vorstellungen darlegte. Tarasov, Vertreter der sowjetischen Gewerkschaften sowie Mitglied des Exekutivkomitees und des Generalrates des WGB, ignorierte die in den Verhandlungen mit den Berufssekretariaten erzielten Ergebnisse. Indem Tarasov davon ausging, daß es ausreichen würde, zu Beginn lediglich einige wenige, strategisch wichtige Berufsabteilungen zu gründen, überging er die Forderung nach Integrationsbedingungen, die für alle Berufssekretariate annehmbar sein sollten. Sein Organisationsmodell lief darauf hinaus, die Berufsabteilungen – wie im ersten Statutenentwurf vorgesehen – als „technische Abteilungen" zu behandeln: Ihre Finanzierung sollte über Kostenvoranschläge aus dem WGB-Gesamthaushalt erfolgen; die Sitze müßten dort eingerichtet werden, wo sich auch das Hauptquartier des WGB befand; und schließlich sollten die Einberufung von Konferenzen, die Ernennung der Vorsitzenden und Sekretäre in einem später zu schließenden Abkommen mit dem WGB geregelt werden.[51] Dieses zentralistische Organisationsmodell, das den Berufsabteilungen jede eigenständige Handlungsfähigkeit verwehrte, war nicht konsensfähig und beendete praktisch die inhaltliche Diskussion auf dieser Konferenz.[52] Und sogar J. Stott, der zu diesem Zeitpunkt eine Einigung immer noch für möglich hielt, verband mit diesem Vorschlag Berufsabteilungen, die lediglich „statistische und andere Informationen hinsichtlich ihrer besonderen Industrie für den Gebrauch der Zentralorganisation" liefern sollten.[53] Um nicht schon

50 Vgl. Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Einleitung, a. a. O., S. 29 f.

51 Vgl. Dok. 31, 10.–12. 12. 1946: Zusammengefaßtes Protokoll der Konferenz des Vorstandes des Weltgewerkschaftsbundes mit den Internationalen Berufssekretariaten im Musée Social, Paris, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 227–253.

52 Bisher liegen keine Einzeluntersuchungen über die Interessen des sowjetischen Gewerkschaftsbundes in dieser Periode vor. Allerdings dürften vier Aspekte eine Rolle gespielt haben: der überragende Mitgliederanteil im WGB zum damaligen Zeitpunkt, der Antifaschismus, die generelle Koexistenz-Politik der Sowjetunion und das Bestreben, die sowjetische Einflußsphäre auszudehnen.

53 IVT, Resümee der Tagung der Geschäftskommission in Paris am 9. Dezember 1946 und der Konferenz des WGB und IBS in Paris vom 10.–12. Dezember 1946, S. 3.

zu diesem Zeitpunkt die Verhandlungen scheitern zu lassen, wurde ein IBS-Beratungsausschuß, dem J. Stott angehörte, gewählt, der zukünftig mit dem Vorstand des Weltgewerkschaftsbundes über die Eingliederungsbedingungen verhandeln sollte.[54]
Ergebnis dieser Vollkonferenz war daher zum ersten, daß ein inhaltlicher Kompromiß über die Integrationsbedingungen in naher Zukunft kaum zu erreichen war, da man zum Ausgangspunkt der Diskussion zurückgekehrt war und „der Konferenz natürlich klar [war], daß der russische Standpunkt, falls er beibehalten würde, die ganzen Verhandlungen blockieren würde".[55] Zum zweiten resultierten daraus erneut Verzögerungen, die es den Berufssekretariaten erlaubten, ihren Reorganisationsprozeß einzuleiten bzw. fortzusetzen. Damit einher ging eine Verschiebung der internen Mehrheitsverhältnisse, da sich die Befürworter eines bedingungslosen Beitritts, d. h. vor allem die CGT-Gewerkschaften, aufgrund der Spaltung des französischen Dachverbandes 1947 aus den Berufssekretariaten zurückzogen und damit die „Autonomisten" an Einfluß gewannen. Darüber hinaus veränderten sich 1947 die globalen Rahmenbedingungen grundlegend, und der 1945/46 bestehende antifaschistische Konsens transformierte sich in einen grundsätzlichen Dissens: Der Kalte Krieg warf seine ersten Schatten voraus, die Ablehnung des Marshall-Planes durch die sowjetische Regierung im Juli 1947 und schließlich die nachlassende Einheitseuphorie trugen dazu bei, die Minderheitenposition der Autonomisten in der IVT zu stärken, ohne daß amerikanische AFL-Gewerkschaften auf den Entscheidungsprozeß in der IVT Einfluß nahmen.[56] Zum dritten fand eine Verlagerung der Verhandlungsebene statt. Verhandlungspartner des WGB waren nun nicht mehr einzelne Berufssekretariate, sondern der auf der Vollkonferenz im Dezember 1946 errichtete IBS-Beratungsausschuß, der die Positionen der Berufssekretariate koordinieren konnte und damit ihre Verhandlungsmacht stärkte. Zu Recht wird daher die Konferenz im Dezember 1946 als der eigentliche Wendepunkt in den Integrationsverhandlungen begriffen,[57] auch wenn die Berufssekretariate erst fast zwei Jahre später ihre Weigerung erklärten, sich in den Weltgewerkschaftsbund eingliedern zu lassen. Auf der Dezember-Konferenz 1946 stießen die konfligierenden Organisationskonzeptionen offen aufeinander, und im weiteren erwies sich das zentralistische Modell der kommunistischen Gewerkschaften als nicht vereinbar mit den föderalistischen, durch eine lange Autonomietradition geprägten Vorstellungen der Berufssekretariate.

54 Vgl. IVT, Resümee der Tagung der Geschäftskommission in Paris am 9. Dezember 1946 und der Konferenz des WGB und IBS in Paris vom 10.–12. Dezember 1946; IVT, Bericht an den XVIII. Kongreß in Amsterdam, 11.–16. Juli 1949, S. 10–12.

55 IVT, Resümee der Tagung der Geschäftskommission in Paris am 9. Dezember 1946 und der Konferenz des WGB und IBS in Paris vom 10.–12. Dezember 1946, S. 3.

56 Zum ersten Mal wurde über die Aufnahme amerikanischer Gewerkschaften in der IVT im Februar 1948 diskutiert, also lange nach der als „Wendepunkt" anzusehenden Vollkonferenz der Berufssekretariate mit dem Weltgewerkschaftsbund im Dezember 1946 und als bereits absehbar war, daß eine Eingliederung in den WGB nicht erfolgen würde. Erst hier tauchte dann das Problem auf, daß einerseits AFL-Gewerkschaften nicht beitreten wollten, solange die IVT mit dem WGB verhandelte, und andererseits CIO-Gewerkschaften die Konstituierung der Berufsabteilungen durch den WGB abwarten wollten. Vgl. IVT, Tagung der Geschäftskommission, Zürich, 22. Februar 1948, S. 17. Der Beitritt der ersten amerikanischen Gewerkschaft in die IVT erfolgte 1952 mit 400 000 Mitgliedern.

57 Vgl. Denis MacShane, Réflexions sur l'histoire ..., a. a. O., S. 280–288; Sigrid Koch-Baumgarten und Peter Rütters, Einleitung ..., a. a. O., S. 30–32.

Organisatorische Autonomie: Die IVT zwischen Dezember 1946 und September 1948

Nach dieser Konferenz beharrten die Berufssekretariate immer unmißverständlicher auf Eintrittsbedingungen, die ihre Handlungsspielräume im WGB garantieren sollten. Die vom Generalrat des Weltgewerkschaftsbundes im Juni 1947 beschlossene, leicht veränderte Fassung des Statutenentwurfs mußte daher nicht nur deswegen auf Ablehnung stoßen, weil die Berufssekretariate nicht konsultiert worden waren, sondern auch weil ihre Einwände keine Berücksichtigung gefunden hatten. Zudem brüskierte der Weltgewerkschaftsbund die Berufssekretariate dadurch, daß er die Entwürfe den Landeszentralen zur Ratifizierung vorlegte und damit die Berufssekretariate als Verhandlungspartner ablehnte.[58] Gleichwohl berief der Weltgewerkschaftsbund für August 1947 erneut eine Konferenz mit dem IBS-Beratungsausschuß ein, ohne daß dies zu einer Annäherung der Standpunkte führte.[59] Die daraufhin für November 1947 in Aussicht gestellte nächste Vollkonferenz kam erst ein Jahr später, im September 1948 zustande, vor allem weil die Diskussionen um den Marshall-Plan die Konflikte innerhalb des Weltgewerkschaftsbundes verschärft hatten und ihn prinzipiell in Frage stellten.

In der IVT vertrat J. Stott bis August 1947 eine abwartende Haltung, die allerdings zunehmend die Unterstützung auch der britischen Mitgliedsgewerkschaften verlor: Für Stott hatte die Konferenz im Dezember 1946 zwar keine „definitiven Fortschritte" gebracht,[60] aber er vermerkte immerhin positiv, daß ein IBS-Beratungsausschuß gewählt worden war. Und noch von der gemeinsamen Sitzung von Vertretern des WGB-Vorstandes und des IBS-Beratungsausschusses im August 1947 hatte Stott einen „günstigen Eindruck": „Meines Erachtens war der Vorstand [des WGB] wirklich darauf bedacht, daß Einverständnis zwischen den Internationalen Berufssekretariaten und dem WGB erzielt werde."[61] Stott, der im Weltgewerkschaftsbund lange die Möglichkeit sah, den IGB-Plan von 1943/44 zu realisieren, ging daher davon aus, daß „kein Grund zur Furcht" bestünde,[62] wenn der Weltgewerkschaftsbund annehmbare Allgemeine Satzungen vorlegen würde. Allerdings fand diese Position von Stott aufgrund stärker werdender Vorbehalte in der Geschäftskommission der IVT keine Mehrheit. Sogar A. C. C. Robertson (England) betonte, daß er keine Unterschiede zwischen den beiden Statutenentwürfen vom Dezember 1946 und vom August 1947 erkennen könne und er sich bisher zu sehr von Stott habe leiten lassen. Die Mehrheit der Geschäftskommission plädierte daher dafür, „nicht in Eile" (Axel Jensen, Dänemark) dem WGB beizutreten, enger mit den anderen Berufssekretariaten zusammenzuarbeiten und den Generalrat einzuberufen. Die Geschäftskommission lehnte jegliche Einmischung durch den WGB strikt ab und trug damit

58 Vgl. Dok. 34, 21. 6. 1947: Schreiben von Louis Saillant, Generalsekretär des WGB, an die Mitgliedsverbände und die Mitglieder des Exekutivbüros und des Exekutivkomitees des WGB betreffend die Ratifizierung der vom Generalrat des WGB angenommenen Allgemeinen Statuten für die Berufsabteilungen, in: Zwischen Integration und Autonomie ..., a. a. O., S. 262–263.

59 Vgl. IVT, Bericht des Sekretärs über die Tagung zwischen den Vertretern Internationaler Berufssekretariate, der russischen Gewerkschaften, dem amerikanischen CIO und Vertretern des Vorstandes des WGB, Paris, den 18. August 1947.

60 IVT, Bericht an den XVIII. Kongreß in Amsterdam, 11.–16. Juli 1949, S. 11.

61 IVT, Tagung der Geschäftskommission in London am 29. September 1947, S. 2.

62 IVT, Tagung der Geschäftskommission in London am 29. September 1947, S. 4.

stärker als bis dahin den Bedenken der Autonomisten Rechnung. Stott stellte daher auch zu Recht fest, daß dies eine „volle Wendung" bedeutete, da die Geschäftskommission nun einen Beitritt möglichst hinauszögern wollte, um die weiteren Entwicklungen im WGB abzuwarten.

Bis zu der mehrmals verschobenen und schließlich im September 1948 stattfindenden Konferenz des IBS-Beratungsausschusses und des WGB-Vorstandes hatten sich die politischen Rahmenbedingungen durch die Spaltung des französischen und italienischen Dachverbandes, durch die Konflikte um den Marshall-Plan und den Kalten Krieg grundlegend verändert. Vor diesem Hintergrund entfalteten die nicht zu vereinheitlichenden Vorstellungen sozialdemokratisch/sozialistischer und kommunistischer Gewerkschaftsvertreter über Organisationskonzeptionen, -formen und -strukturen endgültig ihr Desintegrationspotential. Auf die Frage von Arthur Deakin (England), Präsident des WGB, ob die Berufssekretariate dem Weltverband beitreten würden, antwortete nach einer internen Beratung der Sprecher des IBS-Beratungsausschusses und einer der einflußreichsten Repräsentanten der Autonomisten, J. H. Oldenbroek (Sekretär der Internationalen Transportarbeiter Föderation): „Selbst wenn der WGB uns jetzt die feinsten Satzungen unterbreiten würde, die er sich ausdenken könnte, würden wir nicht in der Lage sein, uns einverleiben zu lassen, wegen der internen Differenzen im WGB."[63]

Die IVT zwischen Integration und Autonomie

Auch wenn damit eine Integration der Berufssekretariate formell erst im September 1948 abgelehnt wurde, datiert das Scheitern der Verhandlungen auf Dezember 1946. Hier stießen die konträren Vorstellungen über organisatorischen Aufbau und Funktionen von Berufssekretariaten bzw. Berufsabteilungen aufeinander, und trotz der bis zu diesem Zeitpunkt vorhandenen grundsätzlichen Integrationsbereitschaft der IVT und anderer Berufssekretariate und trotz der günstigen politischen Rahmenbedingungen waren sie nicht in Einklang zu bringen. Der bereits 1945 latent vorhandene und nur durch Formelkompromisse verdeckte Organisationskonflikt zwischen Berufssekretariaten und Weltgewerkschaftsbund ist daher keineswegs erst 1947 entstanden. Die Auseinandersetzungen über den Marshall-Plan und der beginnende Kalte Krieg verschoben zwar das Kräfteverhältnis zugunsten der Berufssekretariate (ebenso wie die durch den Kongreß der IVT begonnenen und ab 1948 forcierten Reorganisationsbemühungen),[64] doch lagen die Ursachen des Konfliktes zwischen Weltgewerkschaftsbund und IVT weder in diesen organisationsexternen Faktoren noch im Einfluß amerikanischer AFL-Gewerkschaften oder in antikommunistischen Ressentiments. Die Erklärungsversuche, die darin die Ursachen für das Scheitern der Integrationsverhandlungen zwischen Berufssekretariaten und Weltgewerkschaftsbund sehen, unterschätzen die Autonomietradition, die demokratietheoretischen und die organisationspolitischen Vorbehalte, die in der IVT – und in anderen

63 IVT, Bericht an den XVIII. Kongreß in Amsterdam, 11.–16. Juli 1949, S. 14.

64 Vgl. IVT, Tagung der Geschäftskommission, Zürich, 22. Februar 1948; Tagung des Generalrates in Zürich vom 23.–24. Februar 1948.

Berufssekretariaten – seit 1945 vorgebracht wurden und die Entscheidungsfindung prägten. Forderungen nach ausreichenden Handlungsgarantien und nach demokratischen Grundstrukturen waren keineswegs ein Instrument, um den WGB zum Scheitern zu bringen. Die Kritik am WGB resultierte vielmehr aus einer sozialdemokratisch/sozialistischen Tradition und war bei einer Reihe von Mitgliedsverbänden von der Befürchtung getragen, im Weltgewerkschaftsbund von den „Großen Vier" dominiert zu werden. Die Mitgliederstruktur und die Mehrheitsverhältnisse bestimmten damit den Willensbildungs- und Entscheidungsprozeß, der sich dem vom WGB vorgeschlagenen Eintrittsverfahren ebenso sperrte wie den inhaltlichen Bestimmungen des Art. 13 des WGB-Statutenentwurfes, dem eine strategische und letztlich entscheidende Bedeutung zukam.
Die Analyse der internen Diskussionsprozesse der IVT unterstützt somit die von Koch-Baumgarten/Rütters vertretene These, nach der unterschiedliche Organisationskonzeptionen schon virulent waren, als der Einheitsmythos der Jahre 1945/46 zu Integrationsbeschlüssen der Berufssekretariate führte. Diese Konflikte entfalteten unter veränderten politischen Rahmenbedingungen sowie vor dem Hintergrund des Wiederauflebens des traditionellen Autonomiestrebens und des organisatorischen Beharrungsvermögens der Berufssekretariate ihre Desintegrationskraft. Die politisch-ideologische Differenzierung in unterschiedliche Richtungsgewerkschaften repräsentiert somit eine Grundfigur des Ost-West-Konfliktes, dessen konkurrierende gesellschaftspolitische Ordnungsmodelle sich in unvereinbaren Organisationskonzeptionen niederschlugen.

Die Volkskongreßbewegung: Festhalten an der deutschen Einheit und Vorbereitung der staatlichen Spaltung

Von Otmar Jung

Einleitung

Die herkömmliche Perspektive auf die Volkskongreßbewegung (VKB) nahm neben deren evidentem Charakter als legitimatorisch-institutioneller Vorgeschichte der DDR immer auch eine zweite Funktion wahr: die des deutschlandpolitischen Instruments, freilich in einer besonderen Perzeptionsweise. Kontrastiert mit der realisierten Politik der Oststaatsgründung, wurde die nicht von Erfolg „gekrönte" Deutschlandpolitik nämlich gern der bloßen Propaganda zugeordnet.[1] Damit gerät aber das Potential des gesamtdeutschen Ansatzes aus dem Blickfeld.[2] Wer dieses Moment der VKB von vornherein als lediglich der Alibibeschaffung dienend einschätzt, erschwert nicht nur das Verständnis jenes Ansatzes insgesamt, sondern macht auch ein realitätsorientiertes Durchdenken politischer Alternativen schier unmöglich. Soweit dennoch nach einer gesamtdeutsch-demokratischen Zielsetzung im Osten gefragt wurde, suchte man zudem die Antwort üblicherweise auf der Ebene der sowjetischen Deutschlandpolitik. Die offenkundige Abhängigkeit der Politiker der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) von der Besatzungsmacht und zumal die Ergebenheit der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) gegenüber ihren sowjetischen Protektoren drängten die VKB in der Forschung nachgerade in den Windschatten der alliierten hohen Politik. Die jüngsten Forschungen schließlich, die sich auf die seit der Wende zugänglichen Archivmaterialien stützen, zeigen sich in hohem Maße auf die Politik der SED fixiert. Ohne deren große Bedeutung jedenfalls für die SBZ anzweifeln zu wollen – die VKB als solche ist damit noch nicht erfaßt.

Zur habituellen Unterschätzung der VKB fügte sich ihre unzureichende quellenmäßige Erschließung. Die DDR-Historiker waren für dieses Kapitel der Vorgeschichte ihres Staates auf eine affirmative Sicht festgelegt; die Quellen wurden daher, wenn überhaupt, dann „parteilich" ausgewertet.[3] Umgekehrt erfuhr die westdeutsche Geschichtswissenschaft bei diesem heiklen Thema von DDR-Seite massive Behinderung. Klaus Bender hat

1 Vgl. Manfred Koch, Volkskongreßbewegung und Volksrat, in: SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945–1949. Hrsg. von Martin Broszat und Hermann Weber, München 1990, S. 349–357, hier S. 353 f. Siehe schon Hans-Peter Schwarz, Vom Reich zur Bundesrepublik. Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945–1949, Neuwied und Berlin 1966, S. 256 ff.

2 Vgl. dazu allgemein Wilfried Loth, Die Historiker und die Deutsche Frage. Ein Rückblick nach dem Ende des Kalten Krieges, in: Historisches Jahrbuch, Bd. 112 (1992), S. 366–382, hier S. 367–370.

3 Vgl. für dieses Genre nur: Wilhelm Koenen, Das ganze Deutschland soll es sein. Zur Geschichte der patriotischen Volksbewegung in Deutschland, Berlin 1958; ferner: Galina N. Goroschkowa, Die deutsche Volkskongreßbewegung für Einheit und gerechten Frieden 1947–1949, Berlin 1963.

denn auch in seiner 1992 erschienenen Monographie die in der ehemaligen DDR gelegenen Quellen nicht benutzt.[4]

Auf diese Aktenbestände stützt sich die folgende Darstellung. Sie geht davon aus, daß man – unbeschadet des Vorrangs der sowjetischen Politik – auch die deutschen Akteure und ihre Bekundungen erst einmal prinzipiell ernst nehmen und die historischen Alternativen zu ihrem Tun mit grundsätzlicher Offenheit durchdenken sollte; eine abschließende Beurteilung als Propaganda (ganz oder teilweise) wird dadurch nicht ausgeschlossen. Augenmerk soll ferner auf die rechtliche Seite jener Vorgänge gerichtet werden; während dies für die Akteure ein wichtiger Punkt war, scheint es in der Literatur inzwischen fast als müßig zu gelten, in diesem Zusammenhang Rechtsfragen zu stellen bzw. sich um eine Antwort auf solche zu bemühen.

I. Von der Nationalen Repräsentation zur Volkskongreßbewegung

Das Konzept einer Nationalen Repräsentation wurde von bürgerlicher Seite entwickelt. Das Vorstandsmitglied der Liberaldemokratischen Partei (LDP), Eugen Schiffer – der frühere Reichsjustizminister –, schlug im Februar 1947 mit Blick auf die Moskauer Außenministerkonferenz vor, alle deutschen Parteiführer sollten einen Ausschuß bilden, der gegebenenfalls sachverständige deutsche Repräsentanten benennen könne. Jakob Kaiser und Ernst Lemmer, die beiden Vorsitzenden der Christlich-Demokratischen Union (CDU) in der SBZ, riefen im März 1947 zu gemeinsamen Beratungen – einer Art permanenter gesamtdeutscher Konferenz – der Parteien auf, der Lemmer den programmatischen Namen einer „Nationalen Repräsentation" gab; Sozialdemokraten, Kommunisten, CDU/CSU und Liberale sollten zu ihr je acht Vertreter entsenden. Diesen bürgerlichen Initiativen, zu denen noch einige kleinere Projekte gehörten, war dreierlei gemeinsam:

- Erstens kamen diese Vorstöße aus der SBZ, wo das Drängen nach der deutschen Einheit besonders stark war, was vor allem der Sorge um partikularistische Strömungen in Westdeutschland entsprang. Insbesondere Kaiser sah klar, daß „der verheißungsvolle Anschluß an die erhoffte wachsende Prosperität durch westeuropäischen Zusammenschluß" einerseits und „die Sorge vor der von Osten kommenden revolutionären Idee" andererseits manche Politiker in Westdeutschland dazu bringen könnte, sich zumindest mit einer vorläufigen Teilung abzufinden.[5]
- Zweitens setzten diese Pläne einer Nationalrepräsentation bei den Parteien an. Wahlen waren damals kein so drängendes Thema, und das aus doppeltem Grunde. Da gab es einmal das Exempel der gerade abgeschlossenen Landesverfassungsgebung. In den Ländern der Amerikanischen Besatzungszone hatte die Rekonstruktion der parlamentarischen Demokratie mit Vorbereitenden Verfassungskommissionen begonnen, die

4 Klaus Bender, Deutschland, einig Vaterland? Die Volkskongreßbewegung für deutsche Einheit und einen gerechten Frieden in der Deutschlandpolitik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Frankfurt a. M. 1992. Vgl. dazu meine Besprechung in: IWK, Jg. 29 (1993), S. 405 ff.

5 Rede vom 12. 7. 1947, in: Berlin – Quellen und Dokumente 1945–1951, 1. Halbbd. Hrsg. im Auftrage des Senats von Berlin, Berlin 1964, S. 900–911, hier S. 904.

nicht gewählt, sondern ernannt worden waren und die jene provisorischen Verfassungen erstellt hatten, in deren Rahmen dann die eigentlichen, demokratisch gewählten Verfassunggebenden Landesversammlungen ihre Aufgabe erfüllen konnten. Die Franzosen hatten in ihrer Zone sogar die Verfassungsgebung selbst sog. „Beratenden Landesversammlungen" anvertraut, die nur indirekt legitimiert, nämlich entsprechend den vorangegangenen Kreis- und Gemeindewahlen zusammengesetzt waren.[6] Es lag daher nahe, für die Rekonstruktion des deutschen Gesamtstaates ein ähnliches Procedere vorzusehen. Zum anderen hatten die Alliierten generell zu den lizenzierten Parteien eher Vertrauen gefaßt als zur gesamten Aktivbürgerschaft, die bei einer Wahl aufzurufen gewesen wäre und die man gerade noch zu entnazifizieren unternommen hatte. Delegation durch zugelassene antifaschistisch-demokratische Parteien hatte damals (Stichwort: demokratisches Mandat[7]) einen anderen Stellenwert, als man ihr heute zubilligen würde.

– Dritte Gemeinsamkeit: Alle bisherigen Pläne waren an der Intransigenz des Führers der westdeutschen Sozialdemokratie, Kurt Schumacher, gescheitert. Schiffers Einladung lehnte er ab wegen verleumderischer Angriffe der SED auf seine Partei. Kaisers Einladung nahm er an – unter der Voraussetzung, daß die SPD in der SBZ wieder zugelassen werde, was einer Absage gleichkam. Gerade letzteren Streitpunkt konnte man nun aber durchaus unterschiedlich sehen. Schumacher hatte offenkundig jeden Maßstab verloren, wenn er am 31. Mai 1947 in einer Rundfunkrede erklärte: „Das Verbot der Sozialdemokratie in der Ostzone ist keine Parteifrage. Sie [!] ist die Frage nach den Möglichkeiten der Demokratie auf deutschem Boden und damit die nationale Frage der Deutschen schlechthin. Das ist auch die europäische Frage der Politik, und daß sie eine der wichtigsten Angelegenheiten der Welt ist, sei hier nur nebenbei bemerkt."[8] Kaiser dagegen urteilte auf einer Sitzung des Erweiterten Vorstands seiner Partei am 12. Juli 1947: „Die Parteien sind gehindert durch die Ausschaltung der Sozialdemokratie in der Ostzone. Wir können und wollen aber nicht einsehen, warum das gesamte deutsche Volk unter der besonderen Lage der Sozialdemokratie leiden soll, zumal es sich um ein Schicksal handelt, an dem die Partei selbst nicht unschuldig ist." In seiner Verärgerung erinnerte Kaiser sogar an den Machtwillen der Nationalsozialisten: „Heute stehen wir bei Schumacher vor demselben glühenden Willen, die Mehrheit für seine Partei zu erringen. Das Beherrschtsein von diesem Willen ist nicht nur die Gefährdung des gesunden Weges zur Demokratie. Es ist wohl auch der Hauptgrund, warum die Parteien sich noch nicht ein einziges Mal an den ‚runden Tisch' setzen konnten, um über gesamtdeutsche Fragen zu beraten. Daß wir, die Union, mehrere Male vergeblich versucht haben, an das demokratische Gefühl von Schumacher zu

6 Die Beratenden Versammlungen in den Ländern der SBZ waren hingegen nicht mit der Schaffung von Landesverfassungen beauftragt. Die Länder der Britischen Besatzungszone befanden sich mit der Verfassungsgebung im Rückstand.

7 Undifferenziert ablehnend hierzu Dietrich Staritz, Einheits- und Machtkalküle der SED (1946–1948), in: „Provisorium für längstens ein Jahr". Protokoll des Kolloquiums Die Gründung der DDR. Hrsg. von Elke Scherstjanoi, Berlin 1993, S. 15–31, hier S. 29.

8 Vgl. Acht Jahre sozialdemokratischer Kampf um Einheit, Frieden und Freiheit. Ein dokumentarischer Nachweis der gesamtdeutschen Haltung der Sozialdemokratie und ihrer Initiativen. Hrsg. vom Vorstand der SPD, Bonn o. J. [1954], S. 27.

appellieren, ist nicht beschämend für uns. Wohl aber spricht es gegen den Demokraten Schumacher. Und das ist deprimierend für das Schicksal unseres Volkes."[9]

Gefährlich wurde es für Schumacher, als sich der Außenministerrat im Juli 1947 in Moskau auf einen Vorschlag des sowjetischen Außenministers Wlatscheslaw Molotow einigte, zur Ausarbeitung einer provisorischen demokratischen Verfassung einen deutschen Konsultativrat hinzuzuziehen, auch wenn über dessen Zusammensetzung und Funktionen noch keine Übereinstimmung erzielt werden konnte. Letztendlich würde sich die SPD nicht als einzige Partei der Aufforderung zur Teilnahme an einem solchen Gremium entziehen können. Der Druck wich freilich in dem Maße, in dem die Zerrüttung des Verhältnisses zwischen den Siegermächten deutlich wurde. Nun mußten die Führer der CDU in der SBZ, die um Schumacher „geradezu verzweifelt" warben,[10] und auch die LDP-Spitze feststellen, daß sogar ihre eigenen Parteigenossen im Westen nicht „mitzogen", wobei die persönlichen Rivalitäten eines Konrad Adenauer und Theodor Heuss mit Kaiser bzw. Wilhelm Külz ebenso mitspielten wie die Abwehrhaltung der westdeutschen Parteigliederungen gegenüber der Ambition einer von Berlin aus geführten Reichsparteiorganisation.

Kaiser wich noch auf das Projekt eines nicht strikt parteigebundenen „Forums Deutscher Persönlichkeiten" aus – doch vergebens. Als sein Parteifreund, der stellvertretende Oberbürgermeister von Berlin, Ferdinand Friedensburg, für den 11. November 1947 zu einer Besprechung einlud, vermochte er zwar eine Reihe von Einzelpersönlichkeiten um sich zu versammeln, aber die Führungen von SPD, West-CDU und FDP lehnten auch diese Initiative ab; der Parteivorstand der SPD in Hannover polemisierte gar gegen den vorgeblich „russophilen" Friedensburg, er vertrete „eine durchsichtige Fortsetzung der von der SED betriebenen Satellitenpolitik".[11]

Am Schicksal der bisherigen Initiativen für eine Nationale Repräsentation hatte sich ein strukturelles Dilemma herausgestellt, das man auf die Kurzformel bringen kann: Die SPD blockierte wegen der SED jede gesamtdeutsche Deutschlandpolitik. Nur durch eine rigorose Politik der „Nicht-Anerkennung" dieser Partei glaubte Schumacher, die Illegitimität der Zwangsvereinigung von SPD und KPD in der Ostzone fest- und den sozialdemokratischen Rechtsanspruch auf freie Betätigungsmöglichkeit in der SBZ aufrechterhalten zu können. Obgleich er mit dieser Boykottstrategie Unmut bis zu den bürgerlichen Parteien hervorrief, hatte Schumacher gute Aussichten, die Konfrontation zu gewinnen, und zwar aus vier Gründen:

- Dank der Lizenzierungspolitik der Westmächte blieb die SED auf die SBZ beschränkt; in den Westzonen stand der SPD also nur die relativ kleine KPD gegenüber.
- Mit Beginn des Kalten Krieges erschien die noch im Frühsommer deutliche Gefahr gebannt, daß die Siegermächte sich über Schumachers Kopf hinweg einigen könnten.

9 Rede vom 12. 7. 1947, in: Berlin – Quellen ..., a. a. O., S. 900–911, hier S. 903 und S. 905.

10 Vgl. Hans-Peter Schwarz, a. a. O., S. 503 f.

11 Vgl. Hans-Peter Schwarz, a. a. O., S. 763 f., Anm. 108; S. 815, Anm. 154; Berlin – Behauptung von Freiheit und Selbstverwaltung 1946–1948. Hrsg. im Auftrage des Senats von Berlin, Berlin 1959, S. 344; Manfred Overesch, Gesamtdeutsche Illusion und westdeutsche Realität. Von den Vorbereitungen für einen deutschen Friedensvertrag zur Gründung des Auswärtigen Amts der Bundesrepublik Deutschland 1946–1949/51, Düsseldorf 1978, S. 130–151; Klaus Bender, a. a. O., S. 93 ff.

- Die SPD hatte bei den Landtagswahlen 1946/47 8,14 Millionen Stimmen auf sich vereinigt, war also eindeutig stärker als die SED, auf die 1946 im sowjetischen Besatzungsbereich 4,92 Millionen Stimmen entfallen waren – davon nur 4,7 % kompetitiv in Ostberlin errungen, der übergroße Rest ohne sozialdemokratische Konkurrenz in der SBZ eingestrichen.[12]
- Die SPD kooperierte mit den bürgerlichen Parteien in Westdeutschland grundsätzlich gut, und beide politischen Gruppierungen ergriffen engagiert Partei für die Westmächte, während sich in der SBZ die Situation eher so darstellte, daß die SED im Auftrag der Besatzungsmacht die bürgerlichen Parteien drangsalierte, die sich nur widerwillig in die Blockdisziplin fügten. Die neu sich bildende politische Klasse im Westen wies also eine größere Kohärenz auf.

II. Der 1. Deutsche Volkskongreß

1. Legitimität

Unter diesen Umständen mutet es fast als Ironie an, daß ausgerechnet die Partei, deren Politik, ja deren ganze Existenz im Grunde sich bislang als Hindernis für eine übergreifende Deutschlandpolitik erwiesen hatte, mit einem Aufruf vom 26. November 1947[13] sich zur Initiatorin einer gesamtdeutschen Vertretung aufschwang, und es handelte sich in der Tat auch nur um eine Notmaßnahme, „eine Aktion in letzter Stunde",[14] die zugleich das Eingeständnis eines doppelten Rückschlags bedeutete. Gescheitert war nicht nur an der Intransigenz Schumachers das bisherige Konzept einer gesamtdeutschen Nationalen Repräsentation;[15] fehlgeschlagen war auch die von der LDP in Eile entwickelte und von der SED akzeptierte Idee einer hilfsweisen Erklärung, mit der die Blockparteien der SBZ „im Namen des ganzen deutschen Volkes" sprechen sollten.[16] Kaiser erschien „jede solche Sonderhandlung der [Sowjetischen Besatzungs-]Zone" der Sache eher abträglich.[17] Sie würde das Bild der deutschen Zerrissenheit „nur noch deutlicher hervortreten lassen".[18]

12 Zahlen für die Westzonen, das Saarland und Westberlin in: Wahlhandbuch für die Bundesrepublik Deutschland. Daten zu Bundestags-, Landtags- und Europawahlen in der Bundesrepublik Deutschland, in den Ländern und in den Kreisen 1946–1989. Hrsg. von Claus A. Fischer, Paderborn 1990; Zahlen für die SBZ und Ostberlin bei Günter Braun, Wahlen und Abstimmungen, in: SBZ-Handbuch, a. a. O., S. 381–431; eigene Berechnung.

13 Abgedruckt in: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Beschlüsse und Erklärungen des Zentralsekretariats und des Parteivorstandes (künftig: Dok. SED), Bd. I, 2. Aufl., Berlin 1951, S. 260 f.

14 So Grotewohl vor dem Parteivorstand (PV) der SED am selben Tage, in: Otto Grotewohl, Im Kampf um die einige deutsche demokratische Republik. Reden und Aufsätze, Bd. I: Auswahl aus den Jahren 1945–1949, 2. Aufl., Berlin 1959, S. 145–150, hier S. 148.

15 So noch verfochten im Manifest an das deutsche Volk zur Londoner Konferenz vom 14. 11. 1947, in: Dok. SED, Bd. I, S. 254 ff., hier S. 256; auf Landesebene vgl. noch den entsprechenden Aufruf vom 24. 11. 1947, in: Protokolle des Landesblockausschusses der antifaschistisch-demokratischen Parteien Brandenburgs 1945–1950. Bearb. von Fritz Reinert, Weimar 1994, S. 180.

16 Vgl. Erklärungsentwurf Schiffers, in: Siegfried Suckut, Blockpolitik in der SBZ/DDR. Die Sitzungsprotokolle des zentralen Einheitsfront-Ausschusses. Quellenedition, Köln 1986, S. 245.

17 Vgl. Prot. der Sitzung des Gemeinsamen Ausschusses der Einheitsfront etc. vom 24. 11. 1947, in: Siegfried Suckut, a. a. O., S. 243.

18 So Kaiser/Lemmer an Pieck vom 25. 11. 1947, in: Siegfried Suckut, a. a. O., S. 246.

Der CDU-Vorsitzende lag politisch richtig – die geradezu programmierten Absagen aller Westzonen-Parteien (außer der KPD) ließen nicht auf sich warten.

Nach diesem schlechtestmöglichen Start einer gesamtdeutschen Initiative – ein „nackter" SED-Aufruf ohne den Blockmantel und den Stellvertretergestus – versuchte die inzwischen auch in Zeitnot geratene Partei zu retten, was zu retten war. In ihrem Machtbereich brachte sie die anderen Blockparteien mit Druck und Lockung doch noch zur Teilnahme an dem ersten sog. Deutschen Volkskongreß (DVK). Druck wurde insbesondere gegenüber der CDU ausgeübt, wo es gelang, die SBZ-Landesverbände gegen den Parteivorstand zu mobilisieren. Dagegen mußte es auf beide bürgerliche Parteien als Lockung wirken, daß die SED sich bereitfand – wie von der LDP als „selbstverständliche Voraussetzung" gefordert[19] –, ihnen ihren parteipolitischen „Besitzstand" zu garantieren. Die Verteilung der Delegiertensitze für die SBZ auf SED (439) LDP (240) und CDU (198)[20] entsprach ziemlich genau den Ergebnissen, die diese drei Parteien bei den Landtagswahlen am 20. Oktober 1946 erzielt hatten.

Aus den Westzonen bzw. den Westsektoren Berlins, wo ihr diese Mittel nicht zu Gebote standen, mußte die einladende SED – drastisch formuliert – „nehmen, was kam". Eine Vertretung der ersteren durch 244 Delegierte der KPD, 64 der SPD sowie je 4 (!) von CDU und FDP hatte sowohl mit parteipolitischer als auch mit territorialer Repräsentativität offenkundig nichts zu tun.[21]

Als letztes Mittel verfiel die SED auf die Durchbrechung des Parteienprinzips, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Auf der Kreationsebene wählten nicht nur die Landtage der fünf SBZ-Länder Delegationen, vielmehr nahmen auch die Regierungen von Thüringen, Sachsen und Mecklenburg geschlossen als Delegierte am Volkskongreß teil. Personalpolitisch gesehen wurden neben Parteimitgliedern ausdrücklich als „parteilos" firmierende Delegierte gewählt (373 gegenüber 1412 parteigebundenen Vertretern). Vor allem aber stießen zu diesen in gewissem Sinne noch herkömmlich-parlamentarisch legitimierten 1785 Delegierten 440 weitere Teilnehmer, welche – eine alte SED-Idee, die schon während der Landesverfassungsgebung 1946/47 umkämpft war – die sog. „Massenorganisationen" entsandt hatten.[22]

Begründet wurde dieses euphemistisch Überwindung des Parteiwesens genannte Vorgehen mit Topoi, die nur zu bekannt waren: „Parteien" figurierten angeblich als Horte von Egoismen und Partikularinteressen, während dem hehren Ziel der deutschen Einheit nur

19 Vgl. Berlin – Quellen, a. a. O., S. 967.

20 Vgl. Protokoll des 1. Deutschen Volkskongresses für Einheit und gerechten Frieden am 6. und 7. Dezember 1947 in der Deutschen Staatsoper, Berlin (künftig: Prot. 1. DVK), Berlin 1948, S. 96.

21 Bender schließt von der drei Tage nach dem Aufruf erfolgten Mitteilung, daß zwei Drittel der Teilnehmer aus der Ostzone kommen sollten und nur das restliche Drittel aus den Westzonen (Klaus Bender, a. a. O., S. 139), auf eine von vornherein „geplante unrepräsentative Aufteilung der Delegiertensitze nach Besatzungszonen" (a. a. O., S. 146). Damit wird ein nachträgliches Notarrangement als ursprüngliches Konzept mißverstanden, das in dieser Form einfach dysfunktional gewesen wäre. Noch am 27. 11. rechnete Pieck mit nur „rund 200 Delegierten aus dem Westen und Süden", wohin man eigens Kuriere geschickt hatte. Sein Satz, „das Gros der Delegierten müsse natürlich aus der [Sowjetischen Besatzungs-]Zone kommen", vgl. Notiz Kaisers über eine Unterredung mit Pieck am 27. 11. 1947, in: Siegfried Suckut, a. a. O., S. 246, läßt sich zwanglos auch so begründen, daß etwas anderes in der Kürze der Zeit gar nicht zu leisten wäre.

22 Vgl. Prot. 1. DVK, S. 96; vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 144 f., zu kleinen, hier nicht weiter belangvollen Zahlenungereimtheiten. Nach welchem Schlüssel die Gesamtzahl der Delegierten auf Parteien und Massenorganisationen verteilt wurde, ist nicht bekannt (Bender, S. 139).

eine „Bewegung" angemessen sei[23] – alles forciert von einer Partei, die sich ihrerseits gerade in die Gegenrichtung bewegte, nämlich immer straffer die Zügel anzog. Die tatsächliche Motivation dürfte eine doppelte gewesen sein. Seit jeher hat die westliche Kritik unter Hinweis auf deren SED-beherrschte Führungen die von den SBZ-„Massenorganisationen" entsandten Delegationen als Manipulationspotential gesehen. In der Tat wird man nicht ausschließen dürfen, daß SED und KPD, die zusammen ausgewiesenermaßen nur 38,2 % der Delegierten stellten,[24] auf diesem Hinterwege sich eine inoffizielle Mehrheit zu sichern verstanden hatten. Daneben sollte aber nicht übersehen werden, daß die „Auffüllung" des Volkskongresses mit Delegierten anderer politischer Couleur auch eine gewisse Möglichkeit bot, die doch höchst unbefriedigende parteipolitische Resonanz auf die Kongreß-Initiative zu kaschieren. Anders gesagt: Bei einer strikt parteimäßigen Zusammensetzung des Volkskongresses hätte sich die Frage der politischen Repräsentativität in aller Schärfe gestellt und wäre die negative Antwort unvermeidlich gewesen. Ein Effekt dieses Vorgehens war jedenfalls gewiß: Die Durchbrechung des Parteienprinzips mußte die objektive Auseinanderentwicklung der politischen Systeme in der SBZ bzw. den Westzonen vorantreiben, und die vorgebrachte Begründung wie die geargwöhnten Motivationen konnten die Aversion im Westen gegen die SED-Politik nur verstärken.

Im Ergebnis bot sich der 1. DVK als ein doppelt geschrumpftes Unterfangen dar. Dabei schillerte die politische Seite noch: Sie reichte von der technisch korrekten Zugrundelegung der Landtagswahlergebnisse für die SBZ über die völlige Verzerrung der Kräfteverhältnisse im Westen bis zu dem undurchsichtigen Komplex „Delegierte der Massenorganisationen". Eindeutig dagegen war die territoriale Schrumpfung: Aus den Westzonen, die zweieinhalbmal so viel Einwohner hatten wie die SBZ,[25] kam nur ein gutes Viertel der Delegierten, und von den 664 „Westleuten" (wie der Jargon lautete) stammten allein 600 aus der Britischen Besatzungszone. So konnte man vor allem die Amerikanische Besatzungszone – mit 17,1 Millionen Einwohnern praktisch gleichstark wie die SBZ (17,3 Millionen) – natürlich nicht behandeln.

Was wider diese Fakten von den Beteiligten vorgebracht wurde, klang oft abenteuerlich. Otto Grotewohl zufolge hätten alle Parteien außer der SED ihrer eigentlichen Aufgabe der Führung des deutschen Volkes „freiwillig entsagt".[26] Und der LDP-Vorsitzende Külz

23 Vgl. Prot. 1. DVK, passim; ferner zur internen Sicht: „Es ist kein Zweifel, daß im deutschen Volk, vor allem in der Westzone, eine starke Enttäuschung über die Tätigkeit der bisherigen Parteien besteht; unser Volk verlangt nach einer neuen politischen Organisation, einer *überparteilichen, nationalen und fortschrittlichen Organisation.* Es ist daher notwendig, den Deutschen Volkskongreß zu einer solchen Organisation zu entwickeln." Vermerk o. V., o. D., in: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, (künftig: BAP), A-1/3358, Bl. 9–12, hier Bl. 10 (unterstrichen im Original).

24 849 von 2225, vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 144 f.

25 Nach der im Oktober 1946 in Deutschland ohne Ostgebiete durchgeführten Volkszählung lebten in den drei Westzonen 45,3 Millionen, dagegen in der SBZ nur 17,3 Millionen Menschen; hinzukamen 3,1 Millionen in der Viersektorenstadt Berlin (vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 92), von denen wiederum fast zwei Drittel in den Westsektoren lebten.

26 Ausführungen in der a. o. Sitzung des PV am 26. 11. 1947, in: Otto Grotewohl, Im Kampf ..., Reden, Bd. I, S. 145–150, hier S. 148. Die anderen Parteien seien in dieser entscheidenden Frage im Grunde genommen „von der politischen Bühne selbst abgetreten" (a. a. O., S. 150).

hielt die Kongreßteilnehmer kraft ihres gesamtdeutschen „Empfindens", ihrer gesamtdeutschen „Zielsetzung" und ihres gesamtdeutschen „Verantwortungsgefühls" für „legitimiert [...], im Namen des ganzen deutschen Volkes zu sprechen".[27]

2. Legalität

Über die Legalität der am 6. Dezember 1947 in der Deutschen Staatsoper zu Berlin zusammentretenden Versammlung wurden ähnlich kühne Vorstellungen geäußert. Grotewohl wies pathetisch auf den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher hin, um zu argumentieren, daß erst recht das deutsche Volk im Friedensprozeß ein „Recht auf Gehör" haben müsse. Ferner erhob er den Vorwurf, daß die auf der Potsdamer Konferenz gefaßten Beschlüsse über die Einheit Deutschlands nicht erfüllt worden seien[28] – noch ohne daraus ausdrücklich Ansprüche abzuleiten. Zu dem vergleichsweise schlichten Schritt, für ihre „Organisation politischen Charakters" im Sinne der einschlägigen Order der Alliierten Kommandantur Berlin vom Jahresanfang eine Genehmigung einzuholen, mochten sich die Veranstalter dagegen nicht verstehen.[29]

3. Ziele

a) Erhaltung der Einheit Deutschlands – an der Seite der Sowjetunion

Der einstimmig angenommenen Resolution zufolge[30] wünschte der DVK, daß der künftige Friedensvertrag „die wirtschaftliche und politische Einheit Deutschlands gewährleiste[n]" solle, die sowohl für den Aufbau der deutschen Wirtschaft als auch für die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen notwendig sei. Die Resolutionsverfasser stellten sich das weitere Verfahren so vor, daß der Kongreß eine Delegation zur Außenministerkonferenz nach London entsenden könne, die dort gehört werden solle. Weiter sollte eine zentrale deutsche Regierung aus Vertretern aller demokratischer Parteien gebildet werden, um den Friedensvertrag zu unterzeichnen. Dann sollten allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlen zu einer Nationalversammlung stattfinden, welche die Aufgabe der Ratifizierung des Friedensvertrages haben solle.

Obwohl von Natur aus plastisch, haben diese Verfahrensvorschläge viel Aufmerksamkeit und Kritik erfahren: Die Entsendung einer Delegation nach London galt als „das eigentliche Ziel" des Kongresses.[31] Auch der Gedanke einer Allparteienregierung wurde, wenngleich das Konzept für Not- und Übergangszeiten nicht ungewöhnlich war, moniert, weil sie die SED eingeschlossen hätte.

Entscheidend aber war der sachliche Inhalt der Vorschläge. Obwohl in „Potsdamer Formeln" gekleidet, bedeutete die Losung der Deutschen Einheit eine Parteinahme für die Sowjetunion und insbesondere deren Reparationsinteressen zu einer Zeit, als sich die Westmächte – offiziell gerade wegen der mißlungenen Reparationspolitik – zu einer

27 Prot. 1. DVK, S. 31.
28 A. a. O., S. 23 und S. 25.
29 Vgl. Berlin – Behauptung, a. a. O., S. 133 und S. 411.
30 Vgl. Prot. 1. DVK, S. 95, Wortlaut S. 103 f.
31 Manfred Koch, a. a. O., S. 350; dagegen Klaus Bender, a. a. O., S. 110, mit Ex-post-Überlegenheit.

Teilung Deutschlands entschlossen hatten.[32] Zu diesem Hauptproblem der Nachkriegspolitik nahmen die deutschen Beteiligten aus ihrem jeweiligen Kalkül eine unterschiedliche Haltung ein: Die SED mochte die Reparationsansprüche ihrer Mentoren aus ideologischen Gründen sogar bejahen. Ihre bürgerlichen Blockpartner jedenfalls kämpften für die Einheit Deutschlands – und sei es an der Seite Moskaus –, damit nicht, wie als Gefahr abzusehen war, die Sowjetische Besatzungszone allein der Reparationsbelastung ausgesetzt würde. Umgekehrt verband sich für die Westparteien mit der Option für westliche Freiheit und Demokratie und mit der Inkaufnahme einer Teilung Deutschlands die angenehme Aussicht, der ökonomischen Haftung gegenüber der größten Reparationsgläubigerin zu entgehen. Jener objektive Sukkurs der VKB für die sowjetische Politik gegenüber den Westmächten hat argwöhnen lassen, die Sowjetische Militäradministration in Deutschland habe diese Initiative mit Blick auf die Londoner Außenministerkonferenz aus dem Hintergrund gesteuert[33] – ohne daß es freilich auf die subjektive Linie entscheidend ankäme.

Nimmt man jedoch an, daß die Sowjetunion in dieser Weise deutsche Unterstützung gegen ihre Kriegsverbündeten zu organisieren suchte, liegt freilich ein Dilemma zutage. Die Landtagswahlen von 1946/47 hatten eine ungefähre Orientierung über die politische Kräfteverteilung in Deutschland gegeben. Es war offensichtlich, daß SED und KPD in gesamtdeutschem Maßstab nicht die einflußreichste Kraft waren bzw. sein würden. Die UdSSR sah sich damit vor die Wahl gestellt, eine strikt prosowjetische Unterstützungskampagne zu fördern, die aber nicht repräsentativ sein würde – oder auf eine repräsentative politische Willensäußerung zu setzen, die dann freilich nicht mehr einfach prosowjetisch sein konnte. Gedient war der östlichen Siegermacht nur mit realer Unterstützung durch die Besiegten, nicht mit Fiktionen. Also waren Konzessionen fällig, und die Sowjetunion war anscheinend bereit, sie zu erbringen.[34] Die SED hatte sich, sollten in ihren Reihen andere Absichten gehegt werden, zu fügen.

Ausdruck dieser Grundsatzentscheidung ist die geradezu penetrante Bemühung, den DVK *nicht* als „kommunistisches Manöver"[35] – in einer Sprachschöpfung der Zeit: nicht

32 Vgl. John H. Backer, Die Entscheidung zur Teilung Deutschlands. Die amerikanische Deutschlandpolitik 1943–1948, München 1981, S. 165–170; Josef Foschepoth, Konflikte in der Reparationspolitik der Alliierten, in: Kalter Krieg und Deutsche Frage. Deutschland im Widerstreit der Mächte 1945–1952. Hrsg. von Josef Foschepoth, Göttingen 1985, S. 175–197. Kessels Forschungsergebnis, wonach die Reparationsfrage nur als offizieller Hemmschuh aller Vereinbarungen fungierte, während in Wahrheit ideologische und machtpolitische Erwägungen dem Westen eine feste Abgrenzung der Einflußsphären geraten sein ließen, vgl. Martina Kessel, Westeuropa und die deutsche Teilung. Englische und französische Deutschlandpolitik auf den Außenministerkonferenzen von 1945 bis 1947, München 1989, bes. S. 7 f. und S. 289 f., ist bemerkenswert, besagt aber wenig für die Handlungsmotivation der deutschen Zeitgenossen, die jene Hintergrundinformationen ja nicht bzw. kaum hatten.

33 Vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 107 ff.; dazu jetzt Gerhard Wettig, All-German Unity and East German Separation in Soviet Policy, 1947–1949, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung, Bd. 2 (1994), S. 122–139, hier S. 133 f. Wenn der Kongreß seine Sorge hervorhob, eine Teilung würde „die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen gefährden" (Prot. 1. DVK, S. 103), klang das in der Tat so, als ob der Redaktionskommission hier eine sowjetische Hand die Feder geführt hätte.

34 Vgl. Rolf Badstübner, Zum Problem der historischen Alternativen im ersten Nachkriegsjahrzehnt. Neue Quellen zur Deutschlandpolitik von KPdSU und SED, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 33 (1991), S. 579–592, hier S. 586 f.

35 Vgl. Prot. 1. DVK, S. 88.

als „sedistisch“[36] – erscheinen zu lassen. Jeder Versuch, den DVK als „einen Parteikongreß der SED hinzustellen“, werde – so Wilhelm Pieck in seiner Eröffnungsansprache – durch die tatsächliche Zusammensetzung des Kongresses widerlegt; diese und die Beratungen des Volkskongresses würden sogar die amerikanische Militärregierung noch überzeugen.[37] „Nicht der leiseste Versuch“ sei zu erkennen gewesen, beteuerte der Mitvorsitzende Külz im Vorwort zum Kongreßprotokoll, „die Kundgebung einseitig in der Richtung irgendeiner Parteipolitik zu orientieren“.[38]

Im allgemeinen muß dieses Bemühen als erfolgreich bezeichnet werden. Was in der Literatur insoweit an Kritik vorgebracht wurde, überzeugt wenig bzw. wirkt überzogen: Daß dem demonstrativen „Pluralismus in der Auswahl der Referenten und Themen“ keine Meinungsvielfalt gegenüberstand, welche „die unterschiedlichen politischen Standpunkte über Form und Inhalt eines einheitlichen Deutschland auch nur annähernd wiedergegeben hätte“,[39] traf zu, war aber zum einen dem organisierten Boykott aus dem Westen geschuldet – kann also nicht von vornherein den Initiatoren angelastet werden – und folgte zum anderen einem bis heute in der deutschen politischen Kultur wirksamen Selektionsmechanismus, der – im Rahmen öffentlicher politischer Veranstaltungen – „Kundgebungen der Geschlossenheit“ so häufig und kontroverse Auseinandersetzungen so selten macht. Daß von einer Diskussion oder gar von Kritik an den Referaten in der „Aussprache“ des Kongresses keine Rede sein konnte,[40] ist ebenfalls richtig gesehen, wird aber seinerseits falsch eingeschätzt. Solchen Anforderungen eines transparent-partizipativen Politikstils wären damals vermutlich auch im Westen nur sehr wenige Veranstaltungen gerecht geworden. Jedenfalls reichen Beobachtungen dieser Art nicht hin, um das Urteil zu rechtfertigen, daß die SED genau den Kardinalfehler, den sie gesehen und vor dem sie öffentlich gewarnt hatte, prompt begangen hätte.[41]

b) Aufbrechen der Isolierung der SED

Nicht so plakativ vorgetragen, aber dennoch eindeutig bestimmbar, verfolgte die SED mit dem 1. DVK ein zweites Ziel, nämlich ihre Isolierung in gesamtdeutschem Maßstab aufzubrechen, insbesondere Schumachers Boykottstrategie zu durchkreuzen. Nachdem die Aussicht auf außenpolitischen Druck „von oben“ durch das zunehmende Zerwürfnis zwischen den Siegermächten entschwunden war, versuchte die SED nun gewissermaßen „von unten“, die widerstrebenden westdeutschen Parteiführer zu überspielen. Selbst angesichts des nicht gerade glänzenden Bildes der Beteiligung aus den Westzonen jubelte etwa Ottomar Geschke (VVN), der Kongreß sei „über die Köpfe dieser [egoistischen] Parteiführer hinweg zu einer Volksbewegung geworden“,[42] und Otto Nuschke, Mitglied

36 Vgl. a. a. O., S. 109 (nach: Der Morgen vom 9. 12. 1947).
37 A. a. O., S. 15 und S. 17.
38 A. a. O., S. 6.
39 Klaus Bender, a. a. O., S. 134 f.
40 Vgl. a. a. O., S. 134.
41 Auch Staritz' These, die SED habe die „Zwei-Lager-Theorie“ des Kominform bereits im Oktober 1947 rezipiert, vgl. Dietrich Staritz, Einheits- und Machtkalküle ..., S. 28 und S. 31, verliert angesichts des Verlaufs des 1. DVK an Plausibilität. Vgl. auch Wilfried Loth, Das ungeliebte Kind. Stalin und die Gründung der DDR, in: „Provisorium für längstens ein Jahr“, S. 31–38, hier S. 37.
42 Prot. 1. DVK, S. 77.

des Hauptvorstandes der CDUD, formulierte die zweischneidige Erkenntnis, die Arbeit für die deutsche Einheit und einen gerechten Frieden sei heute „den Parteiführern zum Teil entglitten" und „sozusagen zur direkten Aktion übergegangen".[43]
Zu recht sahen amerikanische Beobachter in diesem Ansatz eine Wiederholung der Politik der „Einheitsfront von unten", wie man sie aus der Weimarer Republik kannte.[44] Doch während es der KPD 1926 auf diese Weise tatsächlich gelungen war, die SPD-Führung so unter Druck zu setzen, daß sie bei dem Volksbegehren und Volksentscheid zur Fürstenenteignung mitmachte – hier kommt das plebiszitäre Terrain ins Blickfeld –, blieb sie von einer Wiederholung dieses Erfolges jetzt weit entfernt. Wo an der sozialdemokratischen Basis eine gewisse Aufgeschlossenheit gegenüber den Bestrebungen des Volkskongresses bestand, genügten die üblichen disziplinaren Mittel der Parteispitze wie ein Unvereinbarkeitsbeschluß, um diese Strömungen zu marginalisieren. Die irreal verzerrten Proportionen unter den westdeutschen Vertretern belegten, daß von einem Beiseiteschieben, gar Überrollen, An-die-Wand-Drücken – und wie die Formulierungen alle hießen – der politischen Klasse im Westen keine Rede sein konnte. Ihr zweites Ziel hatte die SED kraß verfehlt.
An diesem Punkt setzten die Westmächte an, um das Projekt einer deutschen Delegation zur Londoner Außenministerkonferenz zu stoppen und darüber hinaus den ganzen DVK für nicht legitimiert zu erklären. Die Unterstützungsfunktion für die sowjetische Politik wurde diplomatischerweise nicht angesprochen; der unbeeinflußte Verlauf der Kongreßberatungen, auf den Külz und andere gesetzt hatten, zählte gar nicht. Den Ausschlag gab die evidente Tatsache, daß die wichtigsten deutschen Parteien an dem Kongreß nicht teilgenommen hatten, er mithin für die politische Meinung in Deutschland nicht repräsentativ sein konnte.

4. Eine verpaßte Chance?

Natürlich hat dieser Fehlschlag des 1. DVK, gerade auf dem Hintergrund der späteren Teilungsgeschichte, zu Spekulationen angeregt, ob hier von westlicher Seite aus womöglich eine Chance vergeben worden sei. So unerläßlich solches Denken in Alternativen erscheint, so gefährlich ist es auch, um so mehr, wenn die methodische Disziplin beim hypothetischen Variieren eines Faktors nicht gewahrt wird. So hat Bender unlängst gemeint, die SED hätte sich in einer Nationalen Repräsentation durch Einbeziehung von ihr kontrollierter Massenorganisationen ein Übergewicht gegenüber den anderen Parteien verschaffen können.[45] Doch wenn die westliche Seite hier überhaupt nachgegeben hätte und vom Parteienprinzip abgewichen wäre, hätte sie natürlich darauf bestanden, daß nicht nur der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB), sondern auch die Westgewerkschaften, nicht nur die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB), sondern auch die landwirtschaftlichen Verbände des Westens etc. Vertreter entsandt hätten, so daß

43 A. a. O., S. 43.
44 Vgl. Warren M. Chase an SecState vom 6. 12. 1947, in: Foreign Relations of the United States 1947 II, S. 901 f., hier S. 902. Nicht überzeugend stellt Staritz, vgl. Einheits- und Machtkalküle ..., S. 29, dies pauschal in Abrede: „Die Einheitsfront-Taktik war verbraucht."
45 Vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 75 und S. 91.

das Ganze vermutlich – bei einer Teilnehmerzahl von vielleicht über 5000 – als Nullsummenspiel geendet hätte.

Ferner: Hätten die westdeutschen Parteien am 1. DVK teilgenommen, hätte dieser nach Bender wahrscheinlich auch keinen anderen Verlauf genommen, denn jene wären „von vornherein durch die geplante unrepräsentative Aufteilung der Delegiertensitze nach Besatzungszonen – zwei Drittel Ostzone, ein Drittel Westzonen – zahlenmäßig in der Minderheit gewesen, ohne Möglichkeit, das Ergebnis der Abstimmungen in ihrem Sinne mitbeeinflussen zu können".[46] Aber jene eigenwillige Sitzverteilung war natürlich nur unter der Voraussetzung weitgehenden westlichen Boykotts möglich; in dem von Bender angenommenen Fall hätten die westdeutschen Parteiführer – weit entfernt davon, sich überstimmen zu lassen – eine Aufteilung angeprangert, die der Bevölkerung der SBZ und Berlins,[47] die weniger als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachte, mehr als das fünffache politische Gewicht beilegte, und hätten eine Änderung zur Voraussetzung jeder Sachdebatte erklärt.

Külz, der darauf gehofft hatte, so viele westdeutsche Parteien und Organisationen zur Mitarbeit zu bewegen, daß sie gegenüber den Kommunisten die Mehrheit bilden würden,[48] wird der Realitätsferne geziehen; seine Überlegungen hätten phantastische Züge getragen. Demgegenüber gilt die Ansicht als realistisch, der SED sei es als der Organisatorin des DVK möglich gewesen, „den Kongreß nach ihren Kriterien zusammenzustellen und so seine politische und personelle Ausrichtung zu bestimmen".[49] Noch auf dem nachfolgenden Volkskongreß legte der Christdemokrat Nuschke die Inkonsistenz dieser westlichen Abwehrargumentation ironisch bloß: „Laßt doch auch mal drüben die Delegierten so wählen, wie sie hier gewählt werden, in jenem Gebiet von der Saar bis an die Elbe, von der Nordsee bis an den Bodensee, dann werden wir hier ja in eine hoffnungslose Minderheit versetzt. (Heitere Zustimmung.) Wenn es also ein so bequemes und einfaches Mittel zur Beschwörung all dieser kommunistischen Gefahr in Deutschland gibt, nun bitte, wendet es an!"[50]

In der Tat: Mit der zweieinhalbfachen Größe der Westzonen gegenüber der SBZ, mit 19,17 Millionen Wählerstimmen hinter den Westparteien außer der KPD, 24,21 Millionen hinter den nichtkommunistischen Parteien in Deutschland insgesamt und nur 6,99 Millionen für SED und KPD[51] befanden sich diese in einer politischen Minoritätsposition ohne Ausweg: Kein organisatorisches Arrangement hätte es vermocht, die

46 A. a. O., S. 146.

47 Da in den Quellen insoweit nicht unterschieden wird, ist eine Berücksichtigung der Sektorenaufteilung Berlins hier nicht möglich.

48 Külz bekannte sich zu „der sehr schlichten Erkenntnis, daß man einer solchen Veranstaltung einen möglichst breiten Umfang geben müsse, um sie nicht zur Parteiveranstaltung der SED werden zu lassen", nach: Wilhelm Külz, Ein Liberaler zwischen Ost und West. Aufzeichnungen 1947–1948. Hrsg. von Hergard Robel, München 1989, S. 128 (8. 12. 1947). Für eine neue Würdigung des in diesem Zusammenhang vielgescholtenen Külz plädiert Theo Rütten, Der deutsche Liberalismus 1945 bis 1955. Deutschland- und Gesellschaftspolitik der ost- und westdeutschen Liberalen in der Entstehungsphase der beiden deutschen Staaten, Baden-Baden 1984, S. 129–138.

49 Klaus Bender, a. a. O., S. 121.

50 Protokoll des 2. Deutschen Volkskongresses für Einheit und gerechten Frieden am 17. und 18. März 1948 in der Deutschen Staatsoper Berlin, (künftig: Prot. 2. DVK), Berlin 1948, S. 19.

51 Zahlen für die Westzonen, das Saarland und Westberlin in: Wahlhandbuch. Hrsg. von Claus A. Fischer; Zahlen für die SBZ und Ostberlin bei Günter Braun, Wahlen ..., in: SBZ-Handbuch; eigene Berechnung.

Minderheit zur Mehrheit zu manipulieren; keine Finessen hätten die SED vor der Alternative bewahrt, entweder das Prinzip der Repräsentation nach Wahlergebnissen, Organisationsstärken, Einwohnerzahlen – wie auch immer – anzuerkennen und ihre Minderheitsposition zu akzeptieren oder die Anerkennung jenes Prinzips zu verweigern, und dann hätte sie sich – hier hat das zu oft gebrauchte Wort seinen Sinn – selbst entlarvt. Demokratie *und* Herrschaft gingen für die SED nicht zusammen.

Dem entspricht die methodische Notwendigkeit für den Historiker, sich zu entscheiden. Nimmt man an, daß die SED demokratische Spielregeln einzuhalten bereit war, selbst um den Preis des Machtverlustes – dafür braucht man ihr keine edle eigene Motivation zu unterstellen, dazu konnten sie auch ihre sowjetischen Protektoren aus übergeordneten Gründen anhalten[52] –, vergaben die Westparteien eine Chance, wenn sie ihre unbezweifelbare Stärke nicht in die politische Auseinandersetzung einbrachten. Geht man dagegen davon aus, daß die SED nie bereit gewesen wäre, die Macht aus der Hand zu geben, und notfalls die demokratischen Regeln gebrochen hätte, bleibt immer noch die Frage, warum die Westparteien darauf verzichteten, sie an diesem Punkt zu stellen.

Wider die Pseudokalküle, wie hier aus der Feder Benders vorgeführt, waren es denn auch keine Verfahrensprobleme, welche die Westparteien dazu bestimmten, gar nicht erst anzutreten, sondern politische Gründe, bei denen man freilich differenzieren muß: Für die bürgerlichen Parteien im Westen war selbst ein „umfunktionierter" DVK nicht attraktiv, weil sie die SBZ insgesamt nicht „dabeihaben" wollten. Was oben für die Reparationsfrage ausgeführt wurde, galt abgewandelt für die anderen Politikbereiche: Wie die SED gesamtdeutsch operierte, um ihre Idee von Sozialismus zu propagieren, und ihre Blockpartner auf die gesamtdeutsche Politik setzten in der Hoffnung, den „sozialistischen" Druck, der auf ihnen lastete, ausgleichen zu können, so favorisierten die Schwesterparteien der letzteren im Westen eine Trennungsstrategie, um den „kommunistischen" Einfluß aus dem Osten abzuschnüren. Der Einbezug nicht nur der SED, sondern auch der eigenen SBZ-Landesverbände dieser Parteien hätte zu einer politischen „Linksverschiebung" auf gesamtdeutscher Ebene geführt gegenüber dem, was in den drei Westzonen sich politisch eingependelt hatte. Die Sozialisierung von Grundstoffindustrien beispielsweise, in den Westzonen gerade abgeblockt, wäre wieder auf die politische Tagesordnung gekommen. Letztlich beherrschte sie die Furcht – um eine amerikanische Formulierung über die CDU/CSU aufzugreifen –, daß bei einer politischen Vereinigung aller vier Zonen „die radikalisierte Ostzone den Staatskörper der Westzonen infizieren könnte".[53] Angenommen also, die SED wäre nach demokratischen Spielregeln zu gesamtdeutschen Konzessionen bereit gewesen, mochte das eine *nationale Chance* bieten, schloß aber für die bürgerlichen Parteien im Westen zugleich ein *wirtschafts- und gesellschaftspolitisches Risiko* ein. Daß sie daher jene Chance gar nicht erst ausloteten, um dieses Risiko nicht eingehen zu müssen, begründet in der Tat den Vorwurf des Parteiegoismus und der Ängstlichkeit, der ihnen auf dem 1. DVK auch von bürgerlichen Sprechern wie Nuschke gemacht wurde.[54]

52 Vgl. Wilfried Loth, Die Historiker, a. a. O., S. 377 f.
53 Zitiert nach Rolf Badstübner, Zum Problem ..., a. a. O., S. 588.
54 Prot. 1. DVK, S. 43, vgl. auch S. 77.

Für die SPD stellte sich das Problem anders. Eine „Linksverschiebung" im gesamtdeutschen Maßstab konnte Schumacher ja nur willkommen sein. Doch während CDU und FDP die SBZ generell ablehnten, war die SPD in ihren speziellen Kampf mit der SED verstrickt, und dabei erschienen ihr beide Alternativen peinlich. Nicht nur die sachliche Zusammenarbeit mit einer eventuell demokratisch agierenden SED, auch schon der Versuch, die Konkurrenz als undemokratisch zu entlarven – wenn man sich das konkret vorstellt: Verhandlungen über die Teilnahme, Debatten um Geschäfts- und Tagesordnung, Auseinandersetzung über die jeweils zu repräsentierenden Stärken –, bedeuteten ein solches Maß an Sich-Einlassen auf die SED, Umgehen mit deren Führung, Verhandeln womöglich unter mehrseitigem Druck zu Kompromißbereitschaft und Nachgiebigkeit um des Ganzen willen, daß Schumacher die Fortsetzung der Boykottpolitik verständlicherweise vorzog.

Für beide politischen Gruppierungen im Westen galt indes, daß ihre Ablehnung bzw. Boykottentscheidung zwar begründbar, aber schwer zu vermitteln war. Daß mancher gute Grund öffentlich *so* nicht gesagt werden konnte, erklärt z. T. die defensive Gesamteinstellung der Westparteien, die Aufgeregtheit ihrer Reaktion und auch viele Übertreibungen, die ihre Stellungnahmen durchziehen.

5. Resümee

Der 1. DVK war gewiß keine Nationale Repräsentation, er war aber auch keine „SED-Veranstaltung". Jenseits aller Zähl- und Nachzählversuche für Parteistärken gilt es dabei das Wort etwa von kirchlichen Teilnehmern zu hören. „Wenn das Anliegen des Deutschen Volkskongresses eine Parteiensache wäre", erklärte zum Beispiel der Thüringer Landesbischof Moritz Mitzenheim, „hätten wir als Männer der Kirche ihm fernbleiben müssen, denn die Kirche verbündet sich nicht einer Partei, sie unternimmt keine parteipolitischen Aktionen."[55]

Soweit aber der 1. DVK einer SED-Veranstaltung ähnelte, hat die Kritik aus dem Westen einen seltsamen Beigeschmack. „Der Verlauf, das Ergebnis und die Zusammensetzung des Volkskongresses ließen die Befürchtungen der westdeutschen Parteien als gerechtfertigt erscheinen, es mit einer den Zielen der SED-Politik dienenden Bewegung zu tun zu haben."[56] Dieses Argument Benders blendet die Westparteien als Akteure aus; diese standen aber doch nicht ohnmächtig besorgt einem Ereignis gegenüber, das sich jenseits von ihnen vollzog, sondern sie boten alle ihre Kräfte auf, um bewußt politische (Negativ-) Wirkungen zu erzielen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß es den Westparteien natürlich freistand, die SED als „Russenpartei" zu „schneiden" und einen von ihr einberufenen Kongreß zu boykottieren. Dabei ging es nicht darum, daß dieser die durch eine Westteilnahme vermittelte demokratische Legitimation „nicht verdien[t]" hätte;[57] vielmehr hatten die westdeutschen Parteien im allgemeinen und die SPD im besonderen keine Veranlassung,

55 Prot. 1. DVK, S. 72. Es gibt keinen Grund, derartige Bekenntnisse – etwa mit Blick auf spätere Lebensläufe – nicht ernst zu nehmen.

56 Klaus Bender, a. a. O., S. 145.

57 A. a. O., S. 146.

der SED die Genugtuung einer erfolgreichen Initiative zu gönnen und sie inhaltlich Einfluß nehmen zu lassen in einem Spiel, das jene einseitig eröffnet hatte und dessen möglicher Ausgang ihnen mißfiel. In einem kompetitiven Parteiensystem konnte keine Partei die Konkurrentinnen auf ein bestimmtes Spielfeld nötigen. Gelang es ihr nicht, die anderen zum Mitmachen zu bewegen, riskierte sie eben, auf dem „Rasen" allein zu bleiben. Keineswegs aber konnten die Westparteien, nachdem sie sich zu handeln entschlossen hatten, nach Belieben argumentieren. Den zielbewußt boykottierten DVK als kommunistisch kontrolliert abzuqualifizieren verstieß gegen die intellektuelle Redlichkeit.

Der 1. DVK erreichte sein Hauptziel, für die Erhaltung der Einheit Deutschlands – an der Seite der Sowjetunion – zu wirken, nicht. Obwohl man sich realistischerweise für eine „ausgewogene" Politik entschieden hatte, um eine möglichst hohe Repräsentativität zu erreichen, gelang es nicht, die politische Isolierung der SED aufzubrechen. Statt dessen begann sich durch das Mitmachen der Blockparteien einerseits und den Boykott der Westparteien (außer der KPD) andererseits eine Konfiguration herauszubilden, die wenig Gutes verhieß. Aus der beschränkten *politischen* Basis, welche noch die CDU unter Kaiser bei ihrer ursprünglichen Ablehnung besorgt gemacht hatte,[58] wurde eine begrenzte *territoriale* Fundierung. Mochte man anfänglich den Volkskongreß als eine SED-Veranstaltung abtun, wandelte er sich bald zu einer SBZ-Unternehmung, und das bedeutete eine neue Qualität. Nun drohte nicht (nur) ein Vorpreschen der Kommunisten, sondern ein Alleingang der Ostzone.

Trotz des weitgehenden Fehlschlags dieses ersten Versuchs dachte man in Ostberlin nicht etwa daran, die Volkskongreßbewegung „nach London" ohne Gesichtsverlust auslaufen zu lassen, vielmehr entschlossen sich die Initiatoren weiterzumachen und zogen dafür zwei einander widersprechende Lehren. In einer werbenden Linie beauftragte der 1. DVK einen Kongreßausschuß, an die bisher noch nicht vertretenen Parteien und Organisationen heranzutreten, um sie zur Mitarbeit „mit allen Rechten" aufzufordern.[59] In einer anderen Linie kam es zu einer Radikalisierung, wie sich an Vorgeschichte und Verlauf des 2. DVK zeigen läßt.

III. Der 2. Deutsche Volkskongreß

1. Vorgeschichte

Nachdem schon zwischen dem 12. und 22. Dezember 1947 Landesvolkskongresse in den fünf SBZ-Ländern stattgefunden hatten, sollte der Volkskongreß des Landes Niedersachsen am 17./18. Januar 1948 in Bremen[60] mit 650 Delegierten den Auftakt für eine ganze Serie solcher Veranstaltungen zur Basismobilisierung in Westdeutschland bilden. Doch dazu kam es nicht mehr. Die für Nordrhein-Westfalen, Bayern, Schleswig-Holstein und Württemberg geplanten Landesvolkskongresse wurden von der britischen

58 Vgl. Pressemitteilung der CDU vom 15. 12. 1947, in: Berlin – Quellen, a. a. O., S. 915 f., hier S. 915.
59 Vgl. Prot. 1. DVK, S. 98.
60 Daß man das Land und sogar die Besatzungszone gewechselt hatte, war wohlkalkuliert.

bzw. amerikanischen Besatzungsmacht verboten. Im Sekretariat des Ständigen Ausschusses des DVK tröstete man sich damit, daß es „der machtvolle [Verlauf] des Bremer Volkskongresses" gewesen sei, der nun „die Feinde der deutschen Einheit auf den Plan gerufen" habe.[61] In der französischen Besatzungszone waren Aktivitäten der Volkskongreßbewegung generell untersagt.

Obwohl der westliche Boykott, der bereits beim 1. DVK funktioniert hatte, nun also noch durch Verbote der Westalliierten abgesichert war, wurde unverdrossen für den 18. März 1948 zu einem 2. DVK nach Berlin geladen.[62] Schon der Termin sagte viel über die Weise des Herangehens. Stand man beim 1. DVK noch unter äußerem Zwang wegen der Londoner Außenministerkonferenz, so wurde die Tagung des 2. DVK nun frei bestimmt. Daß man dafür den 100. Jahrestag der Revolution von 1848 wählte, entsprach den Bedürfnissen einer symbolistischen Politik, folgte aber aus keiner vergleichbaren Drucksituation.

2. Legitimität

Auf der Sitzung des Präsidiums des Ständigen Ausschusses des DVK vom 27. Februar 1948 schlug Pieck einen Schlüssel für die Kongreßdelegationen, den zu wählenden Volksrat und das Präsidium vor. Külz und Nuschke erklärten sich namens der Blockparteien damit einverstanden.[63]

Geplanter Schlüssel[64] für den 2. DVK
Kongreßdelegationen/Volksrat/Präsidium

SBZ und Berlin
aufgeteilt nach

Ländern und Parteien

	SED	LDP	CDU	VdgB	zusammen
Sachsen	120/25	60/13	60/12	10/2	250/52
Sachsen-Anhalt	80/15	60/10	50/8	10/2	200/35
Thüringen	80/15	35/7	25/5	10/2	150/29
Mecklenburg	50/10	15/3	25/5[65]	10/2	100/20
Brandenburg	50/10	15/4	25/7	10/2	100/23
Berlin	50/10	30/6	25/5	(95 SPD +parteilos)	200/21
zusammen	430/85/4	215/43/2	210/42/2	50/10/1	1000/180/9

61 Vermerk Fritz Ottos vom 13. 6. 1948, BAP, A-1/3335, Bl. 63.

62 Vgl. Erklärung des Ständigen Ausschusses vom 15. 1. 1948 über die Frankfurter Beschlüsse und die Einberufung des 2. DVK, in: Deutscher Volksrat, Informationsdienst (DVR-ID), Jg. 1 (1948), Nr. 1, S. 15 f.

63 BAP, A-3330/Bl. 59.

64 Nach: BAP, A-1/3330, Bl. 60 f.; A-1/3336, Bl. 157 f.

65 In der Vorlage irrtümlich „6". Die richtige Zahl ergibt sich aus den Summen. – DFD = Demokratischer Frauenbund Deutschlands; FDJ = Freie Deutsche Jugend; Kulturbund = Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands; VVN = Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes.

Massenorganisationen

	FDGB	DFD	FDJ	Kulturbund	VVN	VdgB[66]	zusammen
vorläufige Zahl	150/30/3	50/10/2	50/10/2	50/10/2	50/10/2		350/70/11
endgültige Zahl[67]	108	36	36	36	36	50/10	

Landesregierungen und Landtagspräsidien		
Sachsen	20/3	
Sachsen-Anhalt	20/3	
Thüringen	20/3	
Mecklenburg	10/3	
Brandenburg	15/3	
zusammen	85/15	85/15
Persönlichkeiten		55/30
Zentralverwaltungen		10/5
SBZ und Berlin zusammen		1500/300/20
Britische Zone		
Niedersachsen	60/15	
Nordrhein-Westfalen	90/15	
Schleswig-Holstein	50/10	
Hamburg	50/10	
(Bremen)	25/5	
zusammen	275/55/4	275/55/4
Amerikanische Zone		
Hessen-Frankfurt	40/10	
Bayern	70/10	
Württemberg-Baden	40/10	
zusammen	150/30/3	150/30/3
Französische Zone		
Südbaden	25/5	
Württemberg-Hohenzollern	25/5	
Rheinland-Pfalz	15/3	
(Saargebiet)	10/2	
zusammen	75/15/2	75/15/2
Westzonen zusammen		500/100/9
2. DVK insgesamt		2000/400/29[68]

66 Handschriftlicher Zusatz, in: BAP, A-1/3336, Bl. 157.
67 Handschriftlicher Zusatz, in: BAP, A-1/3330, Bl. 60.
68 In der Vorlage irrtümlich „20". Die richtige Summe ergibt sich aus der Addition.

Endgültiger Schlüssel[69] für den 2. DVK
Kongreßdelegationen

aufgeteilt nach

Parteien

	SED	LDP	CDU	VdgB	parteilos	zusammen
SBZ	306	183	169	54	10	
Berlin	(76)[70]	22	18	8	46	
zusammen	382	205	187	62	56	892
Westzonen	(227)[71]	14	4	—	100	345
insgesamt	609	219	191	62	156	1237

Massenorganisationen

	FDGB	DFD	FDJ	Kulturbund	VVN	sonstige Organisationen	zusammen
SBZ	131	66	86	36	36	40	
Berlin	94	28	19	26	16	7	
zusammen	225	94	105	62	52	47	585
Westzonen	84	1	44	1	26	11	167
insgesamt	309	95	149	63	78	58	752

Delegierte insgesamt

SBZ	1117
Berlin	360
zusammen	1477
Westzonen	512
insgesamt	1989

Ausgangspunkt der Verteilung nach Ländern und Parteien sollte wiederum der Proporz nach den Landtagswahlen von 1946 sein. Da für die Landesregierungen nach den Grundsätzen der Blockpolitik und für die Landtagspräsidien nach den Geschäftsordnungen ebenfalls die proportionale Vertretung galt, war gegen die geplante Erweiterung um diese Gruppen, obwohl sie natürlich auch spezifische Interessen vertraten, parteipolitisch prinzipiell kein Einwand zu erheben. Aber sogar für die Wahl der Delegierten der „Massenorganisationen" hatte man vereinbart, nach Möglichkeit den Proporz einzuhalten, der

69 Nach: Prot. 2. DVK, S. 151 f.
70 54 SED + 22 SPD.
71 119 KPD + 83 SPD + 25 Arbeitsgemeinschaft SED-KPD.

für die Vertreter der politischen Parteien galt, damit „der überparteiliche Charakter des Volkskongresses gewahrt" bliebe; weil es häufig vorgekommen sei, daß die Delegierten aus den „Massenorganisationen" „lediglich einer Partei angehört hätten", intervenierte der stellvertretende LDPD-Vorsitzende Artur Lieutenant Ende Februar 1948.[72] Von der Umsetzungsproblematik abgesehen, reduzierte sich mit dieser Abrede natürlich die Relevanz des im Westen so kritisch beobachteten Komplexes „Delegierte der Massenorganisationen", wie umgekehrt die Zustimmung vor allem der bürgerlichen SBZ-Parteien verständlich wird.[73] Damit verblieben als einzige nicht in das parteipolitische Schema einzuordnende Gruppe die Einzelpersönlichkeiten, die aber keine 4 % der Ostdelegierten stellen sollten, und die SED-dominierte, aber quantitativ zu vernachlässigende Gruppe der „Zentralverwaltungen".

Während der geplante Schlüssel gewissermaßen einen „Blick in die Werkstatt" erlaubte, bot die offizielle Kongreßstatistik weniger Aufschluß, zumal sie nur noch nach parteimäßig bestimmten und von den „Massenorganisationen" delegierten Teilnehmern unterschied. Immerhin wurde jetzt innerhalb der letzteren, wo – für die SBZ und Berlin[74] – der geplante Schlüssel eine allzu mechanische Zuteilung von je 50 bzw. 36 Delegierten (FDGB 150 bzw. 108) vorgesehen hatte, deutlich differenziert. Vor allem hatte sich in der SBZ und in Berlin die Proportion der Delegierten der „Massenorganisationen" zu jenen, die von den Parteien bestimmt waren, deutlich bewegt. 40,1 % hatte diese auf dem 1. DVK betragen, 35 % sollten es beim 2. DVK werden, und schließlich saßen 585 „Massenorganisationen"-Delegierte (gleich 65,6 %) 892 Teilnehmern der Parteien gegenüber. Unzureichend wurden wiederum die Westzonen vertreten. Von 29,8 % war der Anteil der Westteilnehmer auf 25 % abgesackt. Innerhalb der drei westlichen Zonen hatte man sich allerdings um eine Korrektur der bisherigen Verzerrung bemüht.[75] Da die KPD 119 Delegierte, die SPD 83 und die Arbeitsgemeinschaft SED-KPD 25 entsandten, denen sich ganze 4 CDU-Vertreter und 100 Parteilose angeschlossen hatten, konnte freilich von politischer Repräsentativität nach wie vor keine Rede sein. Nicht daß man nicht geworben hätte, aber es hatten sehr viele westliche Eingeladene abgesagt.[76] Daß schließlich die „Westproportion" zwischen „Massenorganisationen" und parteimäßig bestimmten Vertretern nicht „stimmte" (nur 48,4 %), spielte dann schon fast keine Rolle mehr.

Im Gesamtmaßstab fällt auf, daß nur noch 25,3 % der Delegierten als Mitglieder der SED bzw. KPD ausgewiesen waren statt 38,2 % beim 1. DVK[77] und daß sich auch die Zahl der Parteilosen mehr als halbiert hatte[78] – Frucht offenbar des überstarken Zuwachses des

72 Vgl. Vermerk über einen Anruf Lieutenants vom 20. 2. 1948, in: BAP, A-1/3336, Bl. 222.

73 Loths Formulierung von den „willkürlich" zusammengesetzten Delegationen ist deshalb zu scharf. Vgl. Wilfried Loth, Stalins ungeliebtes Kind. Warum Moskau die DDR nicht wollte, Berlin 1994, S. 151.

74 Siehe Anm. 47.

75 Nach dem geplanten Schlüssel (beim endgültigen Schlüssel fehlt die entsprechende Aufgliederung) sollte die Französische Besatzungszone angemessen berücksichtigt werden. Zu kurz sollte wiederum die Amerikanische Besatzungszone kommen: Obwohl sie 76,7 % der Einwohner der Britschen Zone umfaßte, waren für sie nur 54,5 % der Delegiertenzahl vorgesehen, die auf diese entfiel.

76 Vgl. BAP, A-1/3335, Bl. 161–231. Die meisten sagten ohne Begründung ab oder verwiesen auf Verhinderungen dienstlicher (andere Veranstaltungen zur 100-Jahr-Feier) oder privater Natur (Krankheit).

77 504 von 1989 statt 849 von 2225 Delegierten.

78 Von 373 auf 156 Delegierte.

Komplexes „Delegierte der Massenorganisationen" und damit sicherlich kein Beitrag zu mehr Transparenz.
Zeigte der 2. DVK so legitimatorisch eine hohe Variabilität in der Zusammensetzung, die wiederum Argwohn, daß hier manipuliert werden sollte, begründete und jedenfalls die sog. Delegiertenwahlen als wenig aussagekräftig erscheinen ließ, blieb doch eine Grundstruktur unverändert: Der 2. DVK bot sich im Kern dar als eine Veranstaltung der SBZ und Berlins. Ebenfalls unverändert bekundeten freilich führende Politiker ihre Entschlossenheit, sich davon nicht anfechten zu lassen. Solange es keine deutsche Verfassung und keine deutsche Regierung gebe, seien Volkskongreß und Volksrat – so Külz (LDP) unverdrossen – „die einzige gesamtdeutsche nationale Repräsentanz".[79]

3. Legalität

Während die Verantwortlichen des 1. DVK sich mit der Rechtfertigung ihres Vorgehens noch schwer getan hatten, propagierte Grotewohl auf dem 2. DVK scheinbar eine „Patentlösung". Ausgangspunkt waren wieder die Kriegs- und Nachkriegsvereinbarungen der vier Alliierten, vor allem das Potsdamer Abkommen, welche die Westmächte angeblich gebrochen hätten – eine Behauptung, deren dogmatischer Charakter schon aus der durchgängigen Bezeichnung der in der SBZ unter der Regie der Sowjetunion verfolgten Politik als „einzig möglich" erhellt.[80] Zu dieser vorgeblichen Abkehr der Westmächte von der gemeinsamen alliierten Deutschlandpolitik referierte Grotewohl die Vorwürfe der Sowjetunion aus dem diplomatischen Notenwechsel mit ihren ungeliebten Weltkriegsverbündeten und schloß dann recht unvermittelt: „Wir rufen deshalb zur nationalen Selbsthilfe in ganz Deutschland auf."[81] Der Kongreß nahm eine Entschließung mit dieser Parole einstimmig an.[82]
Der stürmische Beifall für Grotewohls Aufruf konnte nicht über die Unstimmigkeit seiner Argumentation hinwegtäuschen. Die Sowjetunion mochte aus dem Zerfall der Siegergemeinsamkeit ihre Konsequenzen ziehen und im Rahmen ihrer rechtlichen Beziehungen zu den Westmächten Maßnahmen ergreifen, für die sie, wenn die Voraussetzungen erfüllt waren, grundsätzlich auch die Befugnis zu eigenmächtigem Rechtsschutz in Anspruch nehmen konnte.[83] Aber für die Deutschen galten gegenüber den Alliierten immer noch die Urkunde über die militärische Kapitulation vom 7./8. Mai und die Berliner Deklaration in Anbetracht der Niederlage Deutschlands und der Übernahme der obersten Regierungsgewalt hinsichtlich Deutschlands vom 5. Juni 1945. Daß die Besiegten Rechte aus Vereinbarungen ableiten und gar im Wege der Selbsthilfe durchsetzen wollten, welche die Alliierten Monate nach jenen für die Deutschen konstituierenden Akten untereinander getroffen hatten, war offenkundig unhaltbar. Rechtsgrundsätzlich riefen

79 DVR 19. 3. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 38.
80 Vgl. Prot. 2. DVK, S. 27–31.
81 A. a. O., S. 31; auch abgedruckt bei Otto Grotewohl, Im Kampf ..., Bd. I, S. 162–167, hier S. 166.
82 Prot. 2. DVK, S. 86 f.
83 „Selbsthilfe" war ja nicht nur ein Wort, sondern eine durchaus konturierte Rechtsfigur (vgl. erschöpfend Wolfgang B. Schünemann, Selbsthilfe im Rechtssystem, Tübingen 1985, passim), die freilich im vorliegenden öffentlich-rechtlichen, insbesondere völkerrechtlichen, Zusammenhang nur rechtsgrundsätzlich Anwendung finden konnte.

hier Akteure zu angeblich gestatteter Eigenmacht auf, die überhaupt keinen selbsthilfe*fähigen* Anspruch besaßen. Völkerrechtlich lief Grotewohls Parole auf eine Erhebung gegen Siegermächte hinaus – ein Versuch natürlich bloß, der auch nur mit der offensichtlichen Zustimmung der „eigenen" Besatzungsmacht unternommen werden konnte. Die Sowjetunion ließ „ihre" Deutschen gleichsam politischen Aufstand gegen die Westmächte spielen.

Der Schwung dieser Parole riß viele hin. Andere spürten zumindest, daß die Berufung auf inter alios geschlossene Vereinbarungen nicht trug, und suchten eine Begründung nachzuschieben, mit der es freilich auch nicht besser stand: Das deutsche Volk habe – trotz der Besetzung – nach dem Völkerrecht ein Recht auf Selbstbestimmung.[84] Damit wollte man sich in die jüngste Entwicklung des internationalen Rechts einklinken, in deren Verlauf dieses Recht aller Völker gerade erst von der Charta der Vereinten Nationen (Art. 1 Abs. 2) anerkannt worden war; an einer selbsthilfefähigen Rechtsposition fehlte es also insoweit nicht. Andererseits konnten die besiegten Deutschen ihr Selbstbestimmungsrecht nicht umstandslos den Siegern entgegenhalten und dazu auf deren Konzeption einer Neuen Weltordnung zugreifen, in der sie selbst vorerst nur als einer der „Feindstaaten" vorkamen. Noch besaßen sie erst eine Anwartschaft auf dieses Selbstbestimmungsrecht, bedingt durch – vereinfacht gesagt – die Erfüllung der drei großen „D": *demilitarization, denazification, democratization.* An diesem Punkt freilich stellte die antiwestliche Propaganda der Kalten Krieger den Juristen ein Bein. Wenn den ersteren zufolge jene aus der Kapitulation sich ergebenden „grundlegenden Forderungen" im sowjetischen Besatzungsbereich erfüllt waren, mochten die Deutschen hier ihren Anspruch auf Selbstbestimmung – und Einheit, gerechten Frieden, Abzug der Besatzungstruppen etc. – erheben und notfalls eigenmächtig durchzusetzen versuchen. Aber den gleichen Propagandisten zufolge waren ja Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Demokratisierung in den Westzonen nicht oder nur oberflächlich durchgeführt worden und daher jene Anwartschaft dort noch gar nicht zum Vollrecht erstarkt. Die Konstruktion der Volkskongreßverantwortlichen war insoweit als *nationale* Selbsthilfe unschlüssig.[85]

Noch ein dritter Rechtsgrund wurde auf dem 2. DVK angedeutet. Nach Otto Buchwitz, dem Präsidenten des Sächsischen Landtags, müsse sich die VKB „als die neue deutsche Widerstandsbewegung" fühlen.[86] Wieder zeigte sich vor allem am Applaus der Parolenrausch. Es war ausgerechnet Grotewohl, der zwei Monate später, als jener Begriff allzu viel propagiert wurde, intern feststellte, daß „der Schritt von der nationalen Selbsthilfe zu einem nationalen Widerstand [...] ein sehr verantwortungsvoller Schritt [sei], über den man wahrscheinlich außerordentlich ernst nachdenken" müßte.[87]

84 Prof. Erich Fascher (CDU), Prot. 2. DVK, S. 52. Vgl. dazu näher die Stenographische Niederschrift des Berichts auf der 4. Sitzung des Verfassungsausschusses (VerfA) des DVR am 25. 5. 1948: Alphons Steiniger, Hat das deutsche Volk ein Recht auf Selbstbestimmung seiner Verfassung?, Berlin 1948, besonders S. 30 f.

85 Steiniger sah natürlich den Schwachpunkt der östlichen Argumentation, daß „mit der beendeten Entnazifizierung, mit der Herausbrechung der gesellschaftlichen Grundlagen des Militarismus, mit der Anbahnung einer echten Demokratisierung und einer wahrhaft bekundeten Reparationsbereitschaft" das Recht auf Selbstbestimmung nur im sowjetischen Besatzungsbereich „akut" war (a. a. O., S. 29) – ohne indes einen Weg aus dem Dilemma zu finden.

86 A. a. O., S. 83. Nach stürmischem Beifall fuhr er fort: „Widerstand gegen alle Spalter, gegen alle die, die uns den Frieden und die Einheit nicht geben wollen."

4. Scheitern

Gemessen an den ursprünglichen Zielen der VKB, eine möglichst repräsentative deutsche Unterstützung der sowjetischen Politik der Einheit Deutschlands zu organisieren und gleichzeitig die politische Isolierung der SED – im gesamtdeutschen Maßstab – aufzubrechen, scheiterte die Idee eines zweiten Volkskongresses von vornherein, und es war Folge dieses Scheiterns wie abermalige Verstärkung, daß auf dem Kongreß selbst die „ausgewogene" Politik des 1. DVK von einem Kurs der Konfrontation mit den Westmächten abgelöst wurde.[88] Mochten sich vor allem die Kommunisten hier als gute Sekundanten der Sowjetunion im Kalten Krieg fühlen, vergaben sie dabei gleichzeitig die letzte Chance auf Repräsentativität. Wenn Pieck in seiner Schlußansprache gegen den angeblichen Versuch loszog, „in Deutschland durch das amerikanische Monopolkapital, durch die Spaltung und Teilung in Deutschland sich einen Teil des deutschen Volkes gefügig zu machen für die großen Verbrechen, die diese Bande von Monopolkapitalisten gegenüber der Welt im Schilde führt",[89] lag das Dysfunktionale eines solchen Kurses auf der Hand.[90] Nicht von ungefähr zogen sich jetzt die Kirchen zurück,[91] wobei Heinrich Grüber, Propst zu Berlin, zwei Tage nach Abschluß des 2. DVK Pieck sozusagen ins Stammbuch schrieb: Die Entwicklung sei in einer Linie verlaufen, „die nach meiner Auffassung der ursprünglichen Tendenz nicht entspricht. Das Positive und Verbindende ist in den Verhandlungen, soweit ich von ihnen Kenntnis bekommen habe, im Gegensatz zur ersten Tagung sehr zurückgetreten, und dafür sind aber die Referate und Diskussionsreden in einer so scharfen Form geführt worden, daß sie ein weiteres Zusammenarbeiten mit dem größten Teil der verantwortlichen Männer in den Westzonen erschwert haben, wobei ich die Frage offen lasse, inwieweit die scharfe Kritik berechtigt ist."[92]

87 DVR VerfA 25. 5. 1949, in: BAP, A-1/150, Bl. 48 f.

88 Loths Feststellung, daß der 2. DVK einberufen worden sei, ohne an der strategischen Aufgabenstellung und der gesamtdeutschen Zielsetzung „irgend etwas zu ändern", vgl. Wilfried Loth, Stalins ungeliebtes Kind, a. a. O., S. 117, erscheint daher sehr formal. Auch Wettig differenziert zwischen den beiden Kongressen bemerkenswerterweise nicht. Vgl. Gerhard Wettig, All-German Unity ..., a. a. O., S. 126 und S. 133 ff. Tatsächlich könnte diese offenkundige Zäsur innerhalb der VKB bei der aktuellen Diskussion, von wann an die Vorbereitung auf die Oststaatlichkeit zu datieren sei, vgl. die Diskussionsbeiträge von Rolf Badstübner, in: „Provisorium für längstens ein Jahr", S. 45, und Dietrich Staritz, a. a. O., S. 47, hilfreich sein.

89 Prot. 2. DVK, S. 157.

90 Eine Woche später berichtete Pieck Stalin ungerührt, welch „großer Erfolg" der 2. DVK gewesen sei, der einen „starke[n] Eindruck auf [die] Massen, auch im Westen", gemacht habe. Vgl. Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen zur Deutschlandpolitik 1945–1953. Hrsg. von Rolf Badstübner und Wilfried Loth, Berlin 1994, S. 192 (26. 3. 1948). Loth hat dergleichen denn auch „eine zutiefst schizophrene Politik" genannt, „die die Einheit zum Ziel hatte, zugleich aber die Spaltung ungewollt effektiv betrieb". Vgl. Wilfried Loth, Ziele sowjetischer Deutschlandpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Schönhoven und Dietrich Staritz, Köln 1993, S. 303–323, hier S. 322.

91 „Bis zum 2. Volkskongreß war die Beteiligung der Kirche gut. Dann zogen sich die Geistlichen aus den Volksausschüssen zurück, und zwar auf Anweisung der Kirche im Lande mit dem Argument, daß das Volksbegehren eine politische Angelegenheit geworden wäre", so Gen. Schön [Sachsen] laut Prot. über die Konferenz der Org.-Sekr. (18. 6. 1948), o. S., in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin (künftig: SAPMO-BA), Zentrales Parteiarchiv (ZPA) der SED, IV 2/13/301.

92 Grüber an Pieck vom 20. 3. 1948, in: BAP, A-1/3314, Bl. 32 f.; Piecks Antwort vom 22. 4. 1948 blieb formelhaft (a. a. O., Bl. 30).

Walter Bartel, Piecks persönlicher Referent für Parteifragen, vermerkte nach einer Unterredung mit Grüber wenig später: „Der zweite Volkskongreß hat in seiner ganzen politischen Atmosphäre eine ausgesprochen antiwestliche Tendenz gezeigt. Er gab damit die Position des ersten Kongresses auf, eine Einheit Deutschlands zu schaffen, sondern er wirkt in der Richtung der Spaltung. [...] Die Schärfe der Auseinandersetzungen auf den Kundgebungen des 18. März beweist Grüber, daß zur Zeit seine Rolle als Mittler und Brückenbauer unmöglich geworden ist, da die Gegensätze eine Zuspitzung erfuhren, die ihm jedes Arbeiten unmöglich macht. Was jetzt in Deutschland vor sich geht, ist bereits der Krieg. Hier muß gekämpft werden, aber er (Grüber) fühlt sich physisch nicht mehr dazu in der Lage."[93]

IV. Zwei Nachfolgeformen

Hauptziel der VKB war weiterhin die Unterstützung der sowjetischen Deutschlandpolitik. Je mehr aber die Alliierten auf Konfrontationskurs gingen und je klarer vor allem die Westmächte die Vereinigung ihrer Zonen zu einem Weststaat vorantrieben, um so schillernder wurde auch die sowjetische Politik, so daß sie schließlich zwei deutschlandpolitische Varianten konzipierte,[94] die jeweils in sich stimmig waren, aber sich nicht gut gleichzeitig verfolgen ließen.[95] Entsprechend schillernd und letztlich widersprüchlich bot sich das Bild der VKB.

1. Variante Einheit Deutschlands: das Volksbegehren „über die Einheit Deutschlands"

Die klassische Variante verfolgte weiterhin das Ziel der Einheit Deutschlands, wofür auf seiten der Sowjetunion sowohl ihr Reparationsverlangen – um mittelbar das gesamte besiegte Land als Reparationsgebiet zur Verfügung zu haben[96] – als auch ihr sicherheitspolitisches Interesse an Einwirkungsrechten sprach;[97] auf deutscher Seite entsprachen dem das gleiche Interesse der SED, das entgegengesetzte Interesse ihrer bürgerlichen Blockpartner und der nationalstaatliche, d. h. hier auf ökonomische Entlastung zielende

93 Aktenvermerk vom 24. 3. 1948 über eine Unterredung vom 23. 3. 1948, in: SAPMO-BA (ZPA), IV 2/13/243. Kein Aufschluß über diese Episode bei Heinrich Grüber, Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Köln und Berlin 1968.

94 Vgl. Wolfgang Leonhard in: Der Weg nach Pankow. Zur Gründungsgeschichte der DDR, München 1980, S. 32 f.; feiner differenziert nach nicht weniger als sieben Optionen der sowjetischen Deutschlandpolitik Martin McCauley, Deutsche Politik unter sowjetischer Besatzung, in: Kalter Krieg und Deutsche Frage, S. 291–313, hier S. 291 f. Zur Frage der Prioritäten vgl. Wilfried Loth, Das ungeliebte Kind, a. a. O., S. 32 f.

95 Wie das aus sowjetischer Sicht gleichwohl zusammenging, erörtert Gerhard Wettig, a. a. O., S. 137 ff.

96 Vgl. Rolf Steininger, Deutsche Geschichte 1945–1961. Darstellung und Dokumente in zwei Bänden, Frankfurt a. M. 1983, Bd. 1, S. 202 f.; Hermann Graml, Die Alliierten und die Teilung Deutschlands. Konflikte und Entscheidungen 1941–1948, Frankfurt a. M. 1985, S. 172 ff. Sich mit ihren gesamten Reparationsforderungen lediglich an die eigene Besatzungszone halten zu müssen konnte für die Sowjetunion nur die schlechteste Lösung sein, zumal dieses Gebiet von den materiellen Voraussetzungen her eine solche Last kaum tragen konnte. Vgl. Martin McCauley, a. a. O., S. 292, 307; Rolf Badstübner, Zum Problem ..., a. a. O., S. 590; Wilfried Loth, Ziele sowjetischer Deutschlandpolitik, a. a. O., S. 308 f.

97 Vgl. Dietrich Geyer, Deutschland als Problem der sowjetischen Europapolitik am Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Kalter Krieg und Deutsche Frage, a. a. O., S. 50–65, hier S. 53.

Ansatz aller SBZ-Parteien. Dieser Variante folgend, beschloß der 2. DVK in seiner ersten Entschließung einstimmig, ein Volksbegehren einzuleiten, um eine eindeutige Willensäußerung herbeizuführen, „ob das deutsche Volk die Durchführung einer Volksabstimmung über die Einheit Deutschlands verlangt".[98]

Die Idee, in diesem Zusammenhang die plebiszitäre Karte auszuspielen, bestand schon länger. Bereits bei der Deutschlanddebatte auf der Pariser Außenministerkonferenz am 10. Juli 1946 hatte der sowjetische Außenminister Molotow vorgeschlagen, daß über seine zukünftige staatsrechtliche Gestaltung „das deutsche Volk selbst entscheiden" solle, und der Parteivorstand der SED hatte dies sofort begrüßt.[99] Bis zur Moskauer Außenministerkonferenz hatte die Sowjetunion ihre Position dahingehend verfeinert, daß sie die Weimarer Reichsverfassung gewissermaßen zur Richtmarke erklärte; ein Referendum möge entscheiden, ob das künftige deutsche Regierungssystem zentralistisch oder föderalistisch sein solle.[100] Richtig angelegt, müßte ein solcher Volksentscheid nach Einschätzung der SED-Führung 30 von 50 Millionen Stimmen „für die Einheit Deutschlands" erbringen – nach Stalins Hoffnung sogar eine noch größere Mehrheit[101] –, und Amerikaner, Briten und Franzosen würden sich einem solchen Votum kaum entziehen können. Ein demokratisches Grundprinzip würde so erfolgreich gegen die westlichen Demokratien gekehrt, diese also mit ihren eigenen Waffen geschlagen.

Hier setzte denn auch der Widerstand der Westmächte ein, deren Kalkül sich folgendermaßen auffächern läßt: Warum sollten sie sich auf ein Spielfeld begeben, das ihr Gegenüber einseitig ausgesucht hatte und auf dem angesichts des absehbaren Zusammenwirkens von Status-quo-Denken und Einheitsgefühl eine Niederlage auf sie wartete? Warum sollten die westlichen Siegermächte dem besiegten Deutschland die Freiheit einer Abstimmung zugestehen, wo für sie doch ohnehin feststand, welche Alternative die richtige war? Schlimmer: Wenn die Westmächte tatsächlich schon in der gemäßigten Zentralisierung nach Weimarer Art eine der Ursachen der deutschen politischen Katastrophe sahen und dagegen eine die Gewaltenteilung verstärkende Föderalisierung als Abhilfe konzipiert hatten, verbot es sich dann nicht geradezu, jene alte „Fehlstruktur" noch einmal zur Entscheidung zu stellen? Mit dem fortschreitenden Zerwürfnis zwischen den Alliierten war der sowjetische Vorschlag vollends aussichtslos geworden. Die Forderung des 1. DVK, wonach die Alliierten die Einheit Deutschlands gewährleisten oder dem deutschen Volk das Recht zugestehen sollten, „durch eine Volksabstimmung selbst darüber zu entscheiden",[102] ging in beiden Alternativen offensichtlich ins Leere.

98 Vgl. Prot. 2. DVK, S. 86 f.; dazu den Ausführungsbeschluß, a. a. O., S. 88.

99 Um Deutschlands Einheit und Lebensfähigkeit, Beschluß des PV vom 17. 7. 1946, in: Dok. SED, Bd. I, S. 78 f.

100 Vgl. Akten zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945–1949. Hrsg. vom Bundesarchiv und vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. 2: Januar–Juni 1947. Bearb. von Wolfram Werner, München 1979, S. 9; Martina Kessel, a. a. O., S. 243; Wilfried Loth, Stalins ungeliebtes Kind, a. a. O., S. 85.

101 Vgl. Bernd Bonwetsch und Gennadij Bordjugov, Stalin und die SBZ, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 42 (1994), S. 279–303, hier S. 296; Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen ..., a. a. O., S. 111 (31. 1. 1947). Staritz ordnet diese Stalin-Hoffnung, die einem Volksentscheid in der Zentralismus-Föderalismus-Kontroverse galt, irrig dem gleichfalls ventilierten Friedensvertragsplebiszit zu. Vgl. Dietrich Staritz, Einheits- und Machtkalküle ..., S. 20 f.

102 Prot. 1. DVK, S. 103; vgl. Grotewohl (SED), a. a. O., S. 27.

In dieser Situation bedeutete der Umstieg auf das Verfahren der Volksgesetzgebung, wie es seit Anfang Februar 1948 geplant wurde,[103] eine Redynamisierung. Statt weiter ohne Aussicht darauf zu warten, daß die alliierten Siegermächte den Deutschen gewissermaßen einen Volksentscheid gewährten, entschloß man sich, diesen mit dem klassischen Mittel eines Volksbegehrens selbst herbeizuführen – als Ausdruck der nationalen Selbsthilfe wiederum.[104]

Zudem eröffnete sich hier für die SED noch einmal eine Chance, ihre Isolierung in gesamtdeutschem Maßstab aufzubrechen. Die VKB hatte insoweit ausgedient; zwei Volkskongresse hatten die Unmöglichkeit vor Augen geführt, auf diesem Wege über den Ostzonenrahmen entscheidend hinauszukommen. Wenn nun die SED von der Innovation VKB, die sich gesamtdeutsch nicht durchgesetzt hatte, zu einem herkömmlichen – bekannten und z. T. auch bewährten – Verfahren wechselte, das obendrein nur einen einzigen Punkt betraf, der sich doch psychologisch attraktiv gestalten lassen sollte, eröffneten sich ihr zwei angenehme Aussichten: Entweder es gelänge, die Westparteien derart unter Druck zu setzen, daß sie mitmachen müßten – gewissermaßen die buchstäbliche Wiederholung des Erfolges im Fall Fürstenenteignung 1926; dann sollte nach Weimarer Muster die sachlich notwendige Koordination zur Kooperation führen und die Initiatorin SED auf diesem Wege in den Kreis der politischen Mitspieler aufgenommen werden. Oder die Westparteien würden sich auch diesem Vorschlag verweigern; in diesem Fall böte das plebiszitäre Verfahren eine echte neue Chance, jene Führungen doch noch zu überspielen. „Die deutschen Parteiführer konnten sich nicht einig werden, aber das deutsche Volk ist einig", skizzierte wiederum Nuschke (CDU) die dann zu erwartende Parole.[105]

Das Volksbegehren über die Einheit Deutschlands sollte den ursprünglichen Gedanken der VKB in einer bekannteren Form variieren.[106]

2. Variante getrennte Entwicklung der Ostzone: der Deutsche Volksrat

Gleichzeitig mit der lauten Bekundung des Willens, an der deutschen Einheit festzuhalten, trafen die Verantwortlichen des 2. DVK institutionelle Vorbereitungen, die nur unter der Annahme einer getrennten Entwicklung der Ostzone Sinn hatten. Bald nach Abschluß des Kongresses lag das komplette Instrumentarium einer Oststaatsgründung bereit.

Dies begann damit, daß der 2. DVK die Wahl eines Deutschen Volksrates (DVR), bestehend aus 400 Mitgliedern, beschloß, dessen Tätigkeit ein 29köpfiges Präsidium leiten

103 Vgl. Beschluß des Sekretariats des Ständigen Ausschusses des DVK vom 4. 2. 1948, in: SAPMO-BA (ZPA), IV 2/13/240. Angekündigt wurde das Vorhaben in einer Erklärung des Ständigen Ausschusses vom 20. 2. 1948, in: DVR-ID, Jg. 1 (1948), Nr. 1, S. 16.

104 Vgl. Grotewohl (SED), DVR 18. 5. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 114.

105 Vgl. Prot. 2. DVK, S. 18. Pieck variierte, man werde, obschon es fast aussichtslos erscheine, „auch an die Adenauer, an die Schumacher, an die Euler" appellieren; aber primär gelte es „dort im Westen die Menschen aufzuklären". A. a. O., S. 157.

106 Zu den Einzelheiten dieses Volksbegehrens siehe Otmar Jung, Grundgesetz und Volksentscheid. Gründe und Reichweite der Entscheidungen des Parlamentarischen Rats gegen Formen direkter Demokratie, Opladen 1994, S. 173–202.

sollte. Obwohl die einschlägige Entschließung den DVR nicht herauszustreichen sich bemühte – es hieß, er sei „das beratende und beschließende Organ, das zwischen den Tagungen des Volkskongresses tätig ist" –, lag auf der Hand, daß man damit von den schwerfälligen Mammutkongressen auf die erprobte Größenordnung eines arbeitsfähigen Parlaments kommen wollte. Entsprechend zeichneten sich beim Präsidium des Rates die Konturen eines Kabinetts ab.

Selbstverständlich wiesen die Initiatoren solche Anklänge weit von sich. „Der Volksrat ist kein Vorparlament, kein Nebenparlament, kein Überparlament", verwahrte sich Prof. Hugo Hickmann im Namen der Ost-CDU-Delegierten, „der Volksrat ist eine Kampforganisation deutscher Menschen guten Willens."[107]

Unparlamentarisch war an dem „Typ sui generis" (Külz[108]) eines Gremiums in der Tat das Fehlen der personellen Unabhängigkeit. Die Tatsache, daß die Parteien, die Vorschläge für den Volksrat gemacht hatten, ihre Vertreter dort auswechseln, zurückziehen oder einen anderen Vorschlag machen konnten,[109] nahm dem ohnehin „absurden Wahlverfahren"[110] des Volkskongresses – so viele Kandidaten wie Sitze bei theoretischer Streich- und Ersetzungsmöglichkeit – die eigentliche sanktionierende Kraft und ließ den DVR als bloß eine weitere Kreation der Organisationstechniker der Blockparteien erscheinen.

Andererseits wurde dem Volksrat eine klassische Ausschußstruktur beigegeben – Ausschuß für den Friedensvertrag, Verfassungs-, Wirtschafts-, Justiz- und Kulturausschuß sowie Ausschuß für Sozialpolitik – und entsprechend beim Präsidium eine Reihe von Kommissionen gebildet: ein Sekretariat, eine Redaktionskommission (für die Herausgabe der Zeitung „Deutschlands Stimme") sowie eine Werbe-, Organisations- und Verlagskommission. Von dem „neuen Weg der Politik", den man zu gehen sich rühmte,[111] dem Kampf gegen ein „Wiederaufleben des Parteiwesens, wie es vor 1933 gewesen ist",[112] und dem Abschwören von jenem Parlamentarismus alten Stils, „wo wir Parteiinteresse gegen Parteiinteresse stellten",[113] blieb bei Lichte besehen vor allem zweierlei: Indem man den klassisch-kompetitiven Parlamentarismus verwarf, konnte man erstens bei der Ausschußbesetzung gegenüber den Blockparteien den Schlüssel „aufweichen". Vorpolitische Gemeinplätze (so in Piecks Appell an die Parteien, „nicht so sehr auf die ziffernmäßige Stärke zu pochen, sondern mehr darauf, die besten Funktionäre ihrer Partei dem Volksrat zur Verfügung zu stellen"[114]) wurden dafür ebenso aufgeboten wie scheinbar plausible Argumentationen mit dem besonderen Charakter der „Massenorganisationen", und die Möglichkeit der Kooptation von Fachleuten machte die Lage noch unübersichtlicher. Zur Beruhigung der eine Majorisierung befürchtenden bürgerlichen Vertreter erklärte Pieck, daß auch in den Ausschüssen keine Mehrheitsabstimmungen stattfinden, sondern

107 Prot. 2. DVK, S. 149 f.
108 DVR 19. 3. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 38.
109 Vgl. Pieck (SED), a. a. O., Bl. 46; beschlossen ebenda.
110 Klaus Bender, a. a. O., S. 174.
111 Vgl. Grotewohl (SED), DVR 18. 5. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 113.
112 Vgl. Grotewohl (SED), DVR 19. 3. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 37; auch abgedruckt bei Otto Grotewohl, Im Kampf ..., Bd. I, S. 168–173, hier S. 173.
113 Vgl. Pieck (SED), DVR 19. 3. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 49.
114 Pieck (SED), a. a. O., Bl. 48.

das Einstimmigkeitsprinzip gelten solle.[115] Wohin diese Eigenwilligkeit, mit der das Prinzip der Repräsentativität behandelt wurde, praktisch führte, mag die Wahl des Präsidiums demonstrieren: Nach Piecks Plan sollten – berechnet für die SBZ und Berlin[116] – die Länder und Parteien zwar 66 % der Kongreßteilnehmer und 60 % der Volksratsmitglieder, aber nur 45 % der Mitglieder des Präsidiums stellen. Die Position der „Massenorganisationen" sollte gerade umgekehrt von 23 % (DVK und DVR) auf 55 % in dem Leitungsorgan hochschnellen.

Zweitens ließen sich über diese eigenwillige Freiheit mittelbar auch westliche Attacken wegen mangelnder gesamtdeutscher Repräsentativität der neuen Organe parieren. Im DVR wurden den „Westleuten" genau wie beim 2. DVK 25 % der Sitze zugestanden. Ein Antrag, diese eklatante Unterrepräsentation zu mildern, wurde abgelehnt.[117] Dafür durften die Westzonen 31 % der Mitglieder des Präsidiums stellen.[118]

Vor allem mit der Aufgabe, alsbald eine Verfassung für die deutsche Republik auszuarbeiten, übernahm der DVR eine klassisch-parlamentarische Arbeit. Gewiß hatte man sich auch dazu Hilfskonstruktionen einfallen lassen. Der Ost-CDU zufolge sollte es Aufgabe des DVR nur sein, dem in Moskau 1947 anvisierten Konsultativrat bzw. später einer verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung „alles Material an die Hand zu reichen", das geeignet sei, die Fundamente eines gerechten Friedens zu schaffen.[119] Aber die Entwicklung schritt dann rasch voran, und mit ihr wuchsen die Ambitionen des Gremiums. Zunächst begriff man sich noch als Vertreter ohne Vertretungsmacht,[120] nahm freilich schon in Anspruch, „der Sprecher des Souveräns" – nämlich des Volkes – zu sein, und erinnerte ehrgeizig an den Heidelberger Siebenerausschuß und das Vorparlament des Reichsgründungsversuchs von 1848.[121] Später hieß bereits der DVK selbst „der demokratische deutsche Souverän, der als einziger festzustellen sei",[122] und so verwundert es nicht sehr, daß man im Präsidium des DVR bereits am 6. April 1948 die

115 Vgl. Pieck (SED), a. a. O., Bl. 48 f.; Ludwig Krischin, a. a. O., Bl. 52, vgl. Bl. 60. Irrig Klaus Bender, a. a. O., S. 175; eine andere Frage ist, ob später in den Ausschüssen doch Mehrheitsentscheidungen gefällt wurden.

116 Siehe Anm. 47.

117 Vgl. Prot. 2. DVK, S. 153 f. Diese kalkulierte krasse, territoriale Nichtrepräsentativität des DVR spricht zusammen mit dem seit dem 2. DVK befolgten strammen Antiwestkurs dagegen, den DVR zur gesamtdeutschen Variante der sowjetischen Deutschlandpolitik zu rechnen, die später nur „umfunktioniert" worden sei (so Wolfgang Leonhard in: Der Weg nach Pankow, a. a. O., S. 65 – es sei denn, was dort für den DVR formuliert wird, meint eigentlich die VKB). Zu bedenken ist freilich, daß solche Organisationen und Instrumente nach den Vorstellungen ihrer Schöpfer durchaus für unterschiedliche Strategien verwendet werden konnten. Vgl. Wolfgang Leonhard, a. a. O., S. 33, 64.

118 Daß beim DVR überhaupt eine westdeutsche Beteiligung vorgesehen war, ist ein Moment des Schillerns noch innerhalb der Varianten selbst. Die Vorgänge lassen sich nicht säuberlich und ohne Rest aufgliedern. Das westdeutsche Element wurde dann in einem bis zur Gründung der DDR sich erstreckenden Prozeß allmählich ausgeschieden. Vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 151 und S. 179.

119 Vgl. Prof. Hickmann (CDU), Prot. 2. DVK, S. 150.

120 Vgl. Prof. Steiniger, DVR VerfA 11. 5. 1948: „Es ist ganz unzweifelhaft, daß unsere Legitimation sich darauf beschränkt, daß wir ohne Vertretungsmacht für das deutsche Volk sind und unsere Vertretungsmacht [hinterher] bestätigen lassen werden, wie es immer in der Geschichte in solchen Augenblicken gewesen ist, durch die Gesamtheit der handlungsfähigen Menschen unserer Nation." In: BAP, A-1/149, Bl. 82. Die Problematik eines solchen Vorgehens „bewältigte" Steininger mit Schwung und Ironie: „Es ist in jeder echten Lebenskrise so, daß man auch ohne notarielle Vollmacht handeln muß." A. a. O., Bl. 81.

121 Ebenda.

122 Prof. Steiniger, DVR VerfA 11. 5. 1948, in: BAP, A-1/149, Bl. 81 (unter Berufung auf Prof. Karl Polak), wiederholt von Grotewohl (SED), DVR 18. 5. 1948, in: BAP, A-1/3304, Bl. 110.

Frage ventilierte, „ob nicht" – der Sache nach ein Staatsstreich – „der 3. Deutsche Volkskongreß als Nationalversammlung zu proklamieren wäre".[123]
Das Durchzählen vom „Ersten" zum „Zweiten" DVK bzw. die ursprüngliche protokollarische Einordnung gar nur als erste bzw. zweite „Tagung" des einen Volkskongresses ließ nicht recht deutlich werden, daß die Veranstaltung im März ein politisches Aliud gegenüber dem Dezemberunternehmen war. Damals hatte man hastig und überstürzt den Entschluß gefaßt, zu einem „Deutschen Volkskongreß" aufzurufen; seitdem hatten sich die Verantwortlichen in Ruhe über den Fortgang dieser Bewegung schlüssig werden können. Im Dezember hatte man in Eile eine Art Nationaler Repräsentation improvisiert; ob und inwieweit dieser Versuch gelänge, mochte für die Initiatoren dahinstehen, jedenfalls hatte man sich um einen „ausgewogenen" Kurs bemüht. Bei der Reprise ein Vierteljahr später lag das Scheitern des damaligen Ansatzes zutage, ohne daß dies eingeräumt – ein Indiz war nur der antiwestliche Konfrontationskurs – und nach Ursachen und Tragweite gefragt worden wäre. Statt dessen überführte man anscheinend unverdrossen die Aktion in zwei Nachfolgeformen, welche die inzwischen erreichte Zwiespältigkeit der sowjetischen Deutschlandpolitik widerspiegelten.[124] Zu deren klassischer Variante – Einheit Deutschlands – gehörte das nun propagierte gleichnamige Volksbegehren, durch das sich im günstigsten Falle sowohl das Reparations- und Mitspracheinteresse der Sowjetunion sichern als auch der Ausbruch der SED aus ihrer Isolierung in gesamtdeutschem Maßstab bewerkstelligen ließe. Für den Fall, daß dies nicht oder nicht hinreichend gelingen sollte, wurden gleichzeitig aber schon alle institutionellen Vorbereitungen für die Variante einer getrennten Entwicklung der Ostzone getroffen. Beide politischen Linien wurden mit bemerkenswerter Energie nebeneinander verfolgt. Bis in den Juli 1948 hinein dauerten die Versuche, die Einheit Deutschlands – womöglich doch noch – plebiszitär festzulegen; aber im August schon konnte als Frucht der Vorarbeiten im Verfassungsausschuß der DVR seine „Richtlinien für die Verfassung der deutschen demokratischen Republik" vorlegen, womit der Weg zu einer Oststaatsgründung mit einer fiktiv für ganz Deutschland geltenden Verfassung geebnet war.

123 Vgl. BAP, A-1/3314, Bl. 29.

124 Diese Zwiespältigkeit verkennt Bender, wenn er – in falscher Eindeutigkeit – schlechterdings einen „Funktionswandel der Volkskongreßbewegung zu einem Instrument der Separatstaatsbildung durch die SED" konstatiert. Vgl. Klaus Bender, a. a. O., S. 170 u. ö. Alle Elemente des ersten, klassischen Weges – Einheit Deutschlands – muß er folglich als Propaganda abtun. Vgl. a. a. O., S. 177. Damit wird dem Prozeß der deutschen Teilung rückblickend ein Zug von Folgerichtigkeit und Unausweichlichkeit beigelegt, den er jedenfalls im Bewußtsein der meisten Akteure keineswegs hatte.

Arbeiterkommunismus und Marxismus

Martin Hundts „Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836 bis 1852"*

Von Alexander Brandenburg

(1)

Martin Hundt ist kein Unbekannter. Schon früh hat er sich in dem kleinen Abriß „Wie das ‚Manifest' entstand" (Berlin 1973) zur Geschichte des Bundes der Kommunisten geäußert. Außerdem gehörte er der Redaktion der dreibändigen Dokumenten- und Materialienedition „Der Bund der Kommunisten" (Berlin 1970, 1982, 1984) an und war auch an der historisch-kritischen „Marx-Engels-Gesamtausgabe" (MEGA) beteiligt. Wenn ein solcher Experte ein über 800 Seiten umfassendes Buch zur „Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836–1852" vorlegt, sind die Erwartungen hoch. Man stellt sich die Frage, ob mit diesem Werk vielleicht „das letzte Wort" zum Bund der Kommunisten geschrieben wurde.

(2)

Ungewöhnlich für eine wissenschaftliche Arbeit ist es, daß Martin Hundt seinem Buch kein gesondertes Literatur- und Quellenverzeichnis beigefügt hat. Die entsprechenden Belege müssen in den ca. 1700 Anmerkungen aufgespürt werden, die durchweg kapitelweise numeriert sind, wobei im 3. und 4. Kapitel diese Anmerkungen unverständlicherweise durchgezählt werden. Spiegelt sich in solchem Vorgehen die Tatsache, daß die vorhandene Literatur zur Bundesgeschichte keineswegs gründlich und sehr selektiv ausgewertet wurde? So schreibt Hundt in der Einleitung, daß sein Buch der erste Versuch einer allseitigen Darstellung der Geschichte des Bundes der Kommunisten sei. Dies ist nicht korrekt: Man mag zu der 1972 veröffentlichten Arbeit „Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830–1853" (Berlin und New York 1972) von Ernst Schraepler stehen, wie man will, doch bleibt die Tatsache, daß hier eine Gesamtdarstellung der Bundesgeschichte vorliegt.
Folgenschwerer ist es schon, daß Martin Hundt die Arbeiten von Waltraud Seidel-Höppner zwar zitiert, aber in ihrer Substanz nicht auswertet; dabei ist es Waltraud Seidel-Höppner gewesen, die die Erforschung des frühen Sozialismus und Kommunismus in der DDR zu internationalem Ansehen gebracht hat. Eine gründliche Lektüre ihres alten, aber aktuellen Aufsatzes „Aufklärung und revolutionäre Aktion – ein Grundproblem im Arbeiterkommunismus und bei Marx" (in: „Jahrbuch Geschichte", Jg. 5 (1971), S. 7–69) hätte Hundt davor bewahren können, die Theorie- und Organisationsbildungsprozesse der im „Bund" organisierten Arbeiterkommunisten in ihrem Eigenwert zu unterschätzen

* Hundt, Martin: Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836 bis 1852 (= Philosophie und Geschichte der Wissenschaften; Studien und Quellen, Bd. 3). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Verlag Peter Lang 1993. 812 S.

und die Bedeutung des Arbeiterkommunismus als „Quelle" des wissenschaftlichen Sozialismus von Marx und Engels zu übersehen. Hinzu kommt, daß solche Lektüre manches Fehlurteil über Wilhelm Weitlings Theorie und Wirken im „Bund" hätte vermeiden helfen können.

(3)

Werfen wir jetzt einen genaueren Blick auf einige Ergebnisse der Hundtschen Darstellung: 1842 hat sich auch Weitling in der Schweiz Gedanken gemacht, wie denn die Statuten des Bundes der Gerechten aussehen könnten. Bezeichnenderweise übersieht Hundt einfach die Qualität des Weitlingschen Entwurfes, der im sprachlichen Duktus dem „Manifest" stellenweise gleichkommt: „Wir Arbeiter sind endlich müde für die Faullenzer [!] zu arbeiten; in Entbehrung zu leiden [...]" (Zitiert nach: „Bildung und Organisation in den deutschen Handwerksgesellen- und Arbeitervereinen in der Schweiz". Hrsg. von Hans-Joachim Ruckhäberle, Tübingen 1983, S. 207–208). Man sollte diese Passagen einmal in aller Ruhe nachlesen! Statt dessen moniert Hundt, daß Weitlings Statutenentwurf auch „utopistische Überlegungen" zur Absicherung im Alter enthält (S. 141–142). Wie wichtig solche Antworten auf lebenspraktische Probleme für die Arbeiter selbst waren, geht schon aus den zahlreichen Versuchen der Arbeiterkommunisten hervor, dauerhafte Formen der gegenseitigen Unterstützung und Hilfe zu etablieren, um sich gegen die Wechselfälle des Alltags – Krankheit, Arbeitslosigkeit, Not – zu schützen. Ein Blick auf den Londoner Arbeiterbildungsverein selbst, in dem es später eine in den Statuten verankerte Versorgungsregelung für den Krankheitsfall und für individuelle Notlagen gibt, hätte eigentlich genügen sollen, um zu erkennen, daß es hier nicht um Utopismus, sondern um eine Antwortsuche auf lebenspraktische Probleme und Alltagssorgen der Arbeiter geht.

Abgesehen von dem mangelnden Gespür für die Lebenswirklichkeit der Arbeiter, gibt es aber auch einfache sachliche Fehler: Wenn Hundt z. B. schreibt, daß die Londoner Bundesmitglieder schon 1843 „Cabets Hinwendung zur Idee der Auswanderung aus Europa und der Gründung sog. kommunistischer Kolonien in Amerika" zurückgewiesen hätten, so ist dies schlichtweg nicht möglich, weil ein solcher Plan von Cabet 1843/1844 einfach nicht existiert (S. 137, S. 173, S. 264). Erst 1847 wird der entsprechende Aufruf, Ikarien in Amerika zu gründen, verfaßt und von den Bundesmitgliedern nach intensiven Diskussionen abgelehnt. Was den Einfluß von Cabet auf den „Bund" angeht, so muß im übrigen Cabets Wirken viel differenzierter gesehen werden, als Hundt es tut, der diesen Einfluß spätestens seit 1843 nicht mehr wahrhaben will. Noch der von Schapper für die „Kommunistische Zeitschrift" verfaßte Artikel „Der Auswanderungsplan des Bürgers Cabet", in dem die Ablehnung des Plans begründet wird, zeugt von der Achtung der Londoner Kommunisten vor den Leistungen Cabets („Der Bund der Kommunisten", Berlin 1970, S. 508–510).

Ein „gefundenes Fressen" ist für Martin Hundt die sog. Weitlingsche Diebstahlstheorie, die er u. a. zum Anlaß nimmt, ganz allgemein vom „Sektierertum Weitlingscher Schneider" zu sprechen (S. 169 ff., S. 173, S. 207). Sicherlich ist es richtig gesehen, daß dieses Konzept der Verallgemeinerung des Diebstahls als Form des sozialen Widerstandes sofort unter den Arbeiterkommunisten zurückgewiesen wird. Doch worauf reagiert

Weitling mit diesem Konzept? Welche Absicht verfolgt er? Was ist der sozialpolitische Gehalt dieser Konzeption? Hierauf gibt Hundt keine Antworten. Es geht ihm nicht darum, den Realitätsgehalt arbeiterkommunistischer Ansichten und Ideen herauszupräparieren und so im Irrtum noch ein Stück Wahrheit kenntlich zu machen, sondern um Verurteilung und Katalogisierung als Sektierertum. In Anknüpfung an die naturrechtliche Auffassung „Eigentum ist Diebstahl!" versucht Weitling mit seiner Diebstahlstheorie, die im Vormärz scharf ansteigenden volkstümlichen Gesetzeswidrigkeiten, insbesondere die Eigentumsdelikte, in eine Theorie der Revolution zu integrieren und damit weite Teile der unteren und armen Klassen mit den im „Bund" organisierten Arbeitern zu verbinden (Ahlrich Meyer). Es handelt sich um eine zwar gescheiterte, aber revolutionstheoretisch bedeutsame Konzeption, die letztlich auch zur Klärung der im „Bund" intensiv diskutierten Frage nach den zu einer Revolution führenden Wegen beigetragen hat. Der Prozeß der Ausarbeitung einer angemessenen Theorie der Revolution ist sowohl unter den Arbeiterkommunisten als auch bei Marx und Engels selbst viel komplexer und auch an Irrtümern reichhaltiger gewesen, als es das einfache Schema von Hundt suggeriert, wonach die Arbeiter für eine bürgerlich-demokratische Revolution zu kämpfen gehabt hätten (S. 130).

Überhaupt ist der Umgang mit dem Weitlingschen Kommunismus eine der wesentlichen Schwächen dieser Darstellung der Bundesgeschichte. Hier rächt es sich ganz besonders, daß neuere Ergebnisse der Weitling-Forschung nicht berücksichtigt wurden. Dafür zwei Beispiele: Hundt sagt, daß Weitling seine „führende Rolle in der revolutionären Arbeiterbewegung" „im großen historischen Sinne" schon im Winter 1843/1844 verloren habe; er sei dann „in den Abgrund messianistischer Heilserwartung" gestürzt (S. 160). Abgesehen davon, daß mit dieser Aussage die weitere Tätigkeit Weitlings im „Bund" wie sein Wirken in der 48er Revolution sowie in Amerika abgewertet werden, verkennt Hundt dabei Weitlings Bemühungen um die Religion und die Bedeutung der Religionsfrage im Vormärz. Nicht das Warten auf eine ‚von außen' kommende Erfüllung der menschlichen Hoffnungen steht im Zentrum der Weitlingschen Beschäftigung mit Religionsfragen, sondern das Bemühen um den sozialen und humanen Kern der Religion als Mittel zur Aufklärung und Aktivierung der unteren Klassen für den Aufbau einer gerechten Welt. Hans-Arthur Marsiske hat in seiner Arbeit „Eine Republik der Arbeiter ist möglich" (Hamburg 1990) Entscheidendes über Weitlings Wirken in Amerika 1846–1856 gesagt; auch die Tätigkeit Weitlings in der 48er Revolution – besonders in Hamburg – kann nicht als marginal bezeichnet werden. Bleibt noch der Hinweis auf Waltraud Seidel-Höppner, die sich in verschiedenen Arbeiten zur Bedeutung der Religionsfrage geäußert hat (besonders: „Frühproletarisches Denken – religiöse Heilserwartung oder erwachendes Klassenbewußtsein", in: „Jahrbuch Geschichte", Jg. 3 (1969), S. 95–136).

Nachdem Hundt intensives Geschichtsdenken als einen „außerordentlich wichtigen Faktor der Annäherung an Marx und Engels" gekennzeichnet hat, schreibt er über den Weitling des Jahres 1845, daß dieser nichts mehr lesen wollte und sich statt mit Geschichte mit „Astrophysik und einer Weltsprache" beschäftigte (S. 210–211). Was soll eine solche Aussage bedeuten? Weiß Hundt nicht, welche Arbeiten Weitling in der Londoner Zeit 1845 durchführte? Schon Ernst Barnikol hat diese Arbeiten aufgelistet: Denk- und Sprachlehre, Gerechtigkeit, Sozialwerk, Klassifikation des Universums und Klassifikation der

Universalsprache (Vgl. „Weitling der Gefangene und seine ‚Gerechtigkeit'", Kiel 1929, S. 52). Zumindest die von Ahlrich Meyer erneut herausgegebene und vorzüglich kommentierte „Gerechtigkeit" (Berlin 1977) ist ja eine eminent zeitgeschichtliche Arbeit, die sich nicht zuletzt intensiv mit historischem Material beschäftigt und entsprechende Lektüre voraussetzt. Was soll also die weiter nicht kommentierte Aussage, daß Weitling nicht mehr lesen wollte? In welche Ecke soll Weitling gestellt werden? Auch das in der Londoner Zeit bearbeitete „Sozialwerk" – Weitling stellt die Ansichten von Fourier, Owen, Cabet und seine eigenen Aussagen zu bestimmten Fragen nebeneinander – zeugt kaum von Lektüremüdigkeit oder Desinteresse an Geschichte.
Bleibt noch die Aussage, daß ihn statt Geschichte Astrophysik und eine Weltsprache beschäftigten. Das Ziel ist klar, Weitling soll als wirklichkeitsfremder Theoretiker, wenn nicht als „Spinner" dargestellt werden. Es gibt eine Geschichte der mit diesen wissenschaftlichen Bemühungen einhergehenden Pathologisierung Wilhelm Weitlings – Hundt scheint sie fortsetzen zu wollen.
Aber auch hier existiert seit langem Literatur, in der nachgewiesen wird, daß sich Weitling darum bemüht, seine Sozialtheorie erkenntnistheoretisch und naturphilosophisch zu untermauern und einem universal-wissenschaftlichen Weltbild einzuordnen, wie es übrigens auch andere versucht haben: z. B. Roland Daniels, Auguste Blanqui, Moses Hess und Friedrich Engels. Die Arbeit von Lothar Knatz „Utopie und Wissenschaft im frühen deutschen Sozialismus" (Frankfurt a. M. 1984) sowie dessen Einleitung zu der Erstedition „Wilhelm Weitling, Grundzüge einer allgemeinen Denk- und Sprachlehre" (Frankfurt a. M. 1991) hätten den Autor belehren können, daß es sich keineswegs um unnütze und wirklichkeitsfremde Tätigkeiten gehandelt hat.
Fehlendes Gespür für die Lebenswirklichkeit der Arbeiter, sachliche Fehler, mangelnde Dechiffrierung arbeiterkommunistischer Ideen, Verkennung der Religionsfrage, Unkenntnis der Weitling-Forschung – soweit das vorläufige „Sündenregister".

(4)

Schauen wir uns jetzt an, wie Hundt den Höhepunkt des Arbeiterkommunismus – die Londoner Diskussionen 1845 – darstellt: Zunächst einmal behauptet Hundt, daß die einzig vorliegende Quelle dieser Diskussionen, das von Max Nettlau besorgte Exzerpt der Protokollbücher, einseitig sei, weil Nettlau vorwiegend „nach anarchistischen Ansätzen im Denken Weitlings" gesucht habe (S. 201). Schlägt man bei dem großen „Historiker vergessener sozialer Bewegungen" selbst nach, ist man erstaunt, welch ein abgewogenes, Weitling gegenüber eher kritisches Urteil Nettlau über den Gesamtverlauf der Diskussionen gibt. Die Diskussionen zeigen Nettlau zufolge „wie sich die Mentalität und die Verhältnisse vorbereiteten, die Marx und Engels in die Lage brachten, im Namen der ganzen Bewegung ihre Ideen in dem Manifest vorzulegen" (Max Nettlau, „Londoner deutsche kommunistische Diskussionen, 1845", in: „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung", Jg. 10 (1922), S. 365). Von einem anarchistischen Suchmuster bei der Durchsicht der Protokollbücher kann keine Rede sein.
Hundt beschreibt die Londoner Diskussionen, als ginge es dabei um Sieg oder Niederlage, um eine Entscheidungsschlacht der Londoner Kommunisten „Auge in Auge" mit Weitling (S. 200). Das Ziel der Diskussionen bestand aber darin, über die unterschiedlich

beantworteten Fragen der kommunistischen Bewegung gemeinsam und in aller Öffentlichkeit zu diskutieren. Ein solches Verfahren hatte sich in der Vergangenheit – etwa bei den intensiven Diskussionen, die zur Verabschiedung Weitlings „Menschheit" als dem ersten deutschen kommunistischen Manifest geführt hatten – als produktiv erwiesen. Warum sollte also dieses Verfahren nicht wiederholt werden? Sicherlich gab es Meinungsverschiedenheiten, verschiedene Positionen, Kontroversen, ja relativ große Differenzen zwischen den aufklärerisch-pazifistischen Kommunisten um Schapper und zwischen dem revolutionären Kommunismus eines Weitling, doch daraus eine Weitling geschlossen gegenüberstehende Phalanx zu konstruieren, ist abwegig.

Durch die mechanische Gegenüberstellung von Weitling – Hundt zeichnet ihn als utopistischen, nicht lernwilligen, auf einem Handwerkerstandpunkt stehenden Kommunisten – auf der einen Seite und Schapper – Hundt zeichnet ihn als lernwilligen, den industriellen Standpunkt einnehmenden, sich auf Marx zubewegenden Kommunisten – auf der anderen Seite gelingt es Hundt in seiner Darstellung nicht, den inneren Gang der Diskussion zu erfassen, geschweige die einzelnen Diskussions- und Lernschritte sowie Argumentationslinien der Kontrahenten aufzuzeigen (S. 204).

Keiner ging aus diesen zu Recht als Höhepunkt des Arbeiterkommunismus bezeichneten Diskussionen so heraus, wie er hineingegangen war. Es fehlt der Platz, hier nachzuzeichnen, wie z. B. Schapper seine anfangs vorgetragene pazifistisch-aufklärerische Konzeption des Kommunismus in der Substanz ändert, mit der Anerkennung der Notwendigkeit, den Kommunismus auf revolutionärem Wege zu verwirklichen, wesentliche in Weitlings Ausführungen enthaltene Kampferfahrungen produktiv aufnimmt und für die Gegenwart gleichwohl die Praxis der Aufklärung anstelle von revolutionärer Propaganda und Aktion, wie Weitling es will, fordert und dabei auf die Revolution der Bürger setzt, die in Deutschland bevorstehe. Weitling kann sich in der Tat mit seiner Konzeption nicht durchsetzen, vornehmlich durch revolutionäre Aktion, Agitation und Propaganda die arbeitenden Massen für den Kampf um die sofortige Verwirklichung des Kommunismus in der bevorstehenden Revolution zu mobilisieren und vorzubereiten, ohne daß dabei irgendwelche Bündnisse mit den bürgerlich-revolutionären Bewegungen vorgesehen wären. Aber auch er hat in den Diskussionen gelernt, wenn er aufgrund der darin zu Tage getretenen Unterschiede ein Modell einer toleranten kommunistischen Partei mit vielfältigen Schattierungen entwickelt, in der auf der Basis des Kommunismus durchaus unterschiedliche Positionen vertreten werden können: „Wir sind eine große Partei nach einer bestimmten Richtung hin, verlieren wir unsere Zeit nicht mit Oppositionen gegen einzelne ihrer Schattierungen!" („Der Bund der Kommunisten", Berlin 1970, S. 229).

Wenn man, wie Hundt es tut, die Londoner Diskussionen primär als Abrechnung mit Weitling konzipiert, ist es nicht weiter verwunderlich, daß solche zentralen Passagen zum Charakter einer kommunistischen Partei einfach übersehen werden. Es ist eben nicht die „Sache" von kommunistischen Arbeitern gewesen, sich aufgrund von theoretischen Differenzen mit wechselseitigen Bannflüchen zu belegen und sich gegenseitig zu zerfleischen; die gemeinsame proletarische Lebenswirklichkeit und die alltäglichen Erfahrungen von Unterdrückung sowie – nicht zuletzt – die gemeinsamen Kämpfe gaben den Arbeiterkommunisten ein solides Fundament für ein solidarisches, gleichwohl kritisches Miteinander.

Wie sehr der von Weitling in den Londoner Diskussionen formulierte Gedanke einer toleranten kommunistischen Partei das Selbstverständnis aller Arbeiterkommunisten trifft, mag auch der Artikel „Proletarier!" zeigen, der 1847 in der „Kommunistischen Zeitschrift" veröffentlicht wird. In diesem aufgeklärten und selbstkritischen Resümee der arbeiterkommunistischen Diskussionen heißt es: „Wir kämpfen alle gegen die heutige Gesellschaft an, welche uns unterdrückt und im Elend schmachten läßt; anstatt aber dieses zu bedenken und uns zu vereinigen, bekämpfen wir uns leider nur zu häufig, zum großen Vergnügen unserer Unterdrücker, untereinander selbst" („Der Bund der Kommunisten", Berlin 1970, S. 506).
Im übrigen sollte man auch nicht übersehen, daß die Londoner Diskutanten – und auch Schapper – ihre Vorstellungen eben nicht auf der Grundlage ökonomiekritischer Einsichten in den Entwicklungsstand der bürgerlichen Gesellschaft entwickeln, sondern sich allein auf der Ebene der Diskussion der subjektiven Voraussetzungen für die kommende Revolution bewegen. So gesehen, gibt es neben der toleranten Parteiauffassung auch „theoretisch" eine qualitative Gemeinsamkeit der beiden arbeiterkommunistischen Positionen, die in den Londoner Diskussionen aufeinandertreffen.

(5)

Während der Lektüre des Buches fragt man sich immer wieder, warum Marx und Engels eigentlich so oft auf die Bedeutung des Arbeiterkommunismus für die Herausbildung ihrer eigenen Anschauungen hingewiesen haben, wenn dieses Verhältnis so einseitig, substanzlos, mechanistisch und autoritär gewesen ist, wie es Hundt zeichnet. So wird von Hundt die Übernahme des wissenschaftlichen Sozialismus seitens der Londoner Kommunisten als letztlich irrationaler Akt, „sich verläßlichen Führern anzuvertrauen", und damit auch als ein Selbstentmündigungsvorgang der Arbeiterkommunisten beschrieben (S. 265). Zugleich wird betont, daß die neue „Autorität" „in vollem Maße gegen widerstrebende Elemente in den eigenen Reihen" benutzt werden soll (S. 265). Der wissenschaftliche Sozialismus degeneriert zu einem Disziplinierungsmittel gegenüber abweichenden arbeiterkommunistischen Positionen. Die Geschichte des Bundes wird so zu einer Geschichte der Zustimmung oder Abweichung des von der wissenschaftlichen Theorie vorgegebenen richtigen Weges; die verschiedenen arbeiterkommunistischen Strömungen werden danach beurteilt, ob sie mit der wissenschaftlichen Konzeption übereinkommen oder nicht. In bezug auf die Revolutionsproblematik bedeutet das für Hundt einzig und allein die Bereitschaft, für die prognostizierte bürgerlich-demokratische Revolution und für das Erreichen demokratischer Rechte zu kämpfen.
An die Stelle solcher Revolutionsschematik und Entleerung des Verhältnisses von Arbeiterkommunismus und wissenschaftlichem Sozialismus wäre doch wohl eine Konzeption zu setzen, die die Marxsche Theorieentwicklung selbst in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien und Ausprägungen auch als produktive und inhaltliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen arbeiterkommunistischen Positionen, Theorien und Überlegungen liest und versteht. Wenn es im „Kommunistischen Manifest" z. B. heißt, daß „die deutsche bürgerliche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann", dann muß man als Quelle solcher Einsicht auch die revolutionären Strömungen des Arbeiterkommunismus mit ihrem spezifischen, auf die unmittelbare

Verwirklichung des Kommunismus zielenden Revolutionsverständnis in Erwägung ziehen. Nicht aus Unterordnung und Entmündigung, sondern aus kritischer Auseinandersetzung und aus produktivem Austausch besteht das Verhältnis von Arbeiterkommunismus und wissenschaftlichem Sozialismus.

(6)

Kommen wir zum Schluß der Besprechung des Hundtschen Versuches einer Bundesgeschichte: Der Hauptmangel besteht darin, daß Hundt die arbeiterkommunistischen Lern- und Selbstverständigungsprozesse substantiell nicht ernst nimmt. Ihm gelingt es weder, die verschiedenen arbeiterkommunistischen Antworten auf die Fragen der Klassenauseinandersetzungen sachlich korrekt darzustellen, noch gelingt es ihm, die arbeiterkommunistischen Aussagen auf ihren sozialpolitischen Gehalt hin zu dechiffrieren und in ihrer Kernproblematik zu erfassen. So substanzlos geworden, wird die Bedeutung des Arbeiterkommunismus, wie er sich in der Bundesgeschichte darstellt, auch für die Genese des Marxismus gänzlich unerklärlich. Der Marxismus entsteht gleichsam im luftleeren Raum. Wenn der innere Zusammenhang des Marxismus mit dem zeitgenössischen und ihm vorangehenden Arbeiterkommunismus nicht gesehen wird, wundert es auch nicht, daß dieser „enthistorisierte" Marxismus starr, bürokratisch und leblos erscheint. Gerade die lebendige Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Sozialismus und dem Kommunismus, die ja Marx und Engels allererst ein diese Bewegungen überbietendes Bewußtsein ermöglichte, verkümmert bei Hundt zu einem Programm der organisatorischen Durchsetzung eines richtigen Lehrkanons unter den Arbeiterkommunisten. – Kein Zweifel: Mit diesem Werk darf auf keinen Fall „das letzte Wort" zum Bund der Kommunisten geschrieben worden sein.

„Geschichte als Geschichte internationaler Verbrechen und Massenmorde"

Ein Tagungsbericht

Von Carola Tischler

Sind der Nationalsozialismus und der Stalinismus vergleichbar? Diese Frage stand am Beginn einer viertägigen Konferenz, die vom 28. Februar bis 3. März 1995 in der Evangelischen Akademie in Mülheim an der Ruhr stattfand. Das Thema der Tagung lautete: „Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation. Dimensionen der Massenvernichtung in der Sowjetunion und in Deutschland 1933–1945". Thematisch wurden die Vorträge in Sektionen zu Geheimpolizei, Lager und Vernichtung, Vertreibung und Deportation, Zwangsarbeit sowie Opfer und Täter des Terrors eingebettet. Eine Sektion faßte Berichte aus russischen Archiven mit den dort relevanten Akten über Repressionen zusammen. Veranstaltet wurde die Zusammenkunft der international renommierten Wissenschaftler von der Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und dem Institut für Geographie der Russischen Akademie der Wissenschaften Moskau.

Der Leiter der Forschungsstelle, Dittmar DAHLMANN, hätte ein anderes Konzept der Tagung entwickeln müssen, wenn er die eingangs gestellte Frage verneint hätte. In seinen einleitenden Worten wies er aber darauf hin, daß Vergleichen nicht Gleichsetzen bedeute und durch einen Vergleich keine Schuldminderung – von welcher Seite auch immer beansprucht – eintrete. Auch Wacław DLUGOBORSKI von der Gedenkstätte Auschwitz befaßte sich in seinem Vortrag mit dieser Frage. Zu Recht, meinte er, beschäftige man sich nun mit diesem Vergleich, nachdem er seit etwa 1989 seine Anrüchigkeit verloren habe. Allerdings unternahm Dlugoborski einige Präzisierungen. Ein Vergleich des Nationalsozialismus solle nicht – wie es zuweilen unternommen wird – mit dem Bolschewismus oder dem Kommunismus getroffen werden, sondern ausschließlich mit dem Stalinismus, worunter er die Zeit bis zum Tod Stalins verstand. Unter dieser Prämisse skizzierte Dlugoborski folgende Gemeinsamkeiten zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus: Machtstreben nach außen, Abschaffung der Freiheit und Ausschaltung alles Abweichenden. Das Ziel der Diktaturen sei die Schaffung einer homogenen Gesellschaft gewesen, die absolutes Vertrauen in die Obrigkeit besitzen sollte. Einen Unterschied der beiden Systeme sah er darin, daß der Nationalsozialismus in Theorie und Praxis verbrecherisch, der Stalinismus jedoch „nur" in der Praxis verbrecherisch gewesen sei. Egbert JAHN (Mannheim) näherte sich dem Vergleich auf andere Art und Weise. Er plädierte dafür, zunächst exakte Begriffe zu schaffen, um danach die historischen Vorgänge einzuordnen. Er stellte eine sozialwissenschaftliche Typologie von Massenvernichtung auf. Danach unterschied er Politicid (Vernichtung einer Gruppe aufgrund ihrer politischen Anschauung), Sociocid (Vernichtung einer sozialen Gruppe oder Klasse innerhalb einer Gesellschaft), Genocid (Vernichtung aufgrund ethnischer, religiöser oder rassischer Zugehörigkeit) und Omnicid (Vernichtung der Menschheit). Auch für die Stufen der Vernichtung (Zwangsassimilation, Zwangskontrazeption, Zwangsabtreibung, Hunger- und Dursttod,

Vernichtung durch Verseuchung, Extermination), für verschiedene Arten von Lagern (Internierungslager, Haftlager, Konzentrationslager und Vernichtungslager) und von Massentötung (Krieg, Pogrom und Extermination) fand er eigene Kategorien. Während die nationalsozialistische Massenvernichtung relativ leicht als Genocid zu bestimmen sei, ist die Massenvernichtung der Stalinzeit für Jahn noch nicht eindeutig zu definieren. Seiner Meinung nach ist aber der Sociocid der vorherrschende Typus gewesen.

Einer solchen Vorgehensweise widersprach Gerhard ARMANSKI (Frankfurt a. M.). Für ein Verstehen der Vorgänge sowohl in Deutschland als auch in der Sowjetunion müsse man den historischen Kontext betrachten. Den Arbeitslagern in der Sowjetunion maß er vor allem ökonomische Bedeutung zu, weshalb er den Terror auch als sowjetischen Modernisierungsweg beschrieb. Auch Wolfgang WIPPERMANN (Berlin) plädierte für ein „Zurück zum Historismus". Die Forschungen zum Nationalsozialismus hätten gezeigt, daß die politische Theorie, insbesondere die Totalitarismustheorie, nicht in der Lage gewesen sei, die historische Realität zu erfassen. Er lehnte es deshalb auch ab, das nationalsozialistische Herrschaftssystem als totalitär zu bezeichnen. Statt dessen sollten für die einzelnen Politikbereiche unterschiedliche Begriffe verwendet werden. Aus diesem Grunde rief er die Stalinismusforscher eindringlich dazu auf, sich nicht von einem theoretischen Modell leiten zu lassen.

Auf die Frage, wie totalitär der Stalinismus gewesen sei, antwortete Stefan PLAGGENBORG (Jena) ebenso unbestimmt wie sein Vorredner. Der Partei- und Staatsapparat sei von Desorganisation und Chaos, die Arbeiterschaft von einer großen Mobilität, und zwar sowohl zwischen Stadt und Land als auch zwischen den einzelnen Betrieben, gekennzeichnet gewesen. In dieser Situation hätte die Staatsführung eher mit dem Rücken zur Wand gestanden, als daß sie eine zielgerichtete Politik totalitär durchgesetzt hätte. Die ergriffenen Maßnahmen, wie beispielsweise der Terror, seien in einer Wechselwirkung zwischen oben und unten entstanden.

Die in den Eingangsvorträgen zutage getretenen Kontroversen beherrschten den gesamten Verlauf der Konferenz. Viele Beiträge waren entweder von der in der Forschung des Nationalsozialismus ausgetragenen Diskussion zwischen Intentionalisten und Strukturalisten geprägt, oder sie bezogen konträre Standpunkte in bezug auf die Frage, ob der sowjetische Terror und damit auch das Lagersystem eher auf ökonomische oder eher auf politische Motive zurückzuführen sei.

Für eine frühe Zeit des Straflagersystems in der UdSSR, für die Jahre 1928 bis 1934, konstatierte Michael JAKOBSON (Toledo/USA) keinen Primat der Ökonomie. Er wies im Gegenteil nach, daß es Bestrebungen gab, die Zahl der Gefangenen zu reduzieren, da die Aufwendungen für sie als zu hoch angesehen wurden. Erst die Zusammenlegung der finanziellen Fonds für das Lagersystem und für die Industrialisierung beseitigten die Finanzprobleme der Lagerverwaltung. Als Durchbruch bezeichnete Jakobson die Verwendung von Lagerhäftlingen beim Bau des Ostsee-Weißmeer-Kanals sowie des Moskau-Wolga-Kanals. Zwar hatte schon die Kollektivierung zu einer Expansion des Lagersystems geführt. Ohne die rationelle Verwendung der Gefangenen für die sowjetischen Großprojekte wäre die Zahl der Häftlinge aber nach Abschluß der Kollektivierung wieder zurückgegangen. Die Lösung der Finanzprobleme, so Jakobson, war auch Voraussetzung für den Terror in den Jahren 1937/38. – Demgegenüber wurde in der *Diskussion*

darauf hingewiesen, daß der Terror in diesen Jahren vor allem Erschießungen waren, für die keine großen finanziellen Aufwendungen notwendig seien.

Die ökonomische Bedeutung des Lagersystems stellte auch Elena TJURINA (Moskau) heraus. In ihrem Referat über „Die Rolle der Zwangsarbeit in der Entwicklung der sowjetischen Wirtschaft" stützte sie sich auf Quellen aus dem Wirtschaftsarchiv der Russischen Föderation. Auch wenn bereits in den dreißiger Jahren die Verwendung von Lagerarbeit als Lösung volkswirtschaftlicher Probleme angesehen wurde, so waren ihrer Einschätzung nach politische Überlegungen dominierend. Die Ausbeutung hatte in diesen Jahren stärkeren Vernichtungscharakter, was sich auch daran ablesen lasse, daß 1937 die Effizienz von Lagerarbeit am niedrigsten war. Aber schon ab 1941 spielten die Lager eine größere ökonomische Rolle, die sich nach dem Krieg noch verstärkte. Die Investitionen in den GULag stiegen ständig und das Lagersystem hatte im dritten Fünfjahresplan einen integrierten Platz.

Auch Kriegsgefangene wurden in der Sowjetunion als potentielle Arbeitskräfte angesehen und zum Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten oder umstrukturierten Wirtschaft eingesetzt. Sie wurden aber nicht in das allgemeine System des GULag einbezogen, worauf Stefan KARNER (Graz) hinwies. Für sie entstand eine eigene Verwaltung, die Hauptverwaltung für Angelegenheiten von Kriegsgefangenen und Internierten (GUPVI). Nicht nur Soldaten von gegnerischen Armeen wurden Insassen dieses Lagersystems, sondern auch ehemalige Ostarbeiter, repatriierte sowjetische Kriegsgefangene sowie übergelaufene sowjetische Soldaten. Die Plazierung der Kriegsgefangenenlager erfolgte an wirtschaftlich zweckmäßigen Orten, so daß die Arbeit – insgesamt soll von den vier Millionen Kriegsgefangenen eine Arbeitsleistung von 50 Milliarden Rubel erbracht worden sein – effizient gestaltet werden konnte.

Demgegenüber kann nicht davon gesprochen werden, daß Deutschland die sowjetischen Kriegsgefangenen als potentielle Arbeitskräfte angesehen hätte. Christian STREIT (Freiburg) konstatierte, daß die Vernichtung der sowjetischen Kriegsgefangenen keine ausformulierte und durchdachte Politik war und daß es ein Nebeneinander von Vernichtung und Ausbeutung gegeben habe. Immerhin waren im August 1944 mehr als 600 000 sowjetische Kriegsgefangene in der deutschen Kriegsindustrie tätig. Die Sterblichkeit war jedoch so hoch – von insgesamt 5,7 Millionen sowjetischen Gefangenen starben 3,3 Millionen –, daß der Vernichtung de facto der Vorrang gegeben wurde. – In der *Diskussion* wurde darauf hingewiesen, daß bei einem Vergleich zwischen der Behandlung Kriegsgefangener durch Deutschland bzw. durch die Sowjetunion der allgemeine Lebensstandard der Zivilbevölkerung mit berücksichtigt werden müßte.

Die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen wurden im Volkswagenwerk im Oktober 1941 eingesetzt. Seit der Jahreswende 1941/42 waren in dem Betrieb auch Häftlinge aus Konzentrationslagern tätig. Im Jahre 1944, so Manfred GRIEGER (Bochum) in seinem Vortrag über die „Zwangsarbeit bei der Volkswagenwerk GmbH (1938–1945)", belief sich der Anteil der KZ-Häftlinge sowie der ausländischen Zwangsarbeiter auf über sechzig Prozent der Beschäftigten. Während Deutsche die Aufsichtsarbeiten durchführten, erledigten Russen und Polen die schmutzigsten Arbeiten. Aufsteigen konnten zwangsverpflichtete Ausländer nur aufgrund langjähriger Mitarbeit. Jedoch mußte Grieger auch zugeben, daß seine feine Unterscheidung zwischen Dienstverpflichtung, unfreier Arbeit

und Zwangsarbeit in der Theorie zwar vorzunehmen, in der Praxis aber kaum zu treffen ist. Joachim LEHMANN (Rostock), der dankenswerterweise kurzfristig für den verhinderten Ulrich Herbert als Referent einsprang, gab einen kurzen Überblick über die Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs. Die Kriegswirtschaft, so sein Resümee, wäre ohne den Einsatz von Zwangsarbeitern nicht möglich gewesen. – Parallel zu den ausländischen Zwangsarbeitern in Deutschland untersuchte Pavel POLJAN (Moskau) das Schicksal der „Westarbeiter", der – wie er es nannte – Reparationsverschleppten, und ihren Weg in das sowjetische Lagersystem.

Stärker politischen Charakter trug der Terror bei der Vertreibung von nationalen Minderheiten. Darauf wies Hans LEMBERG (Marburg/L.) in seinem Grundsatzreferat hin. Er erläuterte, daß Vertreibungen, die es schon immer gegeben habe, ab Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr aus religiösen, sondern aus nationalen Motiven heraus durchgeführt wurden. Sinn sei es von nun an gewesen, mit Hilfe der Umsiedlungen einen homogenen, ethnisch-national „entmischten" Staat zu schaffen. In dieses Konzept der ethnischen „Säuberungen" ließen sich die Vorträge von Dietrich A. LOEBER (Hamburg) über „Die Umsiedlung der Deutsch-Balten aus Estland und Lettland 1939–1941" und von Christian GERLACH (Berlin) über „Umsiedlungen und gelenkte Bevölkerungsbewegung in Weißrußland 1941–1944" in beschränkten Maße einpassen. In bezug auf die Sowjetunion lieferten die von Lemburg vorgetragenen Thesen jedoch kaum Erkenntniswert. Hier handelte es sich ja – von der „Deportation der Polen in die UdSSR in den Jahren 1939–45", über die Zygmunt WOZNICZKA (Kattowitz) sprach, einmal abgesehen – meist nicht um zwischenstaatliche, sondern um innerstaatliche Deportationen. Das Referat von Nikolaj BUGAJ (Moskau) über die „Deportation der Völker aus der Ukraine, aus Weißrußland und Moldawien" füllte diese Lücke nur bedingt aus. Seinen Ausführungen nach wurden Deportationen in der Sowjetunion aus zwei Gründen durchgeführt: um das Verhältnis zwischen den einzelnen Völkern in Konfliktsituationen zu regeln und um bestimmte Gebiete von vermeintlich „kriminellen Elementen" zu säubern. Eine befriedigende Antwort auf die Frage, warum 700 000 Weißrussen, Ukrainer und Moldauer in den Jahren 1935 bis 1953 in andere Gebiete der Sowjetunion transportiert wurden, ist das nicht. Die gleichen Motive wie Bugaj – Pazifizierung des Gebietes und Säuberung von möglichen Gegnern des Systems – führte Wozniczka für die Verschleppung der Polen an. Da es sich aber hierbei um kurz zuvor annektierte Gebiete handelte, ist seine Begründung für die Vorgänge evidenter. Die Deportation der Polen erfolgte in zwei Wellen, 1939 bis 1941 und 1944 bis 1945. Die Zahl der während der ersten Periode Verschleppten schwankt zwischen dreihunderttausend und einer Million, die der bei Kriegsende Verschleppten zwischen fünfzig- und hunderttausend. Hierbei handelte es sich überwiegend um Angehörige der polnischen Armee bzw. der Landesarmee (Armia Krajowa).

Dina NOCHOTOVIČ (Moskau) gab einen Überblick über die im Staatlichen Archiv der Russischen Föderation befindlichen Akten, die zu den Fragen der Repressionen Informationen liefern. Sie ging dabei insbesondere auf die Besondere Beratung ein, eine außergerichtliche Institution, die in den Jahren 1934 bis 1953 Urteile über Tausende von Menschen fällte. Welche Motivation stand nun hinter diesem Terror in der Sowjetunion? Zwei unterschiedliche Erklärungsmuster wurden angeboten: Gabor T. RITTERSPORN (Paris) beschrieb den Terror der Jahre 1937/38 als Selbstaufgabe des Staates. Das Regime habe

die Unregierbarkeit des Systems erkannt und sich – gleich den Lemmingen, die sich ins Meer werfen – in den Terror gestürzt. Dem widersprach Arsenij ROGINSKIJ (Moskau) von der Gesellschaft Memorial. Die Vernichtung sei nicht um der Vernichtung willen, sondern logisch und zielgerichtet ausgeführt worden. So sei beispielsweise im Jahr 1929 die Hälfte der Prozesse gegen Bauern geführt worden, zweimal mehr als im Jahr zuvor. Dies füge sich in die Kampagne zur Kollektivierung. Und 1940 stammten von 132 000 Verhafteten 73 000 aus dem Westen der Ukraine oder aus Weißrußland. Es waren überwiegend Menschen polnischer Nationalität aus den annektierten Gebieten. Anhand des Befundes, daß in jedem Jahr seit 1923 bestimmte Prioritäten der Verfolgung gesetzt wurden, kam er zu der Schlußfolgerung, daß der Terror von der Partei dosiert und geleitet wurde. Eine Ausnahme bildeten lediglich die Jahre 1937/38. Nur etwa dreißig Prozent der Verhaftungen dieser Zeit seien als Weiterführung der bis dahin geübten Praxis zu verstehen. Der Rest waren Massenoperationen, die soziale oder nationale Gruppen betrafen. Von den Verhafteten dieser sozialen Gruppen, etwa Kulaken, religiös Verfolgten etc., wurde die Hälfte erschossen, von den Verhafteten der nationalen Gruppen sogar drei Viertel. Die Befehle der nationalen Massenoperationen betrafen alle diejenigen Nationen, mit denen die Sowjetunion eine gemeinsame Grenze besaß und die innerhalb der Sowjetunion eigene Siedlungsgebiete hatten. Trotz der von ihm zuvor eingestandenen Unlogik dieser Jahre sah Roginskij aber auch in diesen Maßnahmen einen rationalen Kern, nämlich die Angst des Regimes vor einer fünften Kolonne und damit die konkrete Vorbereitung zum Krieg. Ob der Referent damit die Durchführung eines Angriffskrieges von seiten der Sowjetunion meinte, wie es neuerdings wieder in der Diskussion ist, wurde aus seinen Äußerungen nicht ersichtlich. Keinen Zweifel ließ er allerdings an der Verantwortung für den Terror. Fast alle Befehle stammten von Stalin persönlich, und selbst Kleinigkeiten seien von ihm kontrolliert worden.

Hat sich die Auseinandersetzung zwischen Intentionalisten und Strukturalisten, so wie sie die Forschungen zum Nationalsozialismus kennzeichneten, mittlerweile zugunsten der Strukturalisten verschoben, und hat sie sich nun auf die Ebene zwischen Stalinismusforschern und Nationalsozialismusforschern verlagert? Anhand der Mehrzahl der Vorträge konnte man diesen Eindruck gewinnen. Möglicherweise ist der Streit aber eher als Spiegelbild der Quellenlage denn als grundsätzlich gegenteilige Auffassung zu sehen. Je stärker das Mikroskop, durch das man hindurchschaut, desto größere Verästelungen sind zu erkennen. Vier Referate zum Nationalsozialismus bestätigten dies.

Michael WILDT (Hamburg) betrachtete die Judenpolitik des Sicherheitsdienstes (SD) in den Jahren 1935 bis 1938. Im Verhältnis zur Geheimen Staatspolizei (Gestapo) vertrat der SD ein stärker auf die Auswanderung der Juden gerichtetes Konzept. Er sah sich auch nicht als Funktionsapparat, sondern als eigene Machtinstanz. Daß in der Ausübung ihrer Macht örtliche Befehlshaber ein hohes Maß an Handlungsspielräumen besaßen, darauf wies Thomas SANDKÜHLER (Bielefeld) am Beispiel Ostgaliziens hin. Die Beschlüsse der Wannseekonferenz seien hier schon vorweggenommen worden. Auch könne man beobachten, daß Radikalisierungsschübe nicht allein von der Zentrale gekommen seien, sondern von regionalen Entscheidungen auf die Zentrale zurückgewirkt hätten. Die Ergebnisse von Sandkühler konnte Peter KLEIN (Berlin) nur bestätigen. Anhand der Untersuchung über die Rolle der Vernichtungslager Auschwitz, Belzec

und Chelmno im europäischen Deportationsprozeß kam er zu der Schlußfolgerung, daß die Durchführung der „Endlösung" bis 1941 noch nicht entschieden gewesen sei. Erst der Weltkrieg hätte als Bedingung für den Entschluß zur Massenvernichtung der Juden fungiert.

Ausgelöst durch die Forschungen von Viktor N. ZEMSKOV (Moskau), der in Moskau als einer der ersten Wissenschaftler Zugang zu den Akten der Hauptverwaltung der Lager bekommen hatte, entstand eine Diskussion um die Zahl der Opfer sowjetischen Terrors, die sich auch auf der Tagung in Ansätzen zeigte. Sergej MAKSUDOV (Brookline) bezifferte die Bevölkerungsverluste der Sowjetunion während des Zweiten Weltkriegs auf 27 Millionen, davon 6,5 Millionen Frauen. Als Grund dafür, daß von sowjetischer Seite bisher niedrigere Zahlen, auch in bezug auf die Opfer in deutscher Kriegsgefangenschaft, veröffentlicht wurden, nannte er die Weigerung der UdSSR, das wahre Ausmaß der Verluste zuzugeben. Auch Stephen WHEATCROFT (Melbourne) beteiligte sich an der Diskussion um die Quantität des Terrors. Sein spezielles Augenmerk richtete sich auf die Opfer während der Hungerperiode 1932/33. Die detaillierten Tabellen, die er für die Tagung ausgearbeitet hatte, bekamen einen anderen Sinn, als man auf der Rückfahrt von der Tagung in einem ZEIT-Interview folgenden Satz las: „Alle bislang genannten Zahlen haben keine Grundlage. Unsere Kommission hat mit der Ermittlung erst begonnen." Ausgesprochen worden war er von Vladimir Naumov, dem Leiter der Präsidentenkommission, die über die Rehabilitierung von Repressionsopfern entscheidet. Dittmar Dahlmann drückte es etwas salopper aus: Bei der Auswertung der Berechnungen seitens der Lagerverwaltung solle man berücksichtigen, wie aussagekräftig Zahlen seien, die zu Beginn eines Semesters über den Besuch von Vorlesungen genannt werden.

Eine, wie Gerhard Hirschfeld es ausdrückte, notwendige Korrektur zu den vorangegangenen Vorträgen bildeten deshalb die Ausführungen von Meinhard STARK (Berlin). Er sprach zu dem Thema „Frauen im Gulag. Der subjektive Horizont: Interviews mit Überlebenden". Stark konstatierte eine mangelnde Bereitschaft in der Forschung, sich mit dem spezifischen Schicksal von Frauen im Lager zu beschäftigen. Insbesondere gelte dies für Frauen, die im sowjetischen Lagersystem gefangen waren. Die Schilderung eines Einzelschicksals ließ die Wissenschaftler – die konzentrierte Ruhe war ein Indiz dafür – einen Moment in ihrer Zahlendiskussion innehalten.

Einen vergleichbaren Zugang wie Stark zu dem Thema Terror in der Sowjetunion wählte Malgorzata GIZEJEWSKA (Warschau) mit ihrem Bericht über „Die Konzentrationslager von Kolyma, ihre Besonderheit und Unvergleichbarkeit". Grundlage ihrer Ausführungen bildeten etwa hundert Aufzeichnungen und Tonbandaufnahmen vor allem polnischer, aber auch litauischer, ukrainischer und anderer nichtrussischer Häftlinge des Kolyma-Gebietes. Das Überleben in diesen im äußersten Nordosten der Sowjetunion gelegenen Lagern war aufgrund der Spezifika besonders hart. Daß es dennoch einer Reihe von Häftlingen gelang, führte die Referentin auf verschiedenen Faktoren zurück. Zu den Motiven gehörten ein ausgeprägter Gottesglaube, das Gefühl des Patriotismus, Familienbindungen, die Aufrechterhaltung eines äußeren Rahmens (dazu zählten sowohl die Körperpflege als auch die Pflege von Traditionen wie Feste, Geburtstage usw.), Werte und Erfahrungen, Freundschaften und Liebe sowie ein erhalten gebliebenes Interesse an der Umwelt.

Daß Terror und Vernichtung nicht allein von deutscher oder sowjetischer Seite praktiziert wurden, schilderte eindrücklich Bernd MARTIN (Freiburg) in seinem Vortrag über „Die japanischen Kriegsverbrechen und Vernichtungspraktiken während des Pazifischen Krieges 1937–1945". Auch hier stellte sich die Frage der Vergleichbarkeit. So wurde von amerikanischen und japanischen Historikern der Vergleich japanischer Vernichtungsaktionen mit dem Judenmord in Deutschland aus unterschiedlicher Motivation gezogen. Amerikanern ginge es darum, die japanischen Taten zu überhöhen, und Japanern darum, das Thema, das bisher in der japanischen Öffentlichkeit und Historiographie so gut wie verschwiegen wurde, zu diskutieren. Bei einem Vergleich kam Martin jedoch zu dem Schluß, daß die Vernichtungsaktionen in Japan vom Sichaustoben einer archaischen, blutrünstigen Kriegerkaste gekennzeichnet gewesen seien, während in Deutschland die Rationalität der Vernichtung vorgeherrscht habe.

Der Vergleich sei möglich, so hieß es in der *Schlußdebatte* – der vehementeste Gegner eines Vergleichs war bereits abgereist –, auch wenn es auf der Ebene des Stalinismus noch einige Forschungsdefizite zu überwinden gebe. Für zukünftige Veranstaltungen dieser Art wurde dafür plädiert, den Vergleich stärker in die Referate selbst einzubeziehen. Auch wenn davon auszugehen sei, daß die Detailforschung mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus feststelle, so bliebe jedoch ihre grundsätzliche Differenz zu Systemen mit freiheitlich-demokratischer Ordnung bestehen. Die Vergleichbarkeit hatte nicht nur Hürden methodischer Art zu überwinden. Die Diskussionen fanden fast vollständig unter Ausschluß der russischen Wissenschaftler statt. Dies war nur zum Teil auf die Sprachbarrieren, die durch die anwesenden Übersetzer nicht immer in ausreichendem Maße überbrückt wurden, zurückzuführen. Dafür waren auch – wie ein Teilnehmer es ausdrückte – die mangelnde Diskussionskultur, die geringe Kenntnis der Forschung über den Nationalsozialismus und die erst in den Anfängen stehende Stalinismusforschung in Rußland verantwortlich. Daß die hohe Fachkompetenz der Anwesenden nicht genügend genutzt wurde, lag aber auch an der knapp bemessenen Diskussionszeit. Das auf den meisten Tagungen praktizierte Durchjagen der einzelnen Referate und das Abbrechen von Diskussionen hinterlassen zuweilen ein Gefühl der Unzufriedenheit. Wenn die interessantesten Gespräche, auch dies ein Einwurf in der Schlußdiskussion, im Korridor stattfinden, so sollte man sich fragen, ob der Aufwand des offiziellen Programms notwendig ist. Oder ist das eine ohne das andere nicht zu haben?

Exilforschung 1945 bis 1995. Bilanz und Perspektiven

Bericht über die Jahrestagung der Gesellschaft für Exilforschung, 23. bis 25. März 1995

Von Perdita Ladwig und Lydia Schreiber

Blättert man in Berichten über die Aktivitäten der Exilforschung, so fällt auf, daß von einem krisenhaften Zustand schon seit langem die Rede ist. Insonderheit wird die Forderung nach einer methodologischen Standortbestimmung und grundlegenden Neuorientierung, gar einem Paradigmenwechsel, erhoben – und dies seit zwei Jahrzehnten. Darüber hinaus wird bemängelt, über der sog. Grundlagenforschung sei der Blick für historische Zusammenhänge und den prospektiven wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn in vielen Fällen verloren gegangen. Die Gesellschaft für Exilforschung stellte sich also einer längst überfälligen Aufgabe, indem sie „Bilanz und Perspektiven" der Exilforschung zum Thema ihrer Jahrestagung erklärte. Im Landeskulturzentrum Salzau bei Kiel, das dank der hervorragenden Organisation von Gerhard Paul (Schleswig) einen geeigneten Rahmen für die Versammlung bot, war eine fruchtbare Diskussion zu erwarten.

Am ersten Nachmittag stand die Geschichte der „Exilforschungen" West und Ost, Bundesrepublik und DDR, auf dem Programm, wobei in beiden Vorträgen explizit das literarische Exil behandelt wurde. Der Beitrag von Ernst Loewy (Frankfurt a. M.) beruhte auf erstmals 1989 vorgetragenen und in modifizierter Form in „Exilforschung", Bd. 9 (1991) publizierten Überlegungen. Gegenüber der ersten Fassung betonte Loewy die Aktualität eines Paradigmenwechsels infolge der Überwindung des deutsch-deutschen Schismas. Für ihn hatte bereits das Erscheinen des „Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933" einen Umbruch markiert. Dessen inhaltliches Merkmal war die Abwendung von der einseitigen Konzentration auf das emphatisch als antifaschistisch bezeichnete politische Exil, während zugleich die jüdische Massenemigration, das „Exil der kleinen Leute", zu einem Anliegen der Exilforschung wurde. Diese veränderte Perspektive bildete den Grundstein für die anzustrebende Erweiterung der Exilliteraturforschung zu einer übergreifenden Migrations- und Akkulturationsforschung. Insgesamt fiel die Bilanz Loewys, des Nestors der Gesellschaft, durchaus kritisch aus. Dennoch wurde deutlich, daß er für die Bewahrung des aufklärerischen Erbes des „anderen Deutschland" eintritt und der Exilforschung Erneuerungsfähigkeit zuerkennt.

Leonore Krenzlin (Berlin) machte es sich in ihrem faktenreichen Vortrag über die Exilforschung in der DDR zu einem Anliegen, nicht bei der ideologischen und gesellschaftspolitischen Funktionalisierung stehen zu bleiben, sondern ein differenziertes Bild zu zeichnen. Für die ersten beiden Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs betonte sie die Bedeutung von Remigranten, die über die Vermittlung von Erfahrungswissen und politischen Konzepten des Exils unmittelbaren, durch die staatliche Ideologie nicht zur Gänze vereinnahmbaren Einfluß auf das gesellschaftspolitische Leben der DDR ausübten. Die Erforschung bestimmter sozialistischer Exilschriftsteller habe dann im

Gefolge der Ereignisse von 1956/57 massive staatliche Förderung erhalten, als wichtiger Traditionsbaustein in der neubewerteten proletarisch-revolutionären Literatur. Krenzlin datierte die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Exilliteratur auf den Zeitraum Ende der fünfziger bis Mitte der sechziger Jahre, wobei in diesen Arbeiten ein vergleichsweise enger und parteioffiziöser Sozialismusbegriff zugrundegelegt worden sei. Schriftsteller wie Ernst Bloch, Oskar Maria Graf und Willi Münzenberg blieben als sog. Renegaten außen vor. Auf der anderen Seite vereinnahmte man bedeutende bürgerliche Schriftsteller durch eine willkürliche Interpretation im sozialistischen Sinne. Exilliteratur sei für die Herausbildung eines antifaschistischen Konsens in der kulturellen Öffentlichkeit von großer Bedeutung gewesen, und ihr kam ein hoher ideologischer Stellenwert zu. Der nach der Wende laut gewordenen Kritik am Antifaschismusbegriff hielt Krenzlin entgegen, daß es gerade die Berufung auf diese Tradition gewesen sei, die vielen Intellektuellen erlaubte, abweichende Konzepte zu vertreten. So hätten sie ein Klima vermitteln können, in dem Exilliteratur als ein Stück Geschichte erfahren wurde, „die einen direkt anging". Die Erstellung von Sammelbänden, Dokumentationen und Bibliographien nährte sich aus diesem Interesse, und in der Folge konnte sich Exilliteratur als ein selbständiger Forschungszusammenhang außerhalb der Geschichte der sozialistischen Literatur präsentieren. Als Höhepunkt einer zweiten Phase der Exilliteraturforschung in der DDR stellte Krenzlin das siebenbändige Projekt „Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil" von Werner Mittenzwei heraus. Mit dem gewählten Typus der Länderdarstellung sei ein neuer, zukunftsweisender Forschungsansatz in Erscheinung getreten, dessen innovative Impulse seit 1982 eine Neuorientierung auf den Weg gebracht hätten, bei der auch die feministische und die jüdische Thematik nicht mehr ausgeblendet blieben. Die deutsche Vereinigung setzte entsprechenden Projekten ein Ende, obwohl deren wissenschaftliches Niveau nicht geleugnet werden konnte.

Die sich anschließende Diskussion entzündete sich sowohl am östlichen Antifaschismusbegriff, als auch am Ausblenden bestimmter Themen innerhalb der Ostexilforschung. Insbesondere machte eine kritische Hervorhebung des Antisemitismus in der DDR im Zusammenhang mit der jüdischen Emigration immer noch bestehende Gräben zwischen Ost und West sichtbar. Doch Ingrid Belke (Marbach) warnte die westlichen Forscher vor Selbstgerechtigkeit, da viele Themen auch in der Bundesrepublik erst in jüngster Zeit zum Forschungsgegenstand erhoben worden seien.

Eine thematische Einheit bildeten die Vorträge des zweiten Nachmittags. Daß dem Exil von Frauen so breiter Raum gegeben wurde, spiegelt die Vitalität dieses Bereichs der Exilforschung wider. Die Gesellschaft für Exilforschung erfährt zur Zeit den größten Mitgliederzuwachs im Gefolge der „Frauen im Exil"-Symposien und Workshops unter der Leitung von Beate Schmeichel-Falkenberg (Mössingen). Am Anfang ihrer Bilanz der Leistungen dieses vergleichsweise jungen Zweigs der Exilforschung stand die verbindende Erfahrung, „daß alles viel komplizierter ist, als wir es uns vorstellten." Gleichwohl seien gewisse Generalisierungen schon möglich, die Schmeichel-Falkenberg thesenartig vortrug: Frauen seien eher als Männer bereit gewesen, ins Exil zu gehen. Sie hätten sich schneller im Aufnahmeland und im neuen Sprachraum eingelebt, seien einfallsreicher und phantasievoller gewesen als Männer und hätten mehrheitlich den Lebensunterhalt von Familien gesichert. Schmeichel-Falkenberg unterstrich, das Exil spiegele sich in den

literarischen Werken von Frauen plastischer und alltagsnäher. Gelegentlich drifteten die Ausführungen allerdings in Gemeinplätze ab, etwa wenn resümierend festgestellt wurde, daß die Doppel- und Mehrfachbelastung von Frauen im Exil mit der heutigen Situation von Frauen verglichen werden könne.

In der Diskussion machte Wolfgang BENZ (Berlin) darauf aufmerksam, daß die Beurteilung des Sprachwechsels im Exil weniger einer geschlechtsspezifischen Unterscheidung ausgesetzt sein sollte, vielmehr handele es sich vor allem um ein Schichten-, Alters- und Milieuproblem. Irmela VON DER LÜHE (Berlin) sekundierte der Referentin. Die Frauen-Exilforschung hätte mit Prinzipien der allgemeinen Forschung gebrochen und stieße erwartungsgemäß auf Widerstand. Es müßten nicht nur Handbücher korrigiert werden, ganze Gruppen exilierter Frauen seien noch nicht in das Blickfeld der Forschung gerückt. Schließlich plädierte Eva-Maria SIEGEL (Leverkusen) mit dem Hinweis auf die noch ausstehende Aneignungsgeschichte für „stark gemachte, kühne Thesen". Die angeregte Diskussion des Vortrags von Schmeichel-Falkenberg war durch eine breite Akzeptanz der vorgebrachten Anliegen gekennzeichnet. Den Verdacht jedoch, daß sich die Verfechter des neuen Forschungszweigs fast unwillkürlich in eine abseitige Nische manövrieren, wird man nicht ganz von der Hand weisen können.

Wege zur Überwindung einer fortgesetzten geistigen „Aktualisierung" des Exils und damit zu einer bewußten Einbindung in die Kontinuitäten der deutschen Geschichte beschrieb Lutz WINCKLER (Poitiers) in seiner Kritik der Mythen des Realismus, des Antifaschismus und der Kulturnation. Säkulare Mythen hinterfragten Herkunft und Ziele einer Gesellschaft, sie stellten soziale Orientierungs- und Identitätsmuster mit einer starken polemischen und zukunftsweisenden Kraft bereit. Interessanterweise bezog Winckler sich nicht primär auf die Mythen des Exils, sondern auf Ideologeme der literaturwissenschaftlichen Exilforschung. Nicht in der unmittelbaren Nachkriegszeit, hingegen erst in den sechziger Jahren sei das Exil als moralisch positiv konnotierter Orientierungs- und Identitätsmythos etabliert worden. Dabei hätten die Exilforscher nicht nur ihr eigenes Metier weiterentwickelt, sondern zugleich formalistische und werkimmanente Prinzipien der traditionellen Literaturwissenschaft in Frage gestellt. Nicht zuletzt hätten sie zur Politisierung der Geisteswissenschaften beigetragen. Die Kategorie „Realismus", die Hans Albert Walter als Exilforscher der ersten Stunde zum Paradigma erhoben hatte, habe, so Winckler, ausgedient, da sie zu normativ sei und der „neuen Unübersichtlichkeit" (Habermas) nicht entspräche. Einen zentralen Markstein der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit bildete auch der antifaschistische Diskurs der sechziger und siebziger Jahre in Ost und West. Aus dem Bewußtsein einer „nationalen Identität", die ihre Quellen aus dem Exil bezog, entstand damals eine politische und geistige Tradition, die die Erinnerung an Widerstand und Emigration als Teil des politischen und nationalen Selbstverständnisses begriff und von daher in beiden Teilen Deutschlands den, wie Winckler ihn nannte, „Mythos des Antifaschismus" schuf. Diese Version der Auseinandersetzung wurde von einer unpolitischen Variante überlagert, die sich im geistigen „Mythos der Kulturnation" im Exil vertieft hatte und als Repräsentationsdiskurs auf die Nachkriegsgesellschaft übertragen wurde. Mit dem wachsenden Selbstbewußtsein der westdeutschen „civil society" wurden die Ansprüche ihrer literarischen Eliten indessen zurückgedrängt, 1989 verloren die Schriftsteller der DDR ihr Amt

als geistige Meinungsführer, Mahner und Ratgeber. Durch die deutsche Vereinigung seien auch die Voraussetzungen gefallen, die es DDR und Bundesrepublik zuvor erlaubt hatten, die „gute" antifaschistische Tradition als Gründungsmythos gegen das jeweils konkurrierende System für sich in Anspruch zu nehmen. Es sei an der Zeit, den Antifaschismus aus seinem historischen Ursprung zu verstehen. Historisierung bedeute jedoch nicht die Auslöschung der historischen und biographischen Dimension von Widerstand, Verfolgung und Opfer. Grundsätzlich unterschied Winckler zwischen Historisierung und Mythisierung des Exils als gegensätzlichen Formen der Auseinandersetzung mit Geschichte. Historisierung setze ein distanziertes Verhältnis zur Vergangenheit und zur Gegenwart voraus und ermögliche dadurch die Aufarbeitung des Geschehenen. Die Mythisierung sei hingegen eine wiederholende oder, in Anlehnung an Freud, eine pathologische, ausagierende Aneignung der Vergangenheit, da sie die angstbesetzten Situationen der Verfolgung in die Erfahrung der Gegenwart hinein prolongiere. Aber auch eine Exilforschung ohne Angst und Verdrängung, d. h. eine nichtmythische Beschäftigung mit dem Exil, könne auf Trauer und Zorn kaum verzichten.

Die Entscheidung des die Tagung vorbereitenden Gremiums, diesen Vortrag nicht als Auftakt zu präsentieren, ist nicht nachvollziehbar. Wincklers Ausführungen waren weit näher am Tagungsthema als die meisten Beiträge, zugleich war Winckler der einzige, der kritisch untersuchte, was bis dahin nur als verbreitetes Unbehagen am Rande der Tagung kolportiert worden war: das sich für die heute tragende Generation von Exilforschern stellende Erfordernis, die Grundannahmen ihres wissenschaftlichen Zugriffs auf das Exil zu überprüfen. Ungeachtet der festen Einbindung der Exilforschung in das wissenschaftspolitische Gefüge der Bundesrepublik läuft gerade das Beharren auf dieser Tradition Gefahr, einem immer schmaleren Leserinteresse zu begegnen und gutgemeinte, aber anachronistischen Problemstellungen verhaftete Arbeiten hervorzubringen, letztlich also einer zunehmenden Marginalisierung Vorschub zu leisten. Es war das Verdienst Wincklers, deutlich gemacht zu haben, daß die Trennung von immer noch konsensfähigen Positionen ein Wechsel auf die Zukunft der Exilforschung ist. In der Diskussion begrüßte Karl Holl (Bremen) die von Winckler skizzierte Perspektive mit den Worten Goethes: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Man sei nun besser gewappnet für die Auseinandersetzung mit der neuen Rechten. Ein großer Teil der Tagungsteilnehmer reagierte indes mit Bestürzung und abwartender Skepsis, die sich in einer von mehreren Seiten vorgebrachten Hinterfragung des angewandten Historisierungs- und Mythosbegriffs Raum verschaffte. Auf allgemeinen Wunsch wird der Beitrag Wincklers in das im Herbst 1995 erscheinende Jahrbuch der Gesellschaft aufgenommen.

In der abschließenden Podiumsdiskussion kontrastierte Ursula Langkau-Alex (Amsterdam) die frühere Exilforschungseuphorie mit der Abnahme des öffentlichen Interesses in den achtziger Jahren. Paradoxerweise fänden sich heute, da die Öffnung der ehemaligen DDR-Archive neue Quellenbestände für die Untersuchung besonders des politischen Exils bereitstellen würde, kaum noch Interessenten. Loewy führte das öffentliche Desinteresse nach 1989 auch auf die Macht äußerer Umstände in den Organisationen zurück. Die DDR-Exilforschung existiert nicht mehr, viele ihrer ausgewiesenen Vertreter sind heute arbeitslos. Uwe Naumann (Hamburg) teilte seine Beobachtung mit, daß die

Tagung nicht nur die Krise der Exilforschung, sondern sich selbst als überaus frustrierender Ausdruck dieser Krise erwiesen hätte. Das Referat Wincklers wertete er als den ersten Versuch, die Krise präzise zu beschreiben und ihre Hintergründe zu erfassen. Nach wie vor wollte Naumann aber die Exilforschung als eine niemals staatstragende, „im Kern subversive" Wissenschaft verstanden wissen. Dem widersprach Winckler unter Verweis auf die veränderten politischen Rahmenbedingungen. Der Horizont sei weggefallen, innerhalb dessen sich ein subversives Selbstverständnis als politische Alternative zum bestehenden Staatswesen formulieren ließ. Claus-Dieter KROHN (Lüneburg) plädierte für mehr Mut zur Synthese und für die vergleichsweise junge Perspektive der Wahrnehmung des Exils durch die Aufnahmeländer. Die Konflikte politischer Komitees seien Seeschlachten in der Nußschale gewesen, die von 99 Prozent der Emigranten nicht wahrgenommen wurden. Immer noch stehe die Fixierung auf Eliten der Erforschung der sog. Massenemigration im Wege. Für die Überwindung von Einzelforschung und biographischer Detailstudie, für Interdisziplinarität und Internationalität, nicht zuletzt das Aufgreifen der aktuellen Asylproblematik und die Hinwendung zur Migrationsforschung sprachen sich zahlreiche Diskutanten aus. Ein Plädoyer Holls für die praxiologische Dimension der Exilforschung fand allgemeine Zustimmung: Bestehende Defizite in den Schulbüchern sowie den universitären Curriculae sollten aufgezeigt und, wo nötig, breitere Repräsentanz eingefordert werden, schließlich würden hier die Grundlagen für künftiges Forschungsinteresse gelegt.

Trotz dieser wegweisenden Stimmen und der nicht zu bestreitenden Relevanz des Wincklerschen Vortrags möchte man die Tagung insgesamt als eine verpaßte Chance bezeichnen. Die am ersten Tag von Naumann erhobene Forderung nach mehr Streitkultur fand leider kaum Gehör, und die Impulse für konstruktive Auseinandersetzungen wurden selten aufgegriffen. So bleibt zu befürchten, daß von der Krise der Exilforschung auch weiterhin zu hören sein wird.

Liste der vorgelegten Referate:

- Ernst LOEWY (Frankfurt a. M.): Die Geschichte der Exilforschung in der Bundesrepublik.
- Leonore KRENZLIN (Berlin): Die Geschichte der Exilforschung in der DDR.
- Barbara VORMEIER (Paris): Die Geschichte der Exilforschung in Frankreich.
- Einhart LORENZ (Oslo): Die Geschichte der Exilforschung in Skandinavien.
- Lisa KAHN (Houston): Die Geschichte der Exilforschung in den USA.
- Carola TISCHLER (Kassel): Die jüdische Emigration in die Sowjetunion.
- Hiltrud HÄNTZSCHEL (München): Kritische Bemerkungen zur Erforschung der Wissenschaftsemigration von Frauen.
- Inge HANSEN-SCHABERG (Berlin): Pädagogik im Exil – Exil von Pädagoginnen und Pädagogen.
- Beate SCHMEICHEL-FALKENBERG (Mössingen): Frauen im Exil. Rückblick – Ausblick.
- Lutz WINCKLER (Poitiers): Paradigmen, Mythen und Begriffe der Exilforschung.
- Zukunftsworkshop „Wie weiter mit der (Gesellschaft für) Exilforschung?"; Teilnehmer: Ursula LANGKAU-ALEX (Amsterdam), Ernst LOEWY (Frankfurt a. M.), Irmela VON DER LÜHE (Berlin), Uwe NAUMANN (Hamburg), Gerhard PAUL und Lutz WINCKLER (Moderation).

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (103)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei den BearbeiterInnen erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen BearbeiterInnen übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter/in, Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter/in kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des/der Betreuer(s)/in
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
14 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 16. 6. 1995

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

0 95-027
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, D-44780 Bochum; Tel. 02 34/700-63 32; Johannes-Sassenbach-Gesellschaft e. V., Berlin
2 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, D-12051 Berlin; Tel. 030/6 26 62 69
4 Laufend
6 Edition
7 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Johannes-Sassenbach-Gesellschaft e. V., Berlin
8 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Johannes-Sassenbach-Gesellschaft e. V., Berlin
9 Die Bitterfelder Zonenkonferenz des FDGB im November 1948
10 1948
11 SBZ
12 Die Bitterfelder Konferenz als Wendepunkt in der Entwicklung des FDGB zu einer kommunistischen Massenorganisation
13 Veröffentlichung geplant in der Reihe „Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Schriftreihe B: Quellen und Dokumente" im Klartext-Verlag, Essen
14 Vortrags-Ms., März 1995
16 Stenographisches Konferenzprotokoll sowie weitere Archivalien aus dem ehem. ZA des FDGB und ZPA der SED (heute SAPMO im BA)

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

0 95-028
1 SPD-Parteivorstand, Historische Kommission, Ollenhauerstr. 1, D-53113 Bonn; Tel. 02 28/53 28 10
2 SCHÖLER, Uli, Dr.; Burggartenstr. 3, D-53115 Bonn; Tel. 02 28/21 56 25
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 5/95
6 Eigenprojekt der Historischen Kommission beim SPD-Parteivorstand; Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz; Vortrag
8 Bearb.
9 Frühe totalitarismustheoretische Ansätze der Menschewiki im Exil
10 1923–1931
14 Ms.
15 Quellengestützte ideologiekritische Darstellung
16 Veröffentlichte Quellen; Zeitschriftenaufsätze

D. Biographische Beiträge

0 95-029
1 Univ. Gießen, Institut für Politikwissenschaft, LS Prof. Dr. Klaus Fritzsche
2 BECKER, Jens; Gießener Str. 3, D-63128 Dietzenbach
3 Prof. Dr. Klaus Fritzsche

4 Laufend
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 12/95
6 Diss.
8 Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
9 Heinrich Brandler - eine politische Biographie
10 1881-1967
11 Deutschland, Schweiz, Rußland, Großbritannien, Frankreich, Kuba
12 Die Bedeutung Heinrich Brandlers für die deutsche (und internationale) Arbeiterbewegung, für die Gewerkschaftsbewegung und für die kommunistische Bewegung
15 Biographische Forschung
16 Archivalien; Nachlaß Heinrich Brandlers; Zeitungen

0 95-030
2 BECKER, Jens; Gießener Str. 3, D-63128 Dietzenbach
4 Laufend
5 Beginn: 8/95, Abschluß: 12/95
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Heinrich Brandler (1881–1967) – eine biographische Skizze
10 1881–1967
11 Deutschland, Schweiz, Rußland, Großbritannien, Frankreich, Kuba
12 Heinrich Brandlers Rolle und Funktion in der deutschen (und internationalen) Arbeiterbewegung unter besonderer Berücksichtigung von Kaiserreich und Weimarer Republik
13 Veröffentlichung geplant in: IWK. – **Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek.** Hrsg. von Jens Becker, Theodor Bergmann und Alexander Watlin. Mainz: Decaton Verlag 1993. 206 S.
15 Biographische Forschung
16 Archivalien; Nachlaß Heinrich Brandlers; Zeitungen

0 95-031
1 Univ.-GH Siegen, FB 2/AR, D-57068 Siegen
2 HERING, Sabine, Prof. Dr., c/o Univ.-GH Siegen; SCHILDE, Kurt, Dr.; Karlsgartenstr. 16, D-12049 Berlin; Tel. 030/6222407
4 Laufend
5 Beginn: 1/95, Abschluß: 12/95
6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
8 Univ.-GH Siegen; Bearb.
9 Kampfname: Ruth Fischer. Wandlungen einer deutschen Kommunistin
10 1895–1995
11 Österreich, Deutschland, Frankreich, USA
12 Biographischer Essay zum 100. Geburtstag; kritische Würdigung des Lebens von Ruth Fischer und der Auseinandersetzung mit ihrer Person wie ihrem Mythos
15 Essayistische Darstellung auf der Basis der zugänglichen Literatur von Ruth Fischer und Sekundärliteratur
16 Primär- und Sekundärliteratur

0 95-032
1 Univ. Mainz, FB 16: Geschichtswissenschaften, Historisches Seminar, Welderweg 18, D-55099 Mainz; Tel. 06131/392732
2 KRÄMER, Reinhard, Dr.; Eichendorffstraße 51–53, D-55122 Mainz; Tel. 06131/373764
4 Laufend
5 Abschluß: 6/95
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 August Winter. Pionier der deutschen Sozialdemokratie in Oberschlesien
10 1866–1907
11 Oberschlesien
12 Gelang es der deutschen Arbeiterbewegung und ihrem Funktionär August Winter, in Oberschlesien Fuß zu fassen?
15 Auswertung von Archivalien und Zeitschriften
16 Archivalien und Zeitschriften im AdsD/FES, Bonn (Sozialistische Monatshefte, Neue Zeit, Volkswacht)

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 95-033
1 Istituto Universitario D'Architettura Venezia
2 BIRELLI, Carlotta; Otto-Suhr-Allee 43, D-10585 Berlin; Tel. 030/3421582
3 Prof. Arch. Eugenio Vassallo, Prof. Arch. Marco De Michelis
4 Laufend
5 Beginn: 9/93, Abschluß: 96
6 Dipl.
8 Bearb.
9 Konservative Denkmalpflege der ehemaligen ADGB-Schule von Hannes Meyer
10 1927–1995
11 Deutschland
12 Entwicklung einer neuen Theorie zur Denkmalpflege moderner Gebäude
15 U. a. Auswertung von Archivalien
16 Archivalien

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 95-034
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft
2 SHIN, Myoung-Hoon
3 Prof. Dr. Klaus Tenfelde
4 Laufend
5 Abschluß: 2/98
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium
9 Arbeitersekretariat in der Weimarer Zeit (1918 bis 1933)
10 1918–1933
11 Deutschland
12 Behandelt u. a. Sozialversicherung und Rechtsschutz

0 95-035
1 Freie Univ. Berlin, Otto-Suhr-Institut, Ihnestr. 21, D-14195 Berlin; Tel. 030/838-23 22
2 LAMBERZ, Inge; Kopenhagener Str. 46, D-10437 Berlin; Tel. 030/2 31 78 18
3 Prof. Dr. Peter Steinbach
4 Laufend
5 Beginn: 1/95, Abschluß: 1/98
6 Diss.
8 Bearb.
9 Der Allgemeine freie Angestelltenbund (AfA) in der Weimarer Republik und die Rolle der Angestellten
10 1918–1933
11 Deutschland
12 Geschichte des AfA-Bundes; Rolle der Angestellten; Rolle des AfA-Bundes unter anderen Gewerkschaften; Rolle des AfA-Bundes beim Untergang der Weimarer Republik
15 Auswertung historischen Schriftums, von Gewerkschaftszeitungen und Kongreßberichten sowie von Sekundärliteratur
16 Archivalien; Zeitungen; Sekundärliteratur

e) 1933–1945

—

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

0 95-036
1 Univ. Bielefeld, LS Prof. Dr. Klaus Tenfelde
2 STADTLAND, Helke; Sudbrackstr. 62a, D-33611 Bielefeld; Tel. 05 21/89 42 12
3 Prof. Dr. Klaus Tenfelde
4 Geplant
5 Beginn: 8/95, Abschluß: 8/98
6 Diss.
9 Die Industrieverbände im FDGB
10 1945–1953
11 SBZ/DDR
12 Behandelt SBZ/DDR, FDGB, Gewerkschaften, Betriebsräte
14 Stadtland, Helke: Neubildung und Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands unter besonderer Berücksichtigung der Branchen Bergbau, Energie und Chemie. Staatsex., Univ. Bielefeld 1994
15 Auswertung von Archivalien
16 Archivmaterialien

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 95-037
1 Univ.-GH Paderborn, FB 1: Geschichte, Warburger Str. 100, D-33098 Paderborn
2 GREVELHÖRSTER, Ludger, Dr.; Riemekestr. 8–10, D-33102 Paderborn
4 Laufend
5 Beginn: 1/93, Abschluß: 12/97
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; wissenschaftliche Studie (evtl. Habil.)
8 Univ.-GH Paderborn; Bearb.
9 Aufbau und Entwicklung der nordrhein-westfälischen Arbeitgeberverbände nach dem Zweiten Weltkrieg
10 1945–1949 (1952)
11 Nordrhein-Westfalen
12 Organisations- und politikgeschichtliche Studie; Rolle des industriellen Verbandswesens nach 1945; britische Wirtschafts- und Besatzungspolitik; Kontinuitäts- bzw. Diskontinuitätsannahme
15 Monographische Untersuchung; Korporatismustheorie; vergleichende Textanalyse
16 Verbands-Materialien; Firmen- und Wirtschafts-Ae; PRO, London; BA Koblenz; HStA Düsseldorf u. a.

0 95-038
1 Humboldt-Univ. Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, LS für Geschichte Preußens, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin
2 KÖLLING, Bernd; Dieffenbachstr. 36, D-10967 Berlin; Tel. 030/6942409
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 3/95
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Schlichtung unter Vorbehalt. Pommersche Landarbeiter und sozialpolitische Reform 1919–1923
10 1919–1923
11 Pommern
16 Archivalische und publizistische Quellen

b) Lokal

0 95-039
2 KOERNER, Andreas; Germaniastr. 249, D-45355 Essen-Borbeck; Tel. 0201/679557
4 Laufend
5 Beginn: 95, Abschluß: 96
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Polen in Borbeck
10 1870–1945
11 Essen-Borbeck
12 Behandelt u. a. Integration, Nationalitätenkonflikte und Vereinswesen
15 Auswertung von Archivalien und Interviews
16 Ae; Befragungen

0 95-040
1 Univ. Düsseldorf
2 TROSCHITZ, Frank, M. A.; Friedenstr. 62, D-40219 Düsseldorf; Tel. 0211/305491
3 Prof. Dr. Peter Hüttenberger
4 Laufend
6 M. A.; Publikation
9 Anfänge und Entwicklung der Gerresheimer Arbeiterbewegung
10 Gerresheim
11 19. und 20. Jahrhundert
13 Teilveröffentlichungen geplant 1995/96

0 95-041
1 Univ. Münster, Institut für Soziologie
2 SCHÜTTER, Silke, Dr.; Ludwigstr. 8, D-34127 Kassel; Tel. 0561/899788
3 Prof. Dr. Hans Jürgen Krysmanski
4 Laufend
5 Beginn: 91, Abschluß: 96/97
8 Bearb.
9 Die Geschichte kommunaler Sozialpolitik in Straßburg und Kiel 1870/71–1925. Ihre Umsetzung und die konkreten Auswirkungen auf die Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen aus Arbeiterfamilien
10 1870/71–1925
11 Kiel (Schleswig-Holstein) und Straßburg (Elsaß-Lothringen)
12 Es handelt sich um eine historisch-soziologische Untersuchung von Lebenslagen oder vielmehr „Armutslagen" der Arbeiterbevölkerung in zwei sich auf gleicher Entwicklungsstufe des Urbanisierungsprozesses befindlichen Großstädten; Umsetzung und Auswirkungen von Sozialpolitik waren in Straßburg und Kiel geprägt von der „Grenzlandsituation", d. h., demokratisch-aufklärerische Traditionen verbanden sich mit dem Streben nach möglichst großer Autonomie gegenüber der Reichsregierung, integrative sozialpolitische Konzepte waren zwingend im Hinblick auf die nationale und soziale Integration der Arbeiterbevölkerung, speziell der Kinder und Jugendlichen; daraus entstand die Motivation für sozialpolitische Innovationen in den beiden Großstädten.
15 Mit sozialwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden werden die zeitgenössischen statistischen Erhebungen sowie die Archivalien ausgewertet.
16 Statistiken; zeitgenössische Publikationen; Verwaltungsakten (Stadt-, Bezirks- und Landes-Ae); Lokalzeitungen; Organe der Parteien und der privaten Wohltätigkeitsorganisationen

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

Frankreich

0 95-042
1 Univ. GH Kassel, FB Gesellschaftswissenschaften
2 BOCK, Hans Manfred, Prof. Dr.
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt der Univ.-GH Kassel; Eigenprojekt des Bearb; Aufsatz
8 Univ.-GH Kassel; Bearb.
9 Sozialistische Diskordanz und kapitalistische Dekadenz. Zur Frankreich-Rezeption im sozialistischen Theorie-Organ „Die Neue Zeit" 1890–1914
10 1890–1914
11 Deutschland (Frankreich)
12 Wahrnehmungsmuster der französischen Arbeiterbewegung und Gesellschaft in „Die Neue Zeit" (im Vergleich mit den „Sozialistischen Monatsheften"), analysiert mit den Kategorien der qualitativen Inhaltsanalyse und interpretiert im Rahmen einer Rezeptionsstudie
13 Veröffentlichung in: Frankreich in deutscher Sicht 1871–1914. Hrsg. von Michel Grunewald. Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1995
15 Qualitative Inhaltsanalyse; Interpretation im Rahmen einer Rezeptionsstudie
16 „Die Neue Zeit", „Sozialistische Monatshefte" u. a.

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

0 95-043
1 Univ. Trier, FB 3: Geschichtliche Landeskunde, Postfach, D-54286 Trier; Univ. Bonn, Volkskundliches Seminar, Am Hofgarten 22, D-53113 Bonn
2 HIRSCHFELDER, Gunther, Dr.; Sternenburgstr. 30, D-53115 Bonn; Tel. 0228/215233; dienstlich: Univ. Bonn, Volkskundliches Seminar, Am Hofgarten 22, D-53113 Bonn; Tel. 0228/732573
3 Prof. Dr. Franz Irsigler; Prof. Dr. H. L. Cox
4 Laufend
5 Beginn: 93, Abschluß: 99
6 Habil.
7 Univ. Bonn
8 Univ. Trier; Univ. Bonn
9 Alkohol an der Schwelle zum Industriezeitalter: Die Räume Aachen und Manchester 1700 bis 1850 im Vergleich
10 1700–1850
11 Raum Aachen; Raum Manchester
12 Volkskundlich-historische Aspekte des Gesamtphänomens Alkohol; Produktion, Konsumption; gesellschaftliche Wertung (vom Verf. dargelegt in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 39 (1994)
13 Hirschfelder, Gunther: Gab es einen rheinischen Merkantilismus? Zur Frage der Wirkung exogener Dominanten auf den Komplex der kulturellen Systeme, in: KulTour, Jg. 4 (1993), H. 1, S. 52–62. – **Hirschfelder, Gunther und Krüger, Susanne: Dursli, der Branntweinsäufer und fünf Mädchen, die im Branntwein jämmerlich umkommen – Aspekte des Schweizer Elendsalkoholismus im Spiegel der Novellen des Jeremias Gotthelf,** in: KulTour, Jg. 4 (1993), H. 2, S. 15–18. – **Hirschfelder, Gunther: Eifeler Überseeauswanderung im 19. Jahrhundert im Spiegel des Schleidener Unterhaltungsblattes,** in: KulTour, Jg. 4 (1993), S. 34–53. – **Hirschfelder, Gunther: Bemerkungen zu Stand und Aufgaben volkskundlich-historischer Alkoholforschung,** in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 39 (1994). – **Hirschfelder, Gunther: „Und also die ganze Woche ein großes Gesaufte war". Aspekte oberschichtlicher Trinkgewohnheiten im Rheinland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert,** in: Volkskultur an Rhein und Maas, Jg. 13 (1994), S. 5–14. – **Hirschfelder, Gunther: Kölner Fast Food zwischen Rievkooche und McDonald's. Zur Entwicklung einer Kulturform seit 1945,** in: KulTour, Jg. 6 (1995), H. 1, S. 24–37. – **Hirschfelder, Gunther: Prolegomena zu einer Kulturgeschichte des Wassertrinkens,** in: Archiv für Kulturgeschichte, Jg. 1996 (in Vorbereitung)
15 Landeskundlich-historische Methode; volkskundlich-historische Methode
16 Archive; gedruckte Quellen

0 95-044
1 Univ. Trier
2 KÖLLING, Bernd; Dieffenbachstr. 36, D-10967 Berlin; Tel. 030/6942409
3 Prof. Dr. Wolfgang Schieder
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 9/95
6 Diss.
8 Bearb.
9 Familienwirtschaft und Klassenbildung. Landarbeiter im Arbeitskonflikt. Das ostelbische Pommern und die norditalienische Lomellina 1901–1921
10 1901–1921
11 Pommern, Lomellina (Poebene, Oberitalien)
12 Behandelt das Scheitern von Landarbeitergewerkschaften im ländlichen Milieu
13 Veröffentlichung geplant Ende 1995
14 Diss., Univ. Trier 1995
15 Kombination von erfahrungs- und strukturgeschichtlichen Ansätzen
16 Archivalische Quellen; Zeitungen

II. NACHTRÄGE

0 82-401
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06051/68228 oder 06668/203
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 86
6 Aufsatz
7 Neue Deutsche Biographie
9 Richard Merton (1881–1960) und Wilhelm Merton (1848–1916). Industrielle und Sozialreformer
10 1848–1916
11 Deutschland
13 Ratz, Ursula: Wilhelm und Richard Merton, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 17 (1994), S. 184–188 (2/95)

0 82-401a
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06051/68228 oder 06668/203
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Richard Mertons Denkschriften aus dem Ersten Weltkrieg
10 1916–1918
11 Deutschland
13 Ratz, Ursula: „Der Krieg ist keine Gelegenheit zum Geldverdienen". Richard Mertons Denkschriften aus dem Ersten Weltkrieg, in: MG-Information. Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter im Bereich Metallgesellschaft AG, Jg. 20 (1985), H. 2, S. 12–15 (2/95)

0 **83-237**
1 Univ.-GH-Duisburg, Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte, Geibelstr. 41, D-47057 Duisburg; Tel. 0203/370071
2 HEID, Ludger, Dr. habil.; Hardenbergstr. 23, D-47057 Duisburg; Tel. 0203/375695
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 83, Abschluß: 93
6 Habil.
8 DFG; Heinrich-Hertz-Stiftung
9 **Ostjüdische Proletarier im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1914–1923**
10 1914–1923
11 Ruhrgebiet
13 **Heid, Ludger: Maloche – nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914–1923** (= Haskala; Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 12). Hildesheim, Zürich und New York: Olms Verlag 1995. 682 S. – [S. a. Proj.-Nr. 83–237 (1/90)] (2/95)

0 **84-059**
1 Univ. Hamburg, FB 8: Geschichtswissenschaft, Historisches Seminar, Von-Melle-Park 6, D-20146 Hamburg
2 MEYER-LENZ, Johanna, Dr.; Wrangelstr. 18, D-20253 Hamburg; Tel. 040/4201373
3 Prof. Dr. Klaus Saul
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/81, Abschluß: 11/93
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Werftarbeiter in Hamburg 1870–1902. Zur Problematik der Berufsvielfalt der Werftarbeiter für die Gewerkschaftsorganisation und Interessenartikulation in der Frühphase der Hamburger Eisenschiffbauindustrie**
10 1838–1896
11 Hamburg
12 **Meyer-Lenz, Johanna: Schiffbaukunst und Werftarbeit in Hamburg 1838–1896. Arbeit und Gewerkschaftsorganisation im industrialisierten Schiffbau des 19. Jahrhunderts.** Frankfurt a. M., Berlin, New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1995. 637 S. (2/95)

0 **84-134, 84-216**
1 Univ. Duisburg, FB 1: Philosophie, Religionswissenschaft, Gesellschaftswissenschaft, Fach Geschichte, Lotharstr. 65, D-47057 Duisburg
2 HENNING, Hansjoachim, Prof. Dr.; Kapellenstr. 45, D-47239 Duisburg; Tel. 02151/409549
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.
8 Bearb.
9 **Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914**
10 1867–1914
11 Deutschland
13 **Von der Kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890).** 2. Bd., T. 1: **Von der zweiten Unfallversicherungsvorlage bis zum Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884.** Bearb. von Florian Tennstedt und Heidi Winter unter Mitarbeit von Heinz Domeinski und Elmar Roeder (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1861 bis 1914, Abt. 2). Stuttgart, Jena und New York: Gustav Fischer Verlag 1995. XLIV, 672 S. – **Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreiches (1905–1914).** 3. Bd., T. 2: **Das Jahr 1908.** Bearb. von Hansjoachim Henning und Uwe Sieg unter Mitarbeit von Carsten Dams (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1861 bis 1914, Abt. 4). Stuttgart, Jena und New York: Gustav Fischer Verlag 1995. XXII, 495 S. – [S. a. Proj.-Nrn. 84-134, 84-216 (4/94)] (2/95)

0 **85-130**
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06051/68228 oder 06668/203
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
10 1914–1918
11 Deutschland
13 **Ratz, Ursula: Sozialdemokratische Arbeiterbewegung, bürgerliche Sozialreformer und Militärbehörden im Ersten Weltkrieg. Die „Berichte des Bureaus für Sozialpolitik“,** in: Militärgeschichtliche Mitteilungen, Jg. 37 (1985), H. 1, S. 9–33 (2/95)

0 **85-130a**
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06051/68228 oder 06668/203
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 85, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
8 Bearb.
9 **Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und bürgerliche Sozialreformer 1914–1918**
10 1914–1918
11 Deutschland, Österreich, Belgien
13 **Ratz, Ursula: Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Koalition. Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg** (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 79). München, New Providence, London und Paris: Saur Verlag 1994. XII, 574 S. (2/95)

0 **86-014**
1 Technische Univ. Berlin, FB 1: Kommunikations- und Geschichtswissenschaften, Institut für Geschichtswissenschaft, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin; Univ. Hannover, FB Sozial- und Geisteswissenschaften, Historisches Institut
2 NIENHAUS, Ursula D., Priv.-Doz. Dr.; Mommsenstr. 50, D-10629 Berlin; 030/3246396

4 Abgeschlossen
5 Beginn: 86, Abschluß: 93
6 Geförderte Forschung; Habil.; Monographie; Aufsätze
8 DFG
9 Vater Staat und seine Gehilfinnen. Frauenarbeit bei der deutschen Post 1864-1945
10 1864-1945
11 Deutschland
13 Nienhaus, Ursula: Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der deutschen Post (1864-1945) (= Reihe Geschichte und Geschlechter, Bd. 11). Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1995. 372 S. – [S. a. Proj.-Nr. 86-014 (3/90)]
14 Habil., Univ. Hannover 1993 (2/95)

0 88-027
1 Univ. Hamburg, FB Geschichtswissenschaft, Rothenbaumchaussee 5, D-20148 Hamburg
2 WEINHAUER, Klaus, Dr.; Am Stadtpark 12, D-22844 Norderstedt; Tel. 040/526 72 62
3 Prof. Dr. Klaus Saul
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 12/86, Abschluß: 91
6 Diss.
8 Bearb.
9 Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter von 1914–1933
10 1914–1933
11 Hamburg
13 Weinhauer, Klaus: Unfallentwicklung und Arbeitsprozeß im Hamburger Hafen 1896/97–1936. Ein Beitrag zu vernachlässigten Perspektiven der Arbeiter(innen)geschichte, in: Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Lauschke und Thomas Welskopp (= Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd. 3). Essen: Klartext-Verlag 1994, S. 107–122. – [S. a. Proj.-Nr. 88-027 (3/94)]
14 S. Proj.-Nr. 88-027 (3/94) (2/95)

0 88-128, 93-128
1 SPD-Unterbezirk Leverkusen, Dhünnstr. 2c, D-51373 Leverkusen
2 BRAUN, Reinhold (Vorsitzender der Historischen Kommission der SPD im Unterbezirk Leverkusen); Steinbücheler Feld 28, D-51377 Leverkusen; Tel.: 0214/93669, Fax: 0241/506180 (d)
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 88, Abschluß: 94
6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsatz
7 SPD-Unterbezirk Leverkusen
8 SPD-Unterbezirk Leverkusen; Bearb.; Spenden von Mandatsträgern
9 125 Jahre sozialdemokratische Arbeit im Raume Leverkusen. 90 Jahre SPD-Ortsvereine
10 1868/69–1994
11 Leverkusen (ehemals Landkreis Solingen)
12 Darstellung der Geschichte der Arbeiterbewegung und der SPD im Raume des heutigen Leverkusen (früher: Bergisch-Neukirchen, Bürrig, Hitdorf, Küppersteg, Lützenkirchen, Opladen, Rheindorf, Schlebusch, Steinbüchel und Wiesdorf)
13 125 Jahre SPD Leverkusen, 1868/69–1994. Ein Beitrag zur Entwicklung der SPD und der Arbeiterbewegung in Bergisch-Neukirchen, Bürrig, Hitdorf, Küppersteg, Lützenkirchen, Opladen, Rheindorf, Schlebusch, Steinbüchel, Wiesdorf und Leverkusen. Hrsg. vom SPD-Unterbezirk Leverkusen; verantwortlich: Reinhold Braun. Leverkusen: KS-Verlag [Eigenverlag] 1994. 238 S. (2/95)

0 88-132
1 Univ. of Oxford, West European Research Centre, Oxford OX1 3BH, Großbritannien
2 BERGER, Stefan, Dr.; c/o Univ. of Wales, Cardiff; Dept. of European Studies
3 Prof. Dr. Anthony Nicholls
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 11/87, Abschluß: 94
6 Diss.
8 Rhodes-Stipendium, Rhodes House, Oxford
9 Britische und deutsche Arbeiterbewegung, 1890 bis 1930. Einige vergleichende Aspekte und Beziehungen
10 1900–1931
11 Großbritannien, Deutschland
13 Berger, Stefan: The British Labour Party and the German Social Democrats, 1900–1931 (= Oxford Historical Monographs). Oxford: Clarendon Press 1994. XIII, 302 S.
14 Diss., Univ. of Oxford [o. J.]. – [S. a. Proj.-Nr. 88–132 (1/90)] (2/95)

0 89-078
1 Univ. Bochum, Fak. für Geschichtswissenschaften, LS Neuere Geschichte II, Universitätsstr. 150, D-44780 Bochum
2 RUDOLPH, Karsten, Dr.; c/o Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Universitätsstr. 150, D-44780 Bochum
3 Prof. Dr. Hans Mommsen
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
9 Vom „Roten Königreich" zum linksrepublikanischem Projekt. Sozialdemokratische Politik in Sachsen 1903–1923
10 1871–1923
11 Sachsen
13 Rudolph, Karsten: Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik (1871–1923) (= Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 1). Weimar, Köln und Wien: Böhlau Verlag 1995. 455 S.
14 Rudolph, Karsten: Vom „roten Königreich" zum linksrepublikanischem Projekt. Die sächsische

Sozialdemokratie im Kaiserreich und der frühen Weimarer Republik. Diss., Univ. Bochum 1993 (2/95)

0 89-097
2 SKRZYPCZAK, Henryk, Dr.; Carstennstr. 36, D-12205 Berlin; Tel. 030/8176360
4 Laufend
5 Beginn: 87, Abschluß: 12/96
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsatz
8 Bearb.
9 Friedrich Stampfers Einheitsfront-Interventionen im Spannungsfeld von Papen bis Hitler
10 1932–1933
11 Deutschland
13 Skrzypczak, Henryk: „Nichtangriffspakt". Zu Friedrich Stampfers Einheitsfront-Interventionen im Spannungsfeld von Papen bis Hitler. Aufsatz, Veröffentlichung in einem Sammelband Ende 1995
14 Mss.
16 Bereits erwähnte Materialien und inzwischen zugängliche Archivalien aus Archiven in Berlin und Moskau (2/95)

0 90-052
1 Univ. Frankfurt a. M., Historisches Seminar, Gräfstr. 76, D-60486 Frankfurt a. M.
2 GRÄSER, Marcus, Dr.; Bergstr. 47, D-61118 Bad Vilbel; Tel. 06101/128322
3 Prof. Dr. Lothar Gall
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 11/89, Abschluß: 10/92
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
9 Jugendliche Unterschichten, Jugendfürsorge und Wohlfahrtsstaat in der Weimarer Republik
10 1918–1933
11 Deutschland
13 Gräser, Marcus: Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 107). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1995. 306 S.
14 Diss., Univ. Frankfurt a. M. 1992/93. – M. A., Univ. Frankfurt a. M. 1988 [s. Proj.-Nr. 88-088 (2/90) (2/95)

0 90-080
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Postfach 102148, D-44721 Bochum; Tel. 0234/700-6332
2 LAUSCHKE, Karl, Dr.; Stadtrat-Cremer-Allee 25, D-44141 Dortmund; Tel. 0231/4206022
5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/91
6 Geförderte Forschung; Monographie
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Sozialgeschichte eines industriellen Großbetriebs während der Jahre des Wiederaufbaus (1945–1969). Eine Fallstudie
10 1945–1960
11 Dortmund
13 Lauschke, Karl: Mobilität und Aufstieg in der Eisen- und Stahlindustrie nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Lauschke und Thomas Welskopp (= Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd. 3). Essen: Klartext-Verlag 1994, S. 186–213 (2/95)

0 90-112
1 Freie Univ. Berlin, Institut für evangelische Theologie, Ihnestr. 56, D-14195 Berlin
2 PETER, Ulrich, Dr.; Fechnerstr. 18, D-10717 Berlin; Tel. 030/8612034
3 Prof. Dr. Dietrich Braun
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 7/90, Abschluß: 95
6 Diss.
9 Der Bund der religiösen Sozialisten in Berlin von 1919–1933 – Geschichte, Struktur, Theologie und Politik
10 1913–1950, hauptsächlich 1919–1945
11 Deutschland, Schwerpunkt Berlin/Brandenburg/Preußen
12 Darstellung der Entstehungsbedingungen des Bundes der religiösen Sozialisten (BRSD) in Berlin/Brandenburg/Preußen seit ca. 1913 und Darstellung seiner Geschichte bis 1933; Widerstandsaktivitäten bis 1945; Auswirkungen nach 1945; 30 Biographien führender Mitglieder; Darstellung relevanter Arbeitsfelder (Pazifismus, Arbeiterkultur, soziale Bewegungen, Arbeiterparteien, Gewerkschaften); Darstellung und Analyse der theologischen und politischen Grundlagen; zwei Fallstudien über BRSD-Gemeindegruppen in einem bürgerlichen bzw. einem Arbeiterbezirk; religiös-sozialistische Kinder- und Jugendarbeit und Feierkultur
13 Peter, Ulrich: Der Bund der religiösen Sozialisten in Berlin von 1919–1933 – Geschichte, Struktur, Theologie und Politik. (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 23: Theologie, Bd. 532). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1995. 696 S.
14 Diss., Freie Univ. Berlin 1994. – **Peter, Ulrich: Entstehung und Geschichte des „Bundes religiöser Sozialisten" in Berlin.** Theol. M. A., Freie Univ. Berlin 1989
16 Ae; Zeitungen; Interviews (2/95)

0 90-143
1 GH-Univ. Kassel, FB Gesellschaftswissenschaften, Interdisziplinäre Arbeitsgruppe: Nationalsozialismus in Hessen, Nora-Platiel-Str. 1, D-34127 Kassel
2 AYASS, Wolfgang, Dr.; Heubener Str. 1, D-34121 Kassel
4 Abgeschlossen
6 Monographie
10 1933–1945
11 Deutschland

13 **Ayaß, Wolfgang: „Asoziale" im Nationalsozialismus.** Stuttgart: Klett-Cotta 1995. 335 S.
14 S. Proj.-Nr. 90-143 [2/92] (2/95)

0 **91-080**
2 GIETINGER, Klaus; Dipl.-Soz.; Leipziger Str. 91, D-60487 Frankfurt a. M.; Tel. 069/703633
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/89, Abschluß: 3/95
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 **Nachträge, betreffend Aufklärung der Umstände unter denen Frau Dr. Rosa Luxemburg den Tod gefunden hat**
10 1918–1982
11 Berlin, Österreich, Schweden, Dänemark, Finnland, BRD
13 **Gietinger, Klaus: Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L.;** 1. (erw. und völlig überarb.) Aufl. – Berlin: Verlag 1900 Berlin 1995. 190 S. – [S.a. Proj.-Nr. 91-080 (1/94)] (2/95)

0 **92-054**
1 Technische Univ. Berlin, FB 1: Kommunikations- und Geschichtswissenschaften, Straße des 17. Juni 135, D-10623 Berlin
2 SCHILDE, Kurt; Dr.; Karlsgartenstr. 16, D-12049 Berlin; Tel. 030/6222407
3 Prof. Dr. Wolfgang Benz
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/91, Abschluß: 9/94
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Erforschung des Widerstandes von Jugendlichen gegen den Nationalsozialismus – Rezeptionsgeschichte**
10 1933–1989
11 Deutschland (und teilweise von NS-Deutschland besetzte Länder)
13 **Schilde, Kurt: Im Schatten der „Weißen Rose". Jugendopposition gegen den Nationalsozialismus im Spiegel der Forschung (1945 bis 1989)** (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 664). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1995. 404 S.
14 S. Proj.-Nr. 92-054 (3/92)
16 Archivalien; Sekundärliteratur (2/95)

0 **92-074**
2 KOERNER, Andreas; Germaniastr. 249, D-45355 Essen-Borbeck; Tel. 0201/679557
4 Laufend
5 Beginn: 9/91, Abschluß: 7/95
6 Eigenprojekt des Bearb.; Ausstellung
8 Bearb.
9 **Phönix-Hütte Bergeborbeck (Essen)**
10 1847–1926
11 Essen
12 S. Proj.-Nr. 92-074 (3/92)
13 Veröffentlichung und Ausstellung im Sommer 1995
16 Ae; Zeitungen; private Quellen (2/95)

0 **93-015**
1 Univ. Mannheim, Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), AB IV – DDR-Geschichte, Steubenstr. 46, D-68163 Mannheim
2 FOITZIK, Jan, Dr.; c/o Institut für Zeitgeschichte, Außenstelle Potsdam, Tizianstr. 13, D-14467 Potsdam; Tel. 0331/314332
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz; Edition
8 Bearb.
9 **Befehls- und Kommunikationstruktur der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD)**
10 1945–1949
11 Sowjetische Besatzungszone Deutschlands
13 **Inventar der Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) 1945–1949.** – Offene Serie –. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte zusammengestellt und bearb. von Jan Foitzik (= Texte und Materialien zur Zeitgeschichte, Bd. 8). München, New Providence, London und Paris: Saur Verlag 1995. 229 S. – S. a. Proj.-Nr. 93-015 (3/93) (2/95)

0 **93-059**
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06051/68228 oder 06668/203
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/93, Abschluß: 7/93
6 Eigenprojekt der Bearb.
8 Bearb.; Metallgesellschaft AG Frankfurt am Main
9 **Wilhelm Merton und die Frankfurter Kriegsfürsorge**
10 1914–1918
11 Frankfurt a. M.; Deutschland
13 **Ratz, Ursula: Die Wohlfahrtspflege in Frankfurt am Main während des Ersten Weltkrieges am Beispiel Wilhelm Mertons** (= Dokumente und Schriften aus dem Historischen Archiv der Metallgesellschaft AG, H. 2). Frankfurt a. M.: Metallgesellschaft AG 1994. 100 S. (2/95)

0 **93-072**
2 BECKER, Jens; Gießener Str. 3, D-63128 Dietzenbach; WATLIN, Alexander, Dr., 4-ja Sokol'ničeskaja ul. 3-190, GUS-107014 Moskau, Rußland
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 7/92, Abschluß 12/93
6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
9 **Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek**
10 1924–1928
11 Moskau, UdSSR

13 **Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek.** Hrsg. von Jens Becker, Theodor Bergmann und Alexander Watlin. Mainz: Decaton Verlag 1993. 206 S. (2/95)

0 **93-088**
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, D-44780 Bochum; Tel. 02 34/700-63 32
2 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, D-12051 Berlin; Tel. 030/6 26 62 69
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 7/93, Abschluß: 7/95
6 Geförderte Forschung; Aufsatz; Vortrag
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 **Sozialdemokraten im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund. Vom Gründungsprozeß bis zum Abschluß der Säuberungen (1945 bis zum Beginn der 1950er Jahre)**
10 1945 bis zum Beginn der 1950er Jahre
11 SBZ/DDR
13 **Brunner, Detlev: Sozialdemokraten im FDGB. Von 1945 bis zum Beginn der fünfziger Jahre,** in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 46 (1995), H. 1, S. 41–55
16 SAPMO im BA (2/95)

0 **93-117**
1 Historische Kommission zu Berlin, Forschungszentrum für Geschichte, Kirchweg 33, D-14129 Berlin; Tel. 030/81 60 01-0
2 KARLSCH, Rainer, Dr.; Pablo-Picasso-Str. 25, D-13057 Berlin; Tel. 030/9 23 37 87
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 **Widerstand gegen Demontagen in der SBZ?**
10 1945–1953
11 SBZ
13 **Karlsch, Rainer und Johannes Bähr: Die Sowjetischen Aktiengesellschaften (SAG) in der SBZ/DDR. Bildung, Struktur und Probleme ihrer inneren Entwicklung,** in: Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Lauschke und Thomas Welskopp (= Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd. 3). Essen: Klartext-Verlag 1994, S. 214–255 (2/95)

0 **95-001**
1 Forschungsprojekt „August-Bebel-Edition"
2 BESKE, Anneliese, Dipl.-Hist., Am Tierpark 18, D-10315 Berlin, Tel. 030/5 10 16 62; MÜLLER, Eckhard, Dr. Dipl.-Hist., Hans-Otto-Str. 51, D-10407 Berlin, Tel. 030/4 26 19 43
4 Laufend
6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Forschungsprojektes „August-Bebel-Edition"; Eigenprojekt der Bearb.; Edition
8 Z. Zt. Saur Verlag, München
9 **August Bebel. Ausgewählte Reden und Schriften. Bände 3, 4 und 5 (sowie die Bde. 7 bis 9 und 10, ferner Nachdruck der Bde. 1, 2 und 6)**
10 1890–1899
11 Deutschland, Europa, Amerika, Afrika
12 Fortführung der in der DDR erschienen Bebel-Ausgabe (Bd. 1, 1970; Bd. 2 [2 Teilbde.], 1978; Bd. 6, 1983); wissenschaftliche Edition der Reden, Schriften und Briefe August Bebels von 1890 bis 1899 einschließlich einer Bibliographie des genannten Zeitraumes, Anmerkungen, eines Registers und editorischer Vorbemerkungen; behandelt Bebels Wirken vom Wiederbeginn der Legalität der SPD nach den Bismarckschen Sozialistengesetzen bis zum ersten Höhepunkt der Revisionismusdebatte auf dem Hannoverschen Parteitag
13 **Bebel, August: Ausgewählte Reden und Schriften.** Bd. 3: **Reden und Schriften Oktober 1890 bis Dezember 1895.** Bearb. von Anneliese Beske, Bärbel Bäuerle, Gustav Seeber† und Walter Wittwer. Endredaktion: Anneliese Beske und Eckhard Müller (= August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 3 bis 5, 1890 bis 1899, hrsg. von Gustav Seeber†). München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 15*, 702 S. – **Bebel, August: Ausgewählte Reden und Schriften.** Bd. 4: **Reden und Schriften Januar 1896 bis Dezember 1899.** Bearb. von Anneliese Beske, Bärbel Bäuerle, Gustav Seeber† und Walter Wittwer. Endredaktion: Anneliese Beske und Eckhard Müller (= August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 3 bis 5, 1890 bis 1899, hrsg. von Gustav Seeber†). München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 526 S. – **Bebel, August: Ausgewählte Reden und Schriften.** Bd. 5: **Briefe 1890 bis 1899. Anmerkungen, Bibliographie und Register zu den Bänden 3 bis 5.** Bearb. von Anneliese Beske, Bärbel Bäuerle, Gustav Seeber† und Walter Wittwer. Endredaktion: Anneliese Beske und Eckhard Müller (= August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 3 bis 5, 1890 bis 1899, hrsg. von Gustav Seeber†). München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 320 S. – Nachdruck der Bde. 1, 2 und 6 Frühjahr 1995; Veröffentlichung unter Mitwirkung des IISG, Amsterdam, von Bd. 10 in 2 Teilbänden Ende 1995 sowie der Bde. 7, 8 und 9 Ende 1996; alle im Saur Verlag, München
15 Wissenschaftliche Edition der Dokumente und Briefe
16 Ae; Archivalien; Zeitungen; IISG, Amsterdam; Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im BA; Russisches Zentrum für Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten der neuesten Geschichte; u. a. (2/95)

0 **95-006**
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, D-44780 Bochum
2 RUDOLPH, Karsten, Dr.; WICKERT, Christl, Dr.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/94, Abschluß: 1/95
6 Edition
8 Andere Geldgeber
9 **Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing**
10 1871–1994
13 **Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing.** Hrsg. von Karsten Rudolph und Christl Wickert. Essen: Klartext Verlag 1995. 516 S. (2/95)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

Rethinking Labor History. Essays on Discourse and Class Analysis. Ed. by Lenard R. BERLANSTEIN. – Urbana and Chicago: University of Illinois Press 1993. VIII, 235 S.

In an age that has witnessed the political and ideological collapse of communism, it may seem inappropriate to posit universal laws. I shall venture one nonetheless: Intellectual paradigms traverse national borders in inverse proportion to geographical proximity. Ideas and methods stemming from French historians, philosophers, and linguists have had a massive impact on scholarship in the United States; their influence in Germany, in contrast, has been far more hesitant and equivocal.

Lenard R. Berlanstein's collection, *Rethinking Labor History,* consists of excellent essays by nine U.S. historians and sociologists of France, and together they demonstrate the immensely fruitful exchange between American and French scholarship. The influences are clear – Foucault, Derrida, Lacan, and Bourdieu, as well as European and U.S. feminism – and have resulted in the "turns" in U.S. historiography variously categorized as poststructuralist, linguistic, or culturalist. But none of the sources is adopted whole-cloth. Ideas are reworked as they are appropriated, and the overall result in this collection is to complicate, broaden, and greatly enrich the enterprise of labor history.

In differing proportions, each of the essays combines theoretical critique, empirical investigation, and intellectual autobiography. In his introduction, Berlanstein provides a concise, cogent review of the development of labor history, taking the reader along the road from the "new" labor history of the 1960s and 1970s with its emphasis on material causality to more recent efforts to render history as a series of contestations over culturally constructed meanings. William H. Sewell, Jr., in a challenging essay, deepens his long-standing critique of materialist-based arguments. Sewell takes up labor history's explanatory loci – the economy as the essential material site and the process of proletarianization – and demonstrates their cultural and symbolic dimensions. He goes so far as to plea for the eradication of the separation between the material and ideal and a recognition of the interpenetration of both realms. "Relations of production," Sewell argues, "are not only affected but actually constituted by politics and culture" (p. 26–27). Every social relationship, he continues, is constituted by a triad of essential categories – meaning, scarcity, and power – a position that leads him to advocate the virtual erasure of disciplinary boundaries in scholarly investigations.

Donald Reid follows Sewell in arguing that "interests" never derive in a simple manner from class position. Rather, interests, like gender and class itself, are linguistically and culturally constituted, and socially contested, categories. Reid calls not for the abandonment of materialist understandings in toto, but, at the very least, for their radical delimitation by more recent forms of analysis. As he writes: "[...] linguistically informed history does not question the existence or experience of

material reality; it offers a more complex model of reality in which language and experience are always linked. [...] [I]t stresses that the exercise of power and the challenges to power always rely on symbols and linguistic systems, codes, and the like [...]" (p. 51).

In two highly stimulating essays, Christopher Johnson and Ronald Aminzade shift the tone of the discussion. Both are open to cultural and linguistic analysis, but more carefully than Reid and Sewell they insist on the continued relevance of class and materiality, on analyzing and assessing the political and economic boundaries within which the "play" of language and contested meanings unfolds.

Johnson's essay demonstrates an admirably broad historical and theoretical grasp. In a collection that is otherwise relentlessly francophile, Johnson crosses the cultural boundaries to draw very fruitfully on Habermas.

Aminzade insists on the saliency of class even though the constitution of class interests and identities is a highly contingent process. Working-class formation depends on varying political opportunity structures and is mediated through language and culture. Aminzade directs attention to the critical role that political institutions, especially parties, play in constituting class identities and in creating varying political outcomes, which themselves serve to structure further the opportunities for class-based action and identity formation. As he writes of his own work on nineteenth-century French republicanism: "Class relations were crucial determinants of local political outcomes [...] not because they determined the political intentions, motivations, or choices of actors but because they helped constitute a structure of choices, or realm of possible strategies and alliances, facing political actors" (p. 94). Aminzade integrates politics, culture, and gender with class, an approach far more compelling than the simple abandonment of class or the assertion of the autonomy of politics or language.

The contributions by Laura Lee Downs and Leora Auslander are more empirical in nature, but the deep engagement with theory that both authors display adds great depth to their work. Downs analyzes strikes in France during World War I, and demonstrates the gendered character of such basic, cherished notions as "work," "strike," and "politics." She provides a subtle and insightful reading of the pronouncements of state officials, employers, and labor movement leaders as they wrestled with the "problem" of women's activism. Downs effectively buries the unproductive distinction between political and unpolitical strikes. Auslander, focusing on French cabinetmakers, provides a moving discussion of the meaning of skill and beauty in the constitution of artisanal identities and organizations. She draws on her own intimate knowledge of the craft to depict the "culture of production" among cabinetmakers, which declined with the change in patterns of consumption in the course of the nineteenth century. Critical here was a shift to "taste professionals," who sought to remove not only the control of production from the hands of artisans (the classic reading of the course of labor history), but also aesthetic judgement. The organized labor movement, Auslander suggests, impoverished its own role by refusing to take a stand on issues of beauty and by framing demands only in the material terms amenable to the state. Aesthetic concerns became the provenance of women and de-masculinized men, while the labor movement intensified its cult of masculinity.

The last two essays, by Michael Hanagan and Gay L. Gullickson, are insightful and extensive commentaries on the issues raised by the other contributors. Hanagan is most cautious in his assessment of the linguistic and culturalist turns, and warns against the ethereal nature of poststructuralist discourse. He contests Sewell's understanding – indeed, lack of definition – of materialism. Hanagan calls for a history that remains engaged with politics in the past and the present. Gullickson, in contrast, lauds the most recent historiography, which has begun to take into account women's and men's experiences. Moreover, by integrating the category of gender, and not just the subject of women, into their histories, the most recent studies vastly broaden our understanding of the past.

Many in the Anglo-American scholarly world speak these days of a "crisis" in labor history. To these critics – and they are represented in the present volume – the vitality so much in evidence in the earlier years, when historians in the United States were inspired by the work of E. P. Thompson in particular and by the political and scholarly determination to rescue the lower classes from historical oblivion, is long gone. However, *Rethinking Labor History* demonstrates not crisis, but an active and vital field of historical work whose best practitioners creatively re-work ideas and approaches stemming from a variety of sources. Not materialism, but the exclusively materialist paradigm that long prevailed in labor history is dead. The contributors to this volume have been

co-conspirators in the murder; we are all the richer because of it.

Eric D. Weitz

Lexikon der Anarchie / Encyclopaedia of Anarchy / Lexique de l'anarchie. Hrsg. von Hans Jürgen DEGEN. – Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachtschatten; Grundwerk: 1993. Loseblatt-Ausg.; 1. Ergänzungslieferung: [1994], ca. 50 S.; 2. Ergänzungslieferung: [1994], ca. 50 S.

Pünktlich sind 1994 zwei Ergänzungslieferungen (mit einem Umfang von je ca. 50 Seiten) zum „Lexikon der Anarchie", praktisch abzuheften in einem Ringbuchordner, erschienen. Wieder hat eine große Zahl von Autoren mitgearbeitet, die in der Regel anarchistischen Positionen nahestehen. Die Anfertigung der Stichworte erscheint – wie schon bei der 1. Lieferung – erneut eher zufällig und vor allem vom Potential der Mitarbeiter bestimmt zu sein. Dennoch lassen sich Selbstverständnis der Verfasser und des Herausgebers jetzt deutlicher erkennen.

Die biographischen Artikel folgen prinzipiell einem einheitlichen Schema: Äußere Daten – Politische Entwicklung und Ideologie/Theoriebildung/Positionen – Aktuelle Bedeutung – Literatur und Quellen. Zu den porträtierten Persönlichkeiten gehören Fritz Brupbacher, Martin Buber, Paul Godman, Max Nettlau, Errico Malatesta und William Morris.

Organisationsartikel finden sich über so bekannte Gebilde wie die Jura-Förderation (sehr knapp gehalten) und die Freie Arbeiter Union Deutschlands (Anarcho-Syndikalisten) FAUD (AS), welcher einen Umfang von acht Seiten hat und sich wesentlich auf die Untersuchungen von Hans Manfred Bock stützt, aber auch auf die (Vor-)Geschichte der „Lokalisten" eingeht, die von Dirk H. Müller erforscht worden ist. Die Geschichte der internationalen Arbeiterassoziation (IAA) von 1864, also die der Ersten Internationale, wird weitgehend aus der Perspektive Julius Braunthals, des sozialdemokratischen Historikers der Internationale, der selbst Sekretär der Zweiten Internationale gewesen ist, geschildert und interpretiert. Hochinteressant ist der Beitrag über die Föderation Gewaltfreier Aktionsgruppen/Graswurzelrevolution (FöGA), die nur Insidern bekannt ist. Diese wurde 1980 als deutsche bundesweite Organisation gegründet, angeregt durch das nordamerikanische „Grassroots-movement" und die 1972 in Deutschland erstmals herausgegebene Zeitung „Graswurzelrevolution". Dies war ein Versuch, die Gruppen und Individuen zusammenzufassen, die die Gesellschaft von unten, eben von den Graswurzeln her, verändern wollten und die sich nicht als politische Partei oder gar staatliche Organisation begriffen. Das Ziel ist eine herrschaftslose Gesellschaft, die in den Kampf- und Organisationsformen vorweggenommen werden soll, d. h. ohne Gewalt und autoritäre Organisationspraxis auskommen will. Der Schwerpunkt der Arbeit der FöGA lag in ihren besten Jahren in der Friedensbewegung. Ende der 80er Jahre kam es zwischen dem anarchistischen Flügel und anderen Gruppen zu Konflikten, ohne daß jedoch ein offener Bruch stattfand. Mit dem Zerfall der neuen sozialen Bewegungen, dem Verlust des entsprechenden politischen Umfeldes und damit auch von Mitgliedern scheint die FöGA jedoch Anfang der 90er Jahre in eine Krise geraten zu sein. Thematisch werden in verschiedenen Artikeln so interessante Themen wie Selbstverwaltung (Gemeinsamkeit und Abgrenzung vom anarchistischen und kommunalen Selbstverwaltungsbegriff) und die Geschichte der Schwarzen Fahne aufgenommen. Ein Beitrag handelt den Stand der Anarchismusforschung ab. Zu Recht wird hier nachdrücklich – und auch in kritischer Wendung gegen den Verfasser dieser Rezension – darauf hingewiesen, daß seit Ende der 70er Jahre eine große Zahl von Monographien (z. T. Magister- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen) zu Geschichte und Aktualität des Anarchismus erschienen sind. Dennoch besteht auch heute noch (und wie von mir vor fast 20 Jahren herausgearbeitet) ein deutliches Forschungsdefizit bei sozialhistorischen sowie kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Untersuchungen: Genau an diesem Punkt ist auch der große Unterschied zum (viel weiter fortgeschrittenen) Stand in den Forschungen zur Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung festzumachen. Zudem ist heute eine eindeutige Tendenz in den einschlägigen Anarchismusforschungen nicht auszumachen; es fehlt jener große Impetus, der in den 70er Jahren von der antiautoritären Studentenbewegung gekommen war. Wie unsicher man sich noch immer des Forschungsgegenstandes ist, zeigt die Tatsache, daß Leo N. Tolstoi in das „Lexikon der Anarchie" aufgenommen wird. Ist jemand schon Anarchist, wenn er – wie Tolstoi – sich für Gewaltfreiheit einsetzt sowie Staat, Kirche und Religion kritisiert, wie am Schluß des entsprechenden Artikels resümiert wird?

Die enge geistes- und theoriegeschichtliche wie praktische Nähe von Anarchismus und Liberalis-

mus sowie bestimmten Formen des (amerikanischen) Konservatismus wird in mehreren Artikeln deutlich. Im Beitrag über die „USA" wird zu Recht darauf hingewiesen, daß dieses Land vom anarchistischen Standpunkt aus differenziert gesehen werden müsse, „denn die Stärke der USA gründet sich z. T. darauf, daß der US-Staat bis heute Freiräume für Anarchie gewährt". Dies sei das Land der Wehrdienst- und Steuerverweigerer, der freien Schulen, der Sonderlinge und Eigenbrötler, der Ethno-, Schwulen- und Freakviertel, der Nachbarschaftsorganisationen, der selbstherrlichen Rächer, „das Amerika Barry Goldwaters und Martin Luther Kings". Mit Sympathie wird die These De Leons zitiert, Anarchismus sei die dem amerikanischen Nationalcharakter entsprechende Form des Radikalismus. Entsprechende originär anarchistisch-amerikanische Autoren werden genannt, ja es wird argumentiert, bis ins höchste Establishment reiche anarchistisches Gedankengut. Dies ist insofern zutreffend, als es in der amerikanischen politischen Kultur und ihrer Geschichte eine fundamentale Skepsis gegen jede Art von Machtanhäufung (bei Unternehmen, Banken, Gewerkschaften, beim Staat) gibt. Ja, das politische System ist geradezu darauf angelegt, Macht zu fragmentieren, zu segmentieren und zu diffundieren. Nur folgt in dem Artikel dann ein Plädoyer gegen den Sozialstaat und für einen blanken, brutalen Manchester-Liberalismus, wenn nämlich der New Deal als „faschistisch" bezeichnet wird und Konservative wie Robert A. Taft und John T. Flynn zustimmend zitiert werden. So ist es denn auch kein Zufall, wenn dem konservativ-liberalistischen Ökonomen Murray Rothbard ein eigener Artikel gewidmet ist, einem Theoretiker, der alle staatlichen Eingriffe in das Marktgeschehen als ineffizient und unmoralisch zurückweist. Rothbard fand sich mit früheren Linken des amerikanischen SDS und mit Anarchisten wie Paul Goodman im Libertarian Movement wieder, und er gilt im „Lexikon der Anarchie" als jemand, der dem individualistischen Traditionsstrang des Anarchismus zugeordnet wird. Entsprechende Hinweise auf die nordamerikanische Tradition politischen Denkens finden sich dann auch in dem Artikel über „individualistischen Anarchismus", einer „Extremform des Liberalismus". Hier wird Thomas Jefferson ebenso zustimmend zitiert („Die beste Regierung ist die, die am wenigsten regiert") wie Benjamin R. Tuckers Hinweis, daß keine Regierung die beste Lösung sei – die ideologische Verwandtschaft mit Ronald Reagan liegt auf der Hand.

Einige Artikel sind in den Ergänzungslieferungen im Vergleich zur Erstlieferung (aber auch im Vergleich zwischen 1. und 2. Ergänzungslieferung) verändert worden. So ist der Beitrag über „Marxismus" umfänglicher, enthält neue Abschnitte über Trotzki und die antistalinistische Opposition sowie über „Kritik am Marxismus". Insgesamt werden die Differenzen zwischen Marxismus und Anarchismus hier schärfer konturiert. Die Änderungen in den Beiträgen über Alexander Berkman, Martin Buber, Gustav Landauer, Fritz Brupbacher und Max Nettlau sind minimal bzw. überhaupt nicht vorhanden. Was soll da der Austausch von Seiten im Ringbuchordner?

Peter Lösche

Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933 bis 1945. Inventar von Nachlässen, nichtstaatlichen Akten und Sammlungen in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. im Auftrag der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung von Heinz BOBERACH, Patrik von zur MÜHLEN, Werner RÖDER und Peter STEINBACH. Bearb. von Ingrid SCHULZE-BIDLINGMAIER unter Mitwirkung von Ursula ADAM, Volkmar ELSTNER und Mitarbeitern in den Archiven (= Nachlaßverzeichnisse zur deutschsprachigen Emigration; Schriften der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung). – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1994. XXII, 368 S.

Nach der Präsentation ihrer ersten Arbeitsergebnisse im Jahre 1993[1] legt die 1989 gegründete, nach dem zwischen 1933 und 1948 exilierten antinationalsozialistischen Ehepaar benannte Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung in Hamburg[2] mit diesem Inventar ihre zweite Publikation vor. Sie entspricht damit dem in ihrer Satzung festgelegten Willen der Initiatorin Elsbeth Weichmann, die ihren 1983 verstorbenen Mann, der Hamburg u. a. von 1965 bis 1971 als Erster Bürgermeister gedient hatte, um fünf Jahre überlebte: „Das Wirken der demokratischen Opposition im Exil gegen die totalitäre Herrschaft Hitlers ebenso dem Gedächtnis der Nachwelt zu bewahren wie seine Folgen im Nachkriegsdeutschland wissenschaftlich und publizistisch zu würdigen" (Zitat aus dem Vorwort, S. V). Diese vorzüglich bearbeitete und herausgegebene Quellenübersicht ist unverzichtbar für die (Vorbereitung von) Forschung nicht nur für die Exilperiode, sondern teilweise auch für die Zeit vor 1933 und in vielen Fällen für die allgemein- und individuell-politische Entwicklung nach 1945.

Allerdings wird oft für Detailinformationen auf andere Veröffentlichungen verwiesen, so besonders auf das „Inventar zu den Nachlässen emigrierter deutschsprachiger Wissenschaftler in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland" und auf das „Inventar zu den Nachlässen der deutschen Arbeiterbewegung. Für die zehn westdeutschen Länder und West-Berlin", beide 1993 im selben Verlag wie der vorliegende Band erschienen (auf den Seiten 291–293 finden sich alle zitierten Quellen- und Handbuchveröffentlichungen). In aller Bescheidenheit sei hier trotz des bewußten Focus' der Herausgeber auf die Bundesrepublik Deutschland für wesentliche Ergänzungen der Fundorte von Archivalien, vor allem von Original(teil)nachlässen und -sammlungen politischer Persönlichkeiten, aber auch z. B. der linkssozialdemokratischen Gruppe Neu Beginnen und der deutschsprachigen Exilabteilung des Allert de Lange-Verlags in Amsterdam, auf meine speziellen Beiträge[3] hingewiesen. Art und Umfang der Quellen sind dem Bestandskatalog des IISG (englisch: IISH – International Institute of Social History)[4] zu entnehmen; er wird laufend auf losen Blättern um die Bestandsübersichten neu erworbener und erschlossener Archive ergänzt.

Auf dem Gebiet historischer Forschung brachte die Vereinigung der beiden deutschen Staaten das große Glück, daß verschwiegene oder unzugängliche oder gesperrte Archivalien in der ehemaligen DDR im vorliegenden Quellenverzeichnis ebenfalls erfaßt und bekannt gemacht werden konnten. Deren Zugänglichkeit heutzutage hängt wohl teilweise vom Stand der Aufbereitung ab; bis zum Zeitpunkt der Drucklegung des Manuskripts ist er festgehalten. Das nach Städten alphabetisch geordnete „Verzeichnis der berücksichtigten Archive" samt Adressen ist auf S. 287–289 aufgenommen, Privatarchive sind aber nur unter den Namen der verzeichneten exilierten Persönlichkeiten angegeben; gänzlich fehlt leider z. B. das Institut für Zeitungsforschung in Dortmund, das u. a. das Verlagsarchiv der „Deutschen Blätter" in Santiago de Chile beherbergt.[5]

Verzeichnet sind in Kapitel I: 10 Aktenbestände von Exil- und 8 von parteiübergreifenden Organisationen; 5 Presseredaktionen und 14 spezielle Sammlungen und Dokumentationen zu und von Personen (u. a. Thomas Mann), über Emigrationsländer und von Erinnerungen sowie Zeugenberichten. In Kapitel II sind die Nachlässe von 312 Emigranten aufgelistet. In allen Fällen werden jeweils angegeben: Fundort(e), Bestandsbezeichnung, Schicksal und Art der Quellen (z. B. Mikrofilm), Umfang, Zeitraum, Stand der Bearbeitung / Zugänglichkeit bzw. Hilfsmittel, Inhalt; bei den Personen auch Kurzbiographie und – soweit aufgenommen – Hinweise auf die Bände des „Biographischen Handbuchs zur deutschsprachigen Emigration nach 1933". Die drei nach Personen, Institutionen und geographischen Gesichtspunkten eingeteilten Indexe bieten den Forschern die Möglichkeit, die in der Bundesrepublik vorhandenen Quellen (fast) vollständig auszuschöpfen.

1 *Schicksale deutscher Emigranten. Auf der Suche nach den Quellen. Arbeitsergebnisse der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung. Hrsg. von der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung (= Schriften der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung, Einführungsband), München, New Providence, London und Paris 1993.*

2 *Siehe auch den Bericht von Patrik von zur Mühlen, in: IWK, Jg. 29 (1993), H. 3, S. 415.*

3 *Ursula Langkau-Alex, Quellen zur deutschsprachigen Emigration nach 1933 im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis in Amsterdam, in: NachrichtenbriefiNewsletter, Nr. 9–10, Dezember 1988. Hrsg. von der Society for Exile Studies, Inc. / Gesellschaft für Exilforschung e. V., S. 28–36; dies., Eine wundersame Heimkehr. Das Archiv der deutschsprachigen Exil-Abteilung des Allert de Lange-Verlags in Amsterdam, in: op. cit., Nr. 13, Dezember 1991, S. 66–69.*

4 *Guide to the International Archives and Collections at the IISH, Amsterdam. Ed. by Atie van der Horst and Elly Koen, Amsterdam 1989.*

5 *Siehe Barbara Posthoff, „Nachlässe zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland im Institut für Zeitungsforschung (Dortmund)", in: NachrichtenbriefiNewsletter, Nr. 9–10, Dezember 1988. Hrsg. von der Society for Exile Studies, Inc. / Gesellschaft für Exilforschung e. V., S. 37–41.*

Ursula Langkau-Alex

Quellen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen. Ein Inventar des Schriftguts in hessischen Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Wirtschaftsarchiven von 1945 bis 1975. Bearb. von Bernhard PARISIUS und Manfred PULT (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, Bd. 52; Forschungen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945, Bd. 1). – Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1992. XXX, 679 S.

ECKART, Wolfgang: **Neuanfang in Hessen. Die Gründung und Entwicklung von Flüchtlingsbetrieben im nordhessischen Raum 1945–1965** (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, Bd. 53; Forschungen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945, Bd. 2). – Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1993. VI, 143 S., 36 Abb.

MÜLLER-HANDL, Utta: **„Die Gedanken laufen oft zurück ...". Flüchtlingsfrauen erinnern sich an ihr Leben in Böhmen und Mähren und an den Neuanfang in Hessen nach 1945** (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, Bd. 54; Forschungen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945, Bd. 3). – Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1993. VI, 292 S., 115 Abb.

Die Integration von Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen zählt zu den großen Leistungen der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Hessen mit einer Bevölkerung von knapp 3,5 Millionen hatte allein 1946 über 400000 Vertriebene aufzunehmen – mehr als das Vierfache der Zahl, die 1989 als Aus- und Übersiedler in das kleine Bundesland kamen. Angesichts der ungemein schwerwiegenden Folgelasten des Krieges mit Wohnungsnot und permanenter Versorgungskrise stellten die Flüchtlinge eine immense Belastung dar.

Obwohl die Flüchtlingsfrage zu den zentralen Problemen der Zeit gehörte, fehlte bislang eine den größeren Raum ins Blickfeld nehmende Analyse dieser Problematik. Um dies für Hessen aufzuarbeiten, berief das Sozialministerium des Landes 1988 eine Kommission, die sich der bis dahin erst in Ansätzen erforschten, zumeist auf die lokale Ebene beschränkten Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Integration der Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg annehmen und die verschiedenen Forschungsaktivitäten bündeln sollte. Ziel war eine umfassende Darstellung und Dokumentation des gesellschaftlichen Integrationsprozesses im Nachkriegshessen. Die ersten Ergebnisse dieses ehrgeizigen Projektes liegen jetzt vor.

Angesichts eines weithin unbestellten Forschungsfeldes tat man gut daran, den Reigen der Publikationen mit einem detaillierten Inventar der relevanten Quellen zu eröffnen. Band 1 beschreibt die als außerordentlich gut zu bezeichnende Quellenlage. Er listet mehr als 4100 Aktenbände auf: von den Akten des Staatsbeauftragten (Landesamtes) für Flüchtlinge – dessen mehr als 2300 Bände auf immerhin 320 Seiten vorgestellt werden –, über die Quellen der US-Militärregierung, die Materialien in den städtischen und kirchlichen Archiven bis hin zum entlegenen Schriftgut von Verbänden und in Privathand. Mit der Kurzcharakterisierung der einzelnen Akteneinheiten stellt der Band einen unverzichtbaren Führer für die Forschung dar.

Mit einem wesentlichen Aspekt des Integrationsprozesses, der Frage der Bedeutung der Flüchtlingsbetriebe für die Eingliederung der Flüchtlinge und darüber hinaus mit dem Stellenwert für die Wirtschaft eines Raumes, befaßt sich die Studie von Wolfgang Eckart. Seine Untersuchung beschränkt sich auf Nordhessen, eine im Vergleich zum industriellen Ballungsraum Rhein-Main wirtschaftlich unterentwickelte Region, deren Wirtschaftszentrum Kassel von landwirtschaftlich geprägten Kreisen umschlossen ist. Nordhessen hatte allein 54 Prozent der 1946 nach Hessen einströmenden Vertriebenen aufzunehmen. Basierend auf den strukturellen und den situationsbedingten Voraussetzungen, beschreibt Eckart im zweiten Teil den wirtschaftlichen Neuanfang der Heimatlosen, die vor Vertreibung und Flucht in einem relativ hohen Anteil selbständig gewesen waren. In dem Bestreben um Existenzgründung schlugen ihnen Mißtrauen der Einheimischen und bürokratische Hindernisse (Gewerbezulassungsgesetz) entgegen, was das Zusammengehörigkeitsgefühl der Neuankömmlinge stärkte. Den mannigfaltigen Widerständen begegneten sie mit Gründung von Interessenverbänden wie der „Vertretung der heimatvertriebenen Wirtschaft" und von Flüchtlingsgenossenschaften. Viele der neuen Unternehmen gerieten nach der Währungsreform in Turbulenzen. So finden sich hier nicht nur Erfolgsstorys, für die in die Analyse eingeflochtene Lebensgeschichten einzelner Unternehmer stellvertretend stehen, sondern auch solche, an deren Ende der Konkurs stand. Zahlreiche Statistiken und Graphiken sowie ein kleiner Dokumentenanhang runden den – im übrigen flüssig geschriebenen und daher kurzweilig zu lesenden – Band ab.

Die Studie macht deutlich, daß die allgemeine Einschätzung, die Betriebe der Neubürger hätten „die Veränderungen der industriellen Struktur zu einem Großteil getragen" – wie es in einem Wirtschaftsbericht des Jahres 1952 heißt (S. 80) –, nur für einige Gebiete zutrifft: etwa für Stadtallendorf, das zunächst durch die NS-Rüstungsproduktion und in der Nachkriegszeit durch die Ansiedlung von Flüchtlingsbetrieben vom Bauerndorf zum kleinstädtischen Industrieort expandierte. Doch allgemein kam es zu keinem Strukturwandel der nordhessischen Industrie, wenngleich im ländlichen Raum von den Betrieben der Neuansässigen eine industrielle und modernisierende Schubkraft ausging.

Die Wirtschaftsbetriebe der Neubürger trugen zu ihrer Integration bei. Wenngleich die Bedeutung für die Beschäftigung von Flüchtlingen und Vertriebenen nicht zu überschätzen ist, so ging von den neuen Unternehmen doch eine wichtige – allerdings nur schwer festzumachende – psychologische Wirkung aus: Erfolgreiche Unternehmensgründungen stärkten das Selbstwertgefühl unter den Neubürgern, jenes Gefühl, es schaffen zu können oder tatsächlich geschafft zu haben und nicht mehr sozial benachteiligt zu sein.

Wie langwierig und dornenreich der Integrationsprozeß verlief, macht die Studie von Utta Müller-Handl deutlich. Hier werden die Lebenswege von mehr als 40 Flüchtlingsfrauen aus dem Sudetenland, die 1946 nach Hessen kamen, nachgezeichnet. Es sind Einzelschicksale, die – wenngleich nicht repräsentativ – in der gelungenen Verbindung von Analyse, Beschreibung und Interviewpassagen ein eindrucksvolles, zugleich aber auch bedrückendes Bild von Vertreibung, Ankunft und schmerzlichem Intergrationsprozeß liefern.

Die Schilderungen setzen 1938 ein und vermitteln einen der damaligen Situation wohl nicht entsprechenden Eindruck eines unproblematischen Miteinanders von Tschechen und Deutschen. In der Nachkriegszeit, als Schuldige und Opfer zugleich, waren die Frauen den Repressionen fassungslos ausgesetzt, ohne später die Gründe für die Übergriffe auf die deutsche Bevölkerung zu reflektieren. Nach Deutschland abgeschoben, konnte man sich zwar der verhaßten Armbinde mit dem „N" (für Nemci = Deutsche) entledigen, nicht aber der Erinnerung an Vertreibung aus der Heimat, hartes Lagerleben und Zwangsarbeit. Die Reise ging in eine ungewisse Zukunft: „Deutschland ist so zerbombt, wir sollen da auch noch rein" (S. 74). Vor allem Frauen mit Kindern, die niemand haben wollte, hatten es ungemein schwer. Sie mußten als Alleinverantwortliche die Familie durchbringen, eine Rolle, die sie während des Krieges ohne den an der Front stehenden Ehemann bereits ausgefüllt hatten.

Der Prozeß des Eingewöhnens, hier exemplarisch an einem Dorf, der Kleinstadt Bad Vilbel und der Großstadt Frankfurt dargelegt, verlief lokal unterschiedlich. Die Integration in der Großstadt oder in einer der Flüchtlingssiedlungen am Rande der Kleinstadt, wo Heimatvertriebene verschiedener Regionen ansässig wurden und verwandtschaftliche Beziehungen oder gemeinsame Herkunft als Bindeglieder fehlten, verlief ungleich schwieriger als in dörflicher Umgebung, wo man gemeinsam mit Verwandten und Bekannten aus der einstigen Lebenswelt die Beziehungsgeflechte aus der alten Heimat erhalten konnte. Denn intakte familiäre Bindungen oder Kontakte zu Bekannten aus der Zeit vor der Vertreibung förderten den Integrationsprozeß. Die Vertriebenen fanden nach langer Zeit ein neues Zuhause, nicht aber das, was sie als „Heimat" verstanden wissen wollen. Die Dokumentation, deren Bildteil mit über 100 Fotos besticht, verdient eine weit über die historische Zunft hinausreichende Leserschaft.

Die drei ersten Bände stellen einen vielversprechenden Auftakt des Forschungsprojektes dar. Sie sind freilich nur Mosaiksteine. Es bedarf noch einer Vielzahl von Einzelstudien, um ein einigermaßen abgesichertes Bild der Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen zu erhalten. Hoffentlich haben Forschungsgruppe und Geldgeber den hierfür notwendigen langen Atem und die Finanzen. Zu wünschen wäre es.

Walter Mühlhausen

BURAZEROVIC, Manfred: **Quellen zur Geschichte der anarchistischen Bewegung. Bestandsverzeichnis der anarchistischen Broschüren im Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung** (= Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Schriftenreihe B: Quellen und Dokumente, Bd. 1). – Essen: Klartext-Verlag 1994. 298 S.

Das vorliegende Verzeichnis dokumentiert den Bestand der anarchistischen Broschüren, die sich im Bochumer Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung (IGA) befinden. Bei diesen Broschüren handelt es sich zum größten Teil um Dubletten aus dem Internationaal Instituut

voor sociale Geschiedenis (IISG) in Amsterdam, die 1971 im Zuge des Aufbaus der institutseigenen Bibliothek erworben werden konnten. Hier sei gleich eine Zwischenbemerkung erlaubt: Für die Forschung wäre es zweifellos wünschenswert, wenn auf längere Sicht aus der Zusammenarbeit mehrerer für das Gebiet relevanter europäischer Institutionen – neben den beiden genannten kämen hier das Centre International de Recherches sur l'Anarchisme (CIRA) in Lausanne, das Schweizerische Sozialarchiv und die Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der ArbeiterInnenbewegung in Zürich sowie die Berliner SAPMO im Bundesarchiv (ehemaliges IML/ZPA) in Frage – ein wirklich umfassendes Verzeichnis der vorhandenen anarchistischen Broschüren und Periodica hervorginge.

Das von Burazerovic mit viel Fleiß zusammengestellte Verzeichnis erfaßt insgesamt 1412 Broschüren vom Jahre 1864 bis zur Gegenwart, die, sofern sie nicht anonym bzw. von Gruppen oder Verlagen herausgegeben wurden, alphabetisch nach dem Verfassernamen aufgeführt werden. Zur besseren Einordnung folgt auf den Verfassernamen jeweils eine knappe biographische Erläuterung. Diese Angaben zur Person bieten jedoch zu mancher Kritik Anlaß. So tauchen bei zahlreichen Personen keine oder unvollständige Lebensdaten auf, bei denen sich diese unschwer hätten ermitteln lassen. Genannt seien hier nur Walther Borgius, Ernst Drahn, Saul Janovsky, Friedrich Köster, Berta Lask, Saverio Merlino, Hans Müller, Elie Reclus, Hermann Teistler oder K. H. Z. Solneman (d. i. Kurt Zube). Teilweise hätte man für sie nicht einmal Archive oder Fachliteratur bemühen müssen, ein Blick in allgemein zugängliche biographische Nachschlagewerke hätte genügt. Andere Angaben sind fehlerhaft (so die Todesjahre von Alfred Sanftleben und Albert Weidner oder die längst widerlegte Behauptung, Robert Bek-Gran sei identisch mit Ret Marut alias B. Traven) und unzureichend (so wird etwa Bernard Lazares öffentliches Engagement im Fall Dreyfus mit keinem Wort erwähnt). Zu Sepp Oerter, dem einstigen Ministerpräsidenten des Landes Braunschweig, heißt es, „er soll sich später zum Faschismus?! bekannt haben" (S. 216); dabei hat Bernd Rother in seiner Arbeit über die Braunschweiger Sozialdemokratie (1990) schon vor längerer Zeit aufgewiesen, daß Oerter Anfang 1924 der NSDAP beitrat. Auch steht der Umfang der Erläuterungen in keinem ersichtlichen Verhältnis zu der jeweiligen Bedeutung einer Person für Geschichte und Theorie des Anarchismus. Und was in aller Welt soll der Benutzer mit Erläuterungen anfangen, die sich auf Feststellungen beschränken wie: „französischer Anarchist", oder: „Lansink war ein niederländischer Sozialist um 1914, vielleicht ist er gemeint, oder sein Sohn" (S. 174).

Hinsichtlich der sinnvoll angeordneten bibliographischen Daten hätte man sich sehr gewünscht, daß fremdsprachige Titel, insbesondere osteuropäischer Provenienz, ins Deutsche übersetzt worden wären. Einige jetzt undatierte Broschüren hätten sich bei Kenntnis ihres Inhalts und unter Einbeziehung anarchistischer Zeitschriften recht genau datieren lassen. Bei der Benutzung stört neben manchen Druckfehlern vor allem die Unübersichtlichkeit des Bestandsverzeichnisses, die damit zusammenhängt, daß die Verfassernamen im Druck nicht genügend hervorgehoben sind und man eine Kopfleiste schmerzlich vermißt.

Noch ein Schlußwort zu den beklagten sachlichen Mängeln. Sicher, keiner kann alles wissen, erst recht nicht angesichts der vielen Verfasser aus unterschiedlichen Ländern und unterschiedlichen Epochen, deren Namen in der offiziellen Historiographie der Arbeiterbewegung bisher nicht oder nur am Rande aufgetaucht sind. Dies gilt um so mehr, wenn sich der Bearbeiter noch nicht lange mit der Materie beschäftigt hat. Kritisiert werden darf allerdings, daß man ihn mit seiner Aufgabe offenbar allein gelassen hat bzw. daß er nicht selbst die Hilfe anderer in Anspruch genommen hat.

Christoph Knüppel

ECKHARDT, Wolfgang: **Michael A. Bakunin (1814 bis 1876). Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur in deutscher Sprache** (= Archiv für Sozial- und Kulturgeschichte, Bd. 4). – Berlin und Köln: Libertad Verlag 1994. 127 S.

Peter Kropotkin (1842–1921). Bibliographie. Zusammengestellt von Heinz HUG. Mit der Mitarbeit von Heidi GRAU (= Bibliographienreihe, Bd. 2). Grafenau/Württ. und Bern: Edition Anares im Trotzdem-Verlag 1994. 237 S.

Zwei Bibliographien zweier prominenter Anarchisten, ähnlich konzipiert – Verzeichnisse selbstständiger und unselbständiger Primärliteratur, Sekundärliteratur, Anmerkungen zu Leben und Werk, Editionspraxis und Aktualität der beiden Autoren –, trotzdem nur halbwegs vergleichbar. Eckhardt beschränkt sich strikt auf deutschsprachige Ausgaben. Vielleicht allzu strikt: Im Vorwort

spricht Eckhardt von James Guillaumes „wichtiger Arbeit", wegweisend für die Bakuninforschung (S. 15), Guillaume schrieb aber auf französisch, wurde nicht übersetzt und wird folglich nicht bibliographisch erfaßt. Ebenso fehlt eine genaue Benennung der fremdsprachigen Grundtexte jeweiliger deutscher Bakunin-Ausgaben; auch eine bibliographische Erfassung der großen – französischen – Bakunin-Gesamtausgaben als Referenzwerke wäre kein überflüssiger Luxus gewesen. Hug erhebt den Anspruch, Kropotkins Œuvre und dessen Übersetzungen international zu erfassen, sei es mit Einschränkungen: Für die Buchausgaben werden Übersetzungen in kleineren und exotischen Sprachen vielfach nur angedeutet. Die Erfassung von Artikeln und Briefen beschränkt sich zum einen auf die englische, französische, spanische, deutsche, italienische und russische Sprache, zum anderen auf Kropotkins Lebenszeit (endet also 1921).

Selbstverständlich sind beide Bibliographien weder vollständig noch fehlerfrei – jedenfalls ist Vollständigkeit bei personenbezogenen Bibliographien wohl kaum möglich, insbesondere nicht, wenn sie von einzelnen Bearbeitern zusammengestellt werden (oder im Fall der Kropotkin-Bibliographie von zwei – Heidi Grau besorgt darin einen Anhang in kyrillischer Schrift mit einer Auswahl russischer Veröffentlichungen). Der Nachweis von Lücken wäre pedantisch – sowohl Hug als Eckhardt räumen Unvollständigkeit ein: In der Kropotkin-Bibliographie gebe es bei den „weniger bekannten Sprachen erhebliche Lücken" (S. 21), in der Bakunin-Bibliographie sei auf „Vollständigkeit aufgrund bestimmter Kriterien" bei unselbständigen Veröffentlichungen verzichtet worden (S. 27), und es werde nur Literatur über Bakunin erwähnt, die „in jedem Fall Substantielles zur eigentlichen Bakunin-Sekundärliteratur" beitragen würde (S. 28). Hug räumt außerdem ein, seiner Bibliographie liege „vor dem Dilemma: Veröffentlichung innerhalb eines sinnvollen Zeitraums vs. größtmögliche Vollständigkeit und Fehlerlosigkeit [...] eine Neigung zu ersterem" zugrunde, „entsprechend hoch wird die Zahl der Lücken und Fehler sein" (S. 24).

Lassen sich solche Lücken und Fehler durchaus verzeihen, wie gesagt: bis zu einem gewissen Grade sind sie unvermeidlich, so gilt dies nicht für die sehr wenig sorgfältige (weil übereilte?), Hugs ansehliche Leistung beeinträchtigende Besorgung der Kropotkin-Bibliographie: Text wird verhaspelt, weil falsch eingeklebt; wiederholt fehlen Leerzeilen zwischen den Kapiteln, Abschnitten und einzelnen bibliographischen Eingaben (störend wirkt insbesondere, daß Hinweise auf Ausgaben in „kleineren" Sprachen – oft nicht mehr als: „[finn.], 1899" für eine finnische Ausgabe von „Die Eroberung des Brotes" (S. 49) – den vorangehenden Lemmata hinzugefügt sind und dadurch als deren Zusätze erscheinen); Positionierung, Größe, Form und Schriftgrößen der gliedernden Überschriften sind alles andere als konsequent; im Zeitschriftenregister fehlen die Seitenangaben. Mögen solche Mängel als Wahrzeichen des anarchistischen Kleinstverlagswesens nicht ungebräuchlich sein, es irritiert, wenn – wie mit dieser Bibliographie – ein wissenschaftlicher Anspruch erhoben wird. Dabei zeigt die übersichtliche Ausstattung der Bakunin-Bibliographie (über ein Register mit Personen, Periodika und Verlagen leicht zugänglich), daß solche Mängel keineswegs notwendig sind, auch wenn hier die Verweise manchmal nicht stimmen.

Bleibt schließlich, das Verdienst der Bibliographien hervorzuheben, denn trotz alledem – sie sind verdienstvoll, zunächst dadurch, weil aus ihnen die Zeitgebundenheit der oft in einem geistesgeschichtlichen Rahmen als quasi überhistorische Erscheinungen gehandelten Ideen Bakunins und Kropotkins hervorgeht. Ideen, die ja erst veröffentlicht, verbreitet werden mußten, bevor sie wirken konnten. Hier zeigt sich z. B., daß eine richtige deutsche Bakunin-Rezeption erst in den 20er Jahren einsetzen konnte, da vorher nur einige wenige seiner Werke in deutscher Sprache greifbar waren – allen voran „Gott und der Staat" mit acht Ausgaben –, von Kropotkin dagegen längst alle Hauptwerke in mehreren Ausgaben Verbreitung fanden. Beschränkt sich Eckhardt auf das Nachzeichnen der Auseinandersetzung mit Bakunin im deutschsprachigen Raum, indem er Texteditionen und Literatur über ihn verzeichnet (letztere wird sehr ausführlich dokumentiert, leider beschränkt sich Eckhardts Kommentar vielfach nur auf Notenverteilung: „anspruchsvoll", „anregend" usw.), so geht Hug schon durch die internationale Dimensionierung wesentlich darüber hinaus. Interessant ist Hugs Arbeit außerdem, weil sie zugleich Einblick in die Genealogie von Kropotkins „work in progress" verschafft: Nachvollziehbar ist, wie aus kleineren Beiträgen Bücher entstanden, daraus wieder Abschnitte selbständig erschienen. Somit wird Kropotkins eigener Umgang sowie der Umgang anderer mit seinem Werk ersichtlich. Auch läßt sich ungleich schärfer als in der Bakunin-Bibliographie, die Artikel und Auszüge praktisch nur nach Gusto verzeichnet, z. B. für den deutschsprachigen Raum erkennen, welche Werk(auszüg)e, also: welche Überlegungen Kropotkins, wo und wann rezipier*bar* waren und als wichtig galten

(dazu bietet Eckhardt nur Anhaltspunkte bei den größeren, selbständigen Bakunin-Ausgaben). Interessant wird Hugs Bibliographie schließlich dadurch, daß sie auch die vielen geologischen und anderen naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen Kropotkins verzeichnet, von dem es zwar immer wieder heißt, er sei „ursprünglich" Geologe gewesen – hier zeigt sich, daß er in diesem Sinne bis zu seinem Tod tätig war.

Fazit: Trotz der mangelhaften Ausführung wird Hugs Bibliographie für jede intensivere Auseinandersetzung mit Kropotkin relevant sein. Dasselbe gilt für Eckhardt, jedoch nicht für eine Auseinandersetzung mit Bakunin selbst, sondern vielmehr mit der Bakunin-Rezeption im deutschen Sprachraum. Eckhardt wünscht sich zwar, zu einer Neubelebung der deutschen Bakuninforschung beizutragen, seine Bibliographie erfaßt jedoch kaum Bakunins Œuvre, sondern überwiegend Übersetzungen von und Arbeiten über Bakunin. In dieser Hinsicht leistet sie aber einen sehr bedeutsamen Beitrag zur Erschließung und Historiographie von Bakunins Wirkungsgeschichte.

Hubert van den Berg

Der wahre Jacob. Illustrirtes humoristisch-satirisches Monatsblatt. Ein halbes Jahrhundert in Faksimiles. Hrsg. und eingeleitet von Udo ACHTEN. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1994. 264 S.

In gewohnt anspruchsvoller Ausstattung präsentiert Udo Achten eine Auswahl aus 54 Jahrgängen des „Wahren Jacob", der zwischen 1879 und 1933 erschien und als genuin sozialdemokratische Satirezeitschrift erheblich mehr verbreitet war als etwa „Simplicissimus" oder „Kladderadatsch". Der niedrige Preis – er stieg im Erscheinungszeitraum von 10 auf 25 Pfennige! – und die intensive Lektüre durch ein meist proletarisches Publikum ließen eine systematische Sammlung und Auswertung der Zeitschrift bisher aussichtslos erscheinen, und so ist es dem Herausgeber zu danken, daß er durch eigene, zwanzig Jahre andauernde Sammeltätigkeit diese Ausgabe möglich gemacht hat.

Offenbar gewann dabei aber das – ohne Zweifel beeindruckende – Bildmaterial eine Eigendynamik, die Kommentierung und Begründung der Ausgabe in den Hintergrund treten ließ. Zum einen ist es um die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem „Wahren Jacob" nicht gar so schlecht bestellt, wie Achten es auf S. 18 behauptet: Neben den von ihm genannten Titeln existieren noch mehrere weitere, die die Zeitschrift unter kommunikationsgeschichtlichen Aspekten erschließen.[1] Zum anderen sind auch seine eigenen Entscheidungskriterien nur schwer nachzuvollziehen: Aus der Zeit des Ersten Weltkriegs berücksichtigt er nicht „das Seichte und Kriegsverherrlichende, das die meisten Ausgaben dieser Zeit prägt. Statt dessen wird eine Auswahl aus dem wenigen gezeigt, das auf die Not der Bevölkerung eingeht" (S. 12). Dementsprechend kann auch die Mitwirkung einiger Mitarbeiter an der „Brennessel", dem Witzblatt der „braunen Machthaber" (!), nur kurz erwähnt werden (S. 15). Aufgrund der stark bildzentrierten Auswahl wird auch nicht deutlich, in welchem Maße der „Wahre Jacob" die sozialistische Literatur weit über Max Kegel (S. 36 f., S. 46, S. 56–58, S. 68) hinaus propagierte.[2] Etwa seit der Jahrhundertwende sinkt der reproduzierte Anteil der reinen Textbeiträge erheblich, ohne daß man erführe, ob es sich dabei um eine Entscheidung des Herausgebers oder den objektiven Sachverhalt handelt.

Das geringe Maß an nachvollziehbarer Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgegenstand wiederholt sich sich in den Literaturangaben. Es bleibt unklar, in welchem Verhältnis Achtens Ausgabe zu ihrer 1977 von Hans-J. Schütz ebenfalls im Dietz-Verlag publizierten Vorläuferin steht. Zudem sind einige Literaturangaben irreführend: So wurde Klaus Völkerlings grundlegende Dissertation in Potsdam, nicht in Zwickau (so auf S. 8, Anm. 3) eingereicht (für diese nicht publizierte Arbeit eine grundlegende Information; der Verf. ist allerdings in Zwickau geboren!). Der aufrechte Sozialdemokrat von 1889 heißt Karl Lüth, nicht Lüthers (S. 10), der Herausgeber des Vorläuferblattes „Frankfurter Laterne" Stoltze, nicht Stolze (S. 9, Anm. 11). Im Anschluß an seine kurze chronologische Darstellung präsentiert Achten die „beliebtesten Zeichner" der Zeitschrift; auch hier werden keinerlei Auswahlkriterien genannt. Kopfzeile und Erläuterung sowie Zeichnung sind bei Jentzsch und Lehmann-Schramm vertauscht (S. 16). Das als „unbekannt" bezeichnete Todesjahr von Willibald Krain ist 1945. Auf seine Weise hat Achten so im kleinen jenen Forschungs- und Korrekturbedarf produziert, den er im großen ungerechtfertigter Weise anmahnt.

1 Vgl. etwa: Frühe sozialistische satirische Lyrik aus den Zeitschriften „Der wahre Jakob" und „Süddeutscher Postillon". Hrsg. von Norbert Rothe, Berlin 1977; Jean-Claude Gardes, Der

wahre Jacob. L'histoire d'une revue satirique encore grandement méconnue, in: Recherches germaniques, Jg. 14 (1984), S. 85–101; Alfred Estermann, „Der (kurze und der lange) Wahre Jacob", in: Ich habe mit Frankfurt gelacht und getrauert. Werke und Leben des Schriftstellers Friedrich Stoltze. 10 Jahre F.-S.-Museum. Hrsg. von der Vereinigung der Freunde und Förderer des Stoltze-Museums 1988, S. 174–182; Konrad Ege, Karikatur und Bildsatire im Deutschen Reich: „Der Wahre Jakob", Hamburg 1879/80, Stuttgart 1884–1914; Mediengeschichte, Mitarbeiter, Chefredakteure, Grafik, Münster u. a. 1992; Knut Hickethier, Karikatur, Allegorie und Bilderfolge – zur Bildpublizistik im Dienste der Arbeiterbewegung, in: Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1848–1918. Hrsg. von Peter von Rüden u. a., Frankfurt a. M. u. a. 1979, S. 114–127, dort S. 290, Anm. 24 noch weitere Hinweise; Norbert Rothe (Red.): Art. „Der wahre Jacob", in: Lexikon sozialistischer Literatur. Hrsg. von Simone Barck u. a., Stuttgart 1994, S. 505–507.

2 *Vgl. Knut Hickethier, a. a. O., S. 118.*

Claudia Albert

The Communist International in Lenin's Time. To See the Dawn. Baku, 1920 – First Congress of the Peoples of the East. Ed. by John RIDDELL. – New York, London, Montreal and Sydney: Pathfinder Press 1993. 344 S.

With this book, the fifth, John Riddell continues his series of translated documents of the Communist International in Lenin's time. This time the focus of attention moves away from centre-stage, Petrograd and Moscow, towards the East – Baku in Azerbajan. Here over 2000 delegates met in August/September 1920 to discuss the questions – still relevant today as the bookcover tells the reader – of "how can peasants and workers in the colonial world achieve freedom from imperialist exploitation" and, furthermore, how "can working people overcome divisions incited by their national ruling class and act together for common class interest." Most of the delegates came from Asia – 17 countries are listed – and the Russian Soviet Federated Socialist Republic; but there were also a handful of representatives from western and central European communist parties and John Reed presented the United States. Altogether 37 nationalities are listed in the congress proceedings and, not surprisingly given this high number, translation caused difficulties. The fact that 55 female delegates attended demonstrates that the principle of "liberating mankind from oppression and exploitation" also included women. About half the delegates were Communist, but there were also many representatives from the peasantry and the "semiproletarian urban population", and according to Zinoviev (the highest ranking member of the Communist International present), a considerable number of people from "bourgeois parties."

As with the First and Second Congress of the International, governments opposed to the spread of communism attempted to stop delegates from reaching the venue. A steamship carrying delegates from Iran was attacked by British military planes, killing two and wounding several others. Two more were killed by Iranian police at the Azerbajan border. British warships also patrolled the Turkish Black Sea coast to prevent delegates from setting sail from Turkey to Soviet territory. "But a timely gale blew up, forcing the British flotilla to return to Constantinople" (p. 21). The governments of Armenia and Georgia also banned attendance at the congress but most delegates managed to cross the borders undetected.

The congress opened on August 31 and closed September 7. The mood was buoyant and most speakers called for the end of imperialism and for the consolidation or establishment of soviet power. But some warning voices were heard to not misuse the functions of the soviets.

As history was to show the optimism of the congress was unwarranted. Stalin and Stalinism – which according to the editors means subordination of the workers' and peasants' movements to "bourgeios-nationalist political currents and to the narrow interest of the bureaucratic ruling in the Kremlin" (p. 32) – killed the spirit of Baku. It is only now, according to John Riddell and Ma'mud Shirvani – with the Soviet Empire gone, that the struggle of the exploited people of this earth will recommence, as current events show.

Jürgen Tampke

Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/19. Mit einer Einführung zur angeblichen Erstveröffentlichung durch die SED. Hrsg. und eingeleitet von Hermann WEBER. – Berlin: Dietz Verlag 1993. 31*, 356 S.

In 1969 Hermann Weber published both his *magnum opus, Die Wandlung des deutschen Kommunismus: Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik,* and the long lost protocols of the founding conference of the KPD. Weber had discovered the protocols in the Paul Levi papers, which formed part of the private library of Joseph Buttinger, an Austrian socialist who had emigrated to the United States. Weber's discovery was, indeed, a great find – he calls it, justifiably, "*der* Fund meines wissenschaftlichen Lebens" – and the thorough scholarly edition that he produced has been ever since an absolutely essential source for anyone interested in the history of the German left in the twentieth century.

Three years after Weber published what then was entitled *Der Gründungsparteitag der KPD,* the SED's Institut für Marxismus-Leninismus announced with great fanfare a major discovery, the protocols of the founding conference of the KPD. What had happened? Well, read Weber's new introduction to the re-publication of the protocols, which has all the trappings of a great *Krimi,* including mysterious foreigners with murky motives – probably the only time U.S. historians have ever gotten to play in this particular limelight – and serious sleuthing by the chief detective, Prof. Dr. Hermann Weber himself.

About the SED's motives there was never much doubt. Weber had, of course, produced a critical scholarly edition of the protocols. He added some textual material from other sources that was missing from the stenographic report, wrote an incisive introduction, added explanatory footnotes as appropriate, and provided biographies of as many of the participants as he could identify. The SED, ever watchful over its own history, was determined to publish its own edition of the protocols, which would enable it to assert the world historical significance of the founding of the party and a clear line of continuity from the KPD of Liebknecht and Luxemburg to the party-state of the DDR. Nor could the SED abide the fact that this document, so central to the party's history and for which the IML had searched high and low for years, had been discovered by the preeminent West German historian of German communism. So the IML came out with its own, illicitly obtained edition.

The protocols themselves, re-published here with all the scholarly apparatus Weber had provided in 1969, are illuminating on a number of counts. Despite her earlier opposition to the founding of a separate party, Rosa Luxemburg was in fine form, and her rhetoric sparkled as she condemned the maneuverings of the social democratic government and the intrigues of the still powerful Junkers and capitalists. She inspired the revolutionary energies of the young KPD with her assertion that, "wir sind wieder bei Marx, unter seinem Banner" and her claim that nothing less than the full implementation of socialism in the immediate here and now constituted the essence of the party program. However, the KPD was anything but a uniform body, and Luxemburg herself faced sharp criticisms.

The reader of the protocols gets a fine sense of the disputes that marked the founding of the KPD, which related to all the key issues of revolutionary politics in this century – terror, electoral participation, workers and soldiers councils, among others. The vagueness of many of the formulations and the almost casual approach to terror should not be surprising – even allowing for all the horrors of World War I, the KPD was still founded in a more innocent age, an age that had yet to witness the Stalinist terror and the Third Reich. Through the comments of virtually all the participants the reader senses the great revolutionary optimism characteristic of the radical left in the winter of 1918/19.

For his part, Weber uses his 1969 introduction (re-published here) and the new one to state, yet again, his interpretation of the formation and development of the KPD. In his view, a young, democratic-radical communist party, rooted in the traditions of the German labor movement and inspired by Luxemburg and Liebknecht, fell victim to the machinations of Soviet communism. By the end of the 1920s, the KPD had become a "stalinized" party that increasingly took on the character of its Soviet mentor. Practices developed out of Russian conditions were grafted on to German politics and society, and the initial democratic impulses of the party, articulated most forcefully by Luxemburg, were increasingly replaced by the dictatorial methods characteristic of Lenin and Stalin. The authoritarian state socialism of the DDR marked the inevitable culmination of this process, the imposition on German soil of an alien form of politics.

But as the protocols themselves indicate, the establishment of a sharp and impenetrable boundary between early (good) and mature (bad) communism obscures the fluidity between them. Much of the radical intransigence of the later KPD/SED is evident in the uncompromising, revolutionary rhetoric of the KPD at its founding. Moreover, Weber's interpretation inevitably directs the analytical gaze eastwards to the Soviet Union as the all-powerful causative agent in the historical development of German communism. He obscures the rootedness of the KPD/SED in German social and political history, the way that Comintern and Soviet directives were shaped and transformed as they were played out on German soil.

Weber's monographs, essays, and scholarly editions of historical documents – including the protocols of the founding conference – remain the essential basis of all research into the KPD/SED. But for close to thirty years now he has reiterated the same arguments. It is time for some fresh approaches to the history of German communism.

Eric D. Weitz

GRAMSCI, Antonio: **Gefängnishefte. Bd. 4.** Hrsg. von Klaus BOCHMANN und Wolfgang Fritz HAUG unter Mitwirkung von Peter JEHLE. Hefte 6–7. – Hamburg und Berlin: Argument Verlag 1992. S. 713–931, Anh. S. 321–424.

GRAMSCI, Antonio: **Gefängnishefte. Bd. 5.** Hrsg. von Klaus BOCHMANN und Wolfgang Fritz HAUG unter Mitwirkung von Peter JEHLE. Hefte 8–9. – Hamburg und Berlin: Argument Verlag 1993. S. 941–1186, Anh. S. 427–548.

GRAMSCI, Antonio: **Gefängnishefte. Bd. 6.** Hrsg. von Wolfgang Fritz HAUG unter Mitwirkung von Klaus BOCHMANN, Peter JEHLE und Gerhard KUCK. Hefte 10–11. – Hamburg und Berlin: Argument Verlag 1994. S. 1195–1493, Anh. S. 551–644.

Von der auf 10 Bände geplanten historisch-kritischen Gesamtausgabe der Gefängnishefte Antonio Gramscis erscheint jährlich ein weiterer Band. Das ist eine beachtliche Leistung des Argument-Verlages, dessen Kräfte für die Erstellung der integralen Übersetzung nicht ausgereicht hätten. Diese Editionsweise hat allerdings den Nachteil, daß die Übertragung von Gramscis eigentümlichem Begriffsapparat Veränderungen unterliegt, die sich aus dem Erkenntniszuwachs der Übersetzer im Arbeitsprozeß ergeben. So wird zum Beispiel aus dem zunächst mit „historischem Block" übersetzten „blocco storico" der „geschichtliche Block", aus „hegemonial" für „egemonico" – „hegemonisch". Obwohl diese Änderungen in Vorworten benannt und begründet werden, ergibt sich daraus für die Leserschaft eine gewisse Schwierigkeit, diesen Begriffsapparat mit der notwendigen Klarheit als sich entwickelnde Basis von Gramscis Theoriegebäuden zu erkennen. Das wiegt um so schwerer, als die Herausgeber in dem Bemühen, sein Denken aus den bislang üblichen Kategorisierungen zu befreien, ausdrücklich auf seine Flexibilität und Offenheit hinweisen. (In diesem Zusammenhang eröffnet Haug im Vorwort zum 6. Band eine Diskussion um den Begriffsinhalt von „Philosophie der Praxis", der bislang als Synonym für Gramscis Variante des Marxismus galt.) Gerade wegen der Offenheit von Gramscis Denken käme aber der einheitlichen Übersetzung der italienischen Termini ins Deutsche eine besondere Bedeutung zu. Dem Mißstand könnte mit entsprechenden Verweisen im Stichwortverzeichnis des Abschlußbandes einigermaßen abgeholfen werden.

Verfehlt erscheint die Aufrechterhaltung von „Historizismus" für „storicismo" (und „historizistisch" für „storicista"), ein Begriff, den Gramsci keineswegs mit der üblichen abwertenden Bedeutung belegt. Richtiger wäre „Historismus", in dessen methodischer Tradition er sich selbst plazierte, insbesondere in der von Benedetto Croce. Hier kritisierte und überwand Gramsci zwar das Grundprofil der ausschließlich kulturellen bzw. „ethisch-politischen" Ordnungskriterien. In seiner fortlaufenden Kritik am Lehrbuch von Nikolai Bucharin verweist er zugleich ausdrücklich auf das Ungenügen soziologischer und ökonomistischer Grundsätze für die Weiterentwicklung des Marxismus als eine „Philosophie der Praxis". Viele, auch in diesen drei Bänden vorliegende Texte setzen auseinander, daß das Ziel, zukünftige Geschichte aktiv zu gestalten, die Aneignung jenes Instrumentariums nötig macht, das der Historismus entwickelt hat. Bucharin hatte die Philosophien der Vergangenheit als „Wahn und Irrsinn" abgetan, anstatt sie in ihrem historischen Kontext darzustellen. Zugleich suggerierte er, daß sich der „historische Materialismus" nicht als Theorie, sondern „einzig in konkreten historischen Arbeiten ausdrücken" könne. Gramsci entgegnet, man könne durchaus „Theorie der Geschichte und der Politik betreiben, weil, wenngleich die Tatsachen immer individualisiert und im Flusse der geschichtlichen Bewegung

wandelbar sind, die Begriffe theoretisiert werden können; anders könnte man nicht einmal wissen, welches die Bewegung oder die Dialektik ist, man verfiele in eine neue Form von Nominalismus." (Bd. 6, S. 1427) Der Band 6 enthält nicht nur die Endfassungen der Kritik an Bucharins mechanizistischen Konzepten – vor deren Kanonisierung Gramscis warnt –, sondern auch die der Auseinandersetzung mit Croce. Als Schüler Antonio Labriolas und Freund des Sozialistenführers Filippo Turati hatte sich dieser vor 1900 noch „geehrt" gefühlt, „auch politisch als Gefolgsmann der Philosophie der Praxis zu gelten, da die geschichtliche Situation damals diese Bewegung zum Verbündeten des Liberalismus machte, während die Dinge heute recht anders liegen und gewisse Spielereien gefährlich wären" (Bd. 6, S. 1309). Gramsci zeichnet nach, wie Croce seinen Abschied von der Arbeiterbewegung durch die Identifizierung von Marx mit dessen vulgärökonomistischen Epigonen in der Zweiten Internationale zu begründen versuchte. In seinen historischen Schriften klammerte Croce fortan nicht nur die revolutionären Brüche, sondern auch die sozioökonomischen Entwicklungen aus. Er reduzierte die Geschichte auf die Geschichte von Ideen und ihrer Umsetzung durch die Evolution des Liberalismus, womit er freilich eine wichtige Institution gegen den Faschismus darstellte (im Gegensatz zu Giovanni Gentile, der ebenfalls Schüler von Labriola war, jetzt aber eine Philosophie entwarf, die dem Faschismus offen zuspielte). Gegen Croces Neoidealismus und zugleich gegen Bucharins mechanizistischen Soziologismus – der ebenfalls den geschichtlichen Bruch nicht konzipieren konnte – konstruiert Gramsci sein Projekt der Philosophie der Praxis, deren „originellster und fruchtbarster Teil" die ständige Verbindung von Qualität und Quantität sei. Der Idealismus hypostasiere die Qualität, mache „daraus eine Entität für sich, den ‚Geist', wie die Religion daraus die Gottheit gemacht hatte. Aber wenn es sich in der Religion und im Idealismus um Hypostasierung handelt, das heißt um willkürliche Abstraktion, nicht um einen aus pädagogischen Gründen praktisch notwendigen analytischen Unterscheidungsprozeß, dann handelt es sich auch im Vulgärmaterialismus, der eine hypostatische Materie ‚vergöttlicht', um Hypostatisierung" (Bd. 6, S. 1439).

Zu den Motiven der ersten drei Bände, die in den Bänden 4–6 weitergeführt und teilweise ausführlich vertieft werden, gehört auch die Auseinandersetzung Gramscis mit den zeitgenössischen Versuchen, die italienische Geschichte – insbesondere das Risorgimento – als Ausdruck eines seit dem römischen Reich bestehenden und selbst im Mittelalter vorhandenen Nationalgefühls zu deuten, das schließlich im Faschismus kulminiere. Dem setzt Gramsci „historistisch" die Zerplitterungen entgegen, die durch die politische und ökonomische Stagnation der Comuni, durch die verschiedenen Fremdherrschaften und nicht zuletzt durch die Interessen des Papsttums gegeben waren, dessen kosmopolitische Machtsicherung ein zersplittertes Italien geradezu erforderte. Entgegen der zeitgenössischen Interpretation betont Gramsci, daß das Risorgimento nicht nur eine Einigungsbewegung der Italiener war, sondern auch ein Versuch, die bürgerlich-zivilen Errungenschaften der Französische Revolution auf Italien zu übertragen. Wenngleich dieser Versuch durch die Unentschlossenheit von Mazzinis Aktionspartei nicht zu denselben Ergebnissen wie in Frankreich führte (keine Agrarreform), kam der „historistischen" Aufarbeitung der Herausbildung der modernen italienischen Demokratie insofern große Bedeutung zu, weil der Faschismus in der Auslöschung der republikanischen Traditionen gerade seine Hauptaufgabe sah. Mit der in den vorliegenden Bänden durch viele Texte dokumentierten Konzeption der Zivilgesellschaft will Gramsci dagegen die Arbeiterbewegung zur Fortsetzerin der Kämpfe des 19. Jahrhunderts um Demokratisierung und Liberalisierung machen. Unter dem Titel „Kontinuität und Tradition" (in der Rubrik „Vergangenheit und Gegenwart") schreibt er: „Die ‚juristische' Kontinuität des Organisationszentrums darf nicht byzantinisch-napoleonischen Typs sein, das heißt nach einem als ewig aufgefaßten Gesetzbuch, sondern römisch-angelsächsisch, deren wesentliches Merkmal also in der realistischen, stets dem konkreten Leben in ständiger Entwicklung nahen Methode besteht" (Bd. 4, S. 777). Auch mit dem Artikel „Statolatria" (was mit „Staatsvergottung" übersetzbar gewesen wäre – Bd. 5, S. 1017) macht er klar, daß seine basisdemokratische Vorstellung vom Sozialismus nicht dem sowjetischen Modell folgt, sondern die Traditionen der westeuropäischen Emanzipationsbewegungen fortführt. Weitere Auseinandersetzungen mit den zentralistisch-bürokratischen Tendenzen, die sich auch in der italienischen kommunistischen Partei entwickelt hatten, finden sich besonders im letzten Teil des 5. Bandes: z. B. der Text zur Unterscheidung des „bürokratischen" vom „demokratischen" bzw. „organischen" Zentralismus (S. 1124), gefolgt von einem Text, der Fragen rätedemokratischer Formen von „self-government" aufwirft (S. 1127).

Gramsci entrollt das Problem der Herausbildung einer kollektiven Strömung von unten, die dieses politische Projekt in Angriff nehmen könnte, in einer, bereits im Band 4 beginnenden Artikelserie ebenfalls im Rückgriff auf die Geschichte: „Es ist offensichtlich, daß man den molekularen Prozeß der Durchsetzung einer neuen Zivilisation, der sich in der gegenwärtigen Welt vollzieht, nicht versteht, ohne den historischen Zusammenhang Reformation–Renaissance verstanden zu haben" (Bd. 4, S. 897).

Und: „Man redet oft davon, in bestimmten Ländern sei das Ausbleiben der religiösen Reform der Grund für den Rückschritt auf allen Gebieten des zivilen Lebens, ohne zu bemerken, daß gerade die Verbreitung der Philosophie der Praxis die große Reform(ation) der Moderne ist, eine intellektuelle und moralische Reform, die auf nationaler Stufenleiter vollbringt, was der Liberalismus nur für begrenzte Bevölkerungsschichten zu vollbringen vermocht hat [...] Croces Position ist die des Renaissancemenschen gegenüber der protestantischen Reformation [...]" (Bd. 6, S. 1302), d. h. für Gramsci die Position des großen Intellektuellen, der einer mächtigen Volksbewegung scheinbar unparteiisch, faktisch aber ablehnend gegenübersteht. Zur Kritik der Intellektuellen sowie der Kultur und der Literatur Italiens finden sich zahlreiche Artikel, denen die hier genannten Motive zugrundeliegen. Machiavelli repräsentiert für Gramsci nicht in erster Linie das Verwerfen moralischer Grundsätze in der Politik, sondern vielmehr ein wichtiges Beispiel des Konzipierens eines hegemonialen Prozesses unter Einbeziehung der Volksmassen.

Die vorliegenden Bände enthalten eine Fülle ökonomischer und soziologischer Fragestellungen des modernen Kapitalismus, die bereits die in späteren Heften ausführlicher behandelten Probleme des Fordismus einleiten. Unter der Rubrik „Typen von Zeitschriften" befaßt sich Gramsci mit der Konzeption und dem Aufgabenbereich von Zeitungen und Zeitschriften, die den „molekularen Prozeß der Durchsetzung einer neuen Zivilisation" voranbringen sollen bis hin zu den Fragen, wie Auslandskorrespondenten zu arbeiten haben und welche Rezensionsdienste eingerichtet werden sollten. Die Rubrik „Enzyklopädische Begriffe" beschäftigt sich mit der Klärung und Neubestimmung von Konzepten und Termini.

Unter den vielen bemerkenswerten Artikeln seien noch die Abschnitte über die Übersetzbarkeit von Sprachen – auch von Wisssenschaftssprachen – im 6. Band hervorgehoben.

Sabine Kebir

BRANDT, Willy: **Skrifter fra eksilåra i Norge** (Schriften aus den Jahren des Exils in Norwegen). Hrsg. von Einhart Lorenz. – Oslo: Universitetsforlaget 1993. 280 S.

Einhart Lorenz, Historiker am Archiv der Arbeiterbewegung in Oslo und als hervorragender Kenner des deutschsprachigen Exils in Norwegen und des Exilanten Brandt durch eine Vielzahl von Artikeln und seine Bücher *Exil in Norwegen* (Baden-Baden 1992) und *Willy Brandt in Norwegen* (Kiel 1989) ausgewiesen, bereitete die vorliegende Sammlung von in den in Exiljahren in Norwegen entstandenen Schriften des deutschen sozialdemokratischen Nachkriegspolitikers und Friedensnobelpreisträgers zu dessen 80. Geburtstag im Dezember 1993 vor. Brandt, der an dieser Arbeit regen Anteil nahm, konnte ihr Erscheinen nicht mehr erleben. Die Herausgabe des Artikelbandes blieb trotzdem gerechtfertigt. Gerade angesichts wachsender Ausländerfeindlichkeit und der Ausbreitung nationalistischen Gedankenguts besitzt die Auswahl eine beklemmende Aktualität. Einer breiten (norwegischen) Öffentlichkeit werden schwer zugängliche Artikel des jungen Brandt bekannt gemacht, die interessante Einblicke in die Situation und die Diskussionen des politischen Exils der 30er Jahre bieten. Sehr deutlich wird dabei der Lernprozeß, den Brandt, der als 19jähriger im April 1933 nach Norwegen gekommen war, durchlaufen ist. Damit leistet der Sammelband einen wesentlichen Beitrag zum besseren Verständnis des Politikers und Menschen Willy Brandt.

Die Artikelauswahl aus dem Zeitraum April 1933 bis April 1940, als Brandt nach Schweden flüchten mußte, umfaßt fünf Aspekte aus Brandts politischem Einsatz: seine Versuche, die Niederlage der Arbeiterbewegung und den Sieg des Faschismus zu analysieren, seine Sicht auf den deutschen Widerstand im Land, Vorstellungen über die Jugendarbeit, Gedanken über das Verhältnis zur Sowjetunion und zum Kommunismus, schließlich Überlegungen zu einer europäischen Nachkriegsordnung. Keine Berücksichtigung fanden die vielen Artikel zur Tagespolitik, die den Emigranten schließlich auch ernähren mußten, sowie die Arbeiten über den Bürgerkrieg in Spanien und die im Rahmen seiner Tätigkeit im Internationalen Büro revolutionärer Jugendorganisationen entstandenen Aufsätze. So spiegelt die Auswahl nur einen kleinen Teil der schriftstellerischen Tätigkeit wider.

Brandts norwegisches Exil war Ergebnis einer Zufälligkeit. Im Auftrag der kleinen linkssozialistischen SAP war er anstelle des verhafteten Paul

Fröhlich nach Oslo geschickt worden. Dort sollte er die Norwegische Arbeiterpartei (DNA) sowohl für eine finanzielle Unterstützung gewinnen als auch auf den ideologischen Kurs der SAP bringen. Nach deren Maßgabe konnte Brandt zwar eine realistischere Einschätzung des deutschen Faschismus geben, als SPD oder KPD vermochten, schon in seinem ersten Artikel in Norwegen ist die Rede von der „langen Perspektive" der nationalsozialistischen Herrschaft, doch sah er in der reformistischen Politik der SPD eine der wesentlichen Ursachen für den Sieg Hitlers. Die Lehre des 30. Januar 1933 hieß deshalb für die SAP und Brandt: Zerschlagung des alten Staatsapparates, bewaffneter Aufstand, Einführung der Diktatur des Proletariats.

Seine ebenfalls exilierten Parteiführer hatten Brandt folgerichtig aufgetragen, innerhalb der DNA einen „Klärungsprozeß" einzuleiten, d. h., die Partei zu spalten. Seine ersten Artikel waren deshalb weniger Reportagen über die Verhältnisse in Deutschland als Beiträge einer ideologischen Debatte, die die norwegischen Leser von der Richtigkeit der Schlußfolgerungen der SAP überzeugen sollten. Solche Provokationen nahmen die norwegischen Sozialdemokraten mit Gleichmut auf: Politisch zeigte die DNA dem jungen Deutschen die kalte Schulter, doch menschliche und materielle Hilfe wurde ihm nie versagt.

Die Artikelauswahl gibt auch Einblick in andere Bereiche des Engagements Brandts. Sein Einsatz für die Befreiung von Carl von Ossietzky zum Beispiel, für den er die volle Unterstützung der DNA-Führung fand, machte den deutschen Pazifisten in Norwegen erst bekannt und war wesentlicher Wegbereiter für die Nobelpreisverleihung 1936.

Ende der 30er Jahre hatte Brandt sich von den internen Querelen der Osloer Emigrantenkreise zurückgezogen. Die politischen Veränderungen, das Versinken der SAP in die Bedeutungslosigkeit, die Stabilisierung und Expansion des Hitlerstaates sowie die Entwicklung der Sowjetunion und der Komintern führten zu einer Ernüchterung. Entgegen späteren Verleumdungen verlor Brandt dabei nicht das Vertrauen in das deutsche Volk. So sprach er Weihnachten 1937 die Mehrzahl der Deutschen vom Vorwurf frei, Nazis zu sein. Eine zentrale Frage im Entwicklungsprozeß des jungen Politikers stellt das Verhältnis zur kommunistischen Bewegung dar. Selbst nicht mit der Erinnerung an Fraktionskämpfe und Konfrontationen belastet, war Brandt von der Notwendigkeit eines Zusammengehens der Parteien der Arbeiterbewegung überzeugt. Das Fehlen kommunistischer Apparatschiks im Osloer KPD-Exil machte zudem den Weg zu einer praktischen Zusammenarbeit frei. Erst die gescheiterten Pariser Volksfrontverhandlungen, die Moskauer Schauprozesse und schließlich persönliche Erlebnisse in Spanien zur Zeit des Bürgerkriegs machten ihm den Blick für eine vorurteilsfreie Analyse der Politik der UdSSR und der Komintern frei, ließen ihn die Frage stellen, ob diese überhaupt noch als progressive Elemente zu betrachten seien. So stellte der deutsch-sowjetische Pakt vom August 1939 für ihn keine Überraschung mehr dar.

Der letzte Abschnitt der Artikelauswahl dokumentiert die außenpolitischen Fähigkeiten des jungen Brandt. Aufbauend auf die anglo-amerikanische Europadebatte, entwickelte er zunehmend eigene Gedanken. Er pries bereits 1940 die Vorteile eines vereinten Europa, unterstrich jedoch auch wiederholt, daß eine europäische oder internationale Ordnung das Selbstbestimmungsrecht der Nationen unbedingt sichern müßte. Dies wäre auch Voraussetzung dafür, daß Teile nationaler Souveränität an eine zwischenstaatliche Organisation abgegeben werden könnten. Als entscheidende Bedingung für eine demokratische Föderation in Mitteleuropa galt ihm die Überwindung der Dominanz eines imperialistischen Deutschland.

Neben einer ausführlichen und mit Literatur- und Quellenangaben versehenen Einleitung enthält der Band eine Auflistung weiterführender Literatur über Willy Brandt und das Exil in Norwegen, ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein kleines biographisches Lexikon, dessen kurze Angaben aber nicht immer befriedigen können. Der Rezensent hätte sich gewünscht, daß den einzelnen Artikeln ein Quellenverweis vorangestellt worden wäre, die Auflistung am Ende des Bandes erschwert die Lesbarkeit. Da die Auswahl aus den Arbeiten Willy Brandts nicht nur für den norwegischen Leser von Interesse sind, wäre eine deutsche Ausgabe wünschenswert.

Michael F. Scholz

Max Brauer im Exil. Briefe und Reden aus den Jahren 1933–1946. Hrsg. von Christa FLADHAMMER und Michael WILDT (= Quellen zur Sozial- und Zeitgeschichte). – Hamburg: Christians Verlag 1994. 360 S.

Max Brauer ist als Oberbürgermeister von Altona bis 1933 und Hamburger Bürgermeister nach 1946 einem größeren Publikum bekannt. Wenig geläufig

dürften hingegen Einzelheiten aus der Zeit seines Exils vor allem in Frankreich, China und den USA sein. Im ersten Teil des vorliegenden Bandes schildern die Herausgeber Brauers Lebensweg bis 1946 unter besonderer Berücksichtigung eben dieser Zeit. Sie stützen sich dabei nicht nur auf einen Teilnachlaß Brauers, der sich in der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg befindet, sondern auch auf Unterlagen z. B. des Auswärtigen Amtes und auf Gespräche mit den Kindern Brauers sowie auf Zeitungsausschnitte und Sekundärliteratur. Dadurch ergibt sich ein interessantes Bild beispielsweise der Ereignisse um die Flucht Brauers aus Deutschland im März und April 1933, der Hintergründe von Brauers Berufung durch den Völkerbund für die Beratermission in China oder der Auseinandersetzungen zwischen der *German Labour Delegation*, der auch Brauer angehörte, und anderen deutschen Exilgruppen in den USA.

Leider sind indes die Ausführungen zu Brauers Aufenthalt in China, der auch nach Meinung der Herausgeber eine zentrale Rolle in Brauers Biographie einnimmt, wenig gelungen. Gleich am Anfang (S. 31) findet man allgemeine Aussagen über China, die zum Teil unzulässig verkürzt, zum Teil falsch sind (Bürgerkrieg herrschte z. B. fast während der ganzen Republikzeit, die Kommunisten waren nur eine Gruppierung, die in ihn verwickelt war). Hier wäre es besser gewesen, auf einschlägige Fachliteratur (Ausgangspunkt: „The Cambridge History of China", vol. 13; Cambridge/MA 1986) zu verweisen oder sich gründlicher anhand derselben zu informieren. Weitergehende Fragen, die sich mir bei der Lektüre stellten, sind u. a.: Welchen Zusammenhang hatte Brauers Reise nach Kiangsi Ende 1933 mit der Anfang 1934 dort von Chiang Kai-shek ausgerufenen „Neues-Leben-Bewegung" (vgl. Arif Dirlik, „The Ideological Foundations of the New Life Movement: A Study in Counterrevolution", in: „Journal of Asian Studies", Jg. 34 (1975), S. 945–980)? Stephen Endicott („Diplomacy and Enterprise – British China Policy 1933–1937", Manchester 1975) betont in einer auf britischen Unterlagen basierenden Studie den japanischen Einfluß auf die Terminierung der Völkerbund-Beratermission, die Herausgeber sehen dagegen nur den Einfluß Deutschlands – wer war nun für das Ende der Mission verantwortlich? Wieweit waren vor den Nationalsozialisten in Deutschland geflohene „Linke" wie Brauer und Richard Katz sich bewußt, jetzt für ein Regime (Chiang Kai-shek) zu arbeiten, das politisch eher in Richtung Faschismus tendierte? Und war ein solches Bewußtsein vielleicht mitverantwortlich für eine gewisse Selbstisolation seitens Brauers und Katz' gegenüber anderen Ausländern in China? Hier muß noch viel erforscht werden, aber die Herausgeber haben nicht einmal richtig die Köder ausgeworfen.

Den zweiten und wesentlich größeren Teil des Bandes bilden Brauers Korrespondenz (vorwiegend 1933 und 1934) und einige Redemanuskripte aus der Zeit in den USA (1936–1946) bzw. Deutschland (1946). Die meisten der vorkommenden Personen, jedenfalls soweit sie aus dem näheren Umfeld Brauers stammen, sind in Fußnoten kurz beschrieben; leider gilt dies für den „China-Teil" kaum. So vermißt man biographische Angaben zu für Brauer wichtigen Personen wie T. V. Soong oder James Yen (vgl. „Biographical Dictionary of Republican China". Ed. by Howard Boorman, New York 1967–1979); bei dem z. B. auf Seite 124 erwähnten Amann dürfte es sich um Gustav Amann handeln, einen Autor damals relativ bekannter Werke über das zeitgenössische China.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch nicht nur um eine Pflichtlektüre für „Brauer-Fans", es ist für alle, die sich mit Exilerleben allgemein und den (Fehl-)Einschätzungen des Dritten Reiches durch die Exilanten beschäftigen, von Interesse. Ein mit China nicht vertrauter Leser wird jedoch in den entsprechenden Abschnitten ziemlich im Stich gelassen, was den sonst positiven Eindruck abschwächt.

Freddy Litten

Auf dem Weg zur SED. Die Sozialdemokratie und die Bildung einer Einheitspartei in den Ländern der SBZ. Eine Quellenedition. Hrsg. von Andreas MALYCHA (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih. 16). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1995. CXXI, 485 S.

Mit 178 abgedruckten Dokumenten, die der Verf. aus 14 (deutschen) Archiven zusammengetragen und editorisch beispielhaft bearbeitet hat, einem Namens- und Ortsregister sowie einem Verzeichnis der Dokumente, die nach den vier Hauptphasen der Politik der ostzonalen SPD gegenüber der KPD (April bis Sept. 1945; Okt. bis Mitte Dez. 1945; Mitte Dez. 1945 bis Januar 1946; Februar bis April 1946) geordnet, und darin auch noch nach einzelnen Ländern der SBZ chronologisch aufgeschlüsselt, dem Ganzen eine etwa 100 Seiten lange Einleitung zur historischen und

historiographischen Verortung vorangestellt, läßt dieses imposante Quellenwerk kaum Wünsche offen. Eine gelungene und thematisch unverzichtbare Edition, für die auch dem Verlag Anerkennung gebührt. Erwähnenswert ist ebenfalls, daß hier ein herausragendes Beispiel deutsch-deutscher Wissenschaftstransformation vorgestellt wird. An der Detailgenauigkeit und dem fulminanten Faktenstakkato meint man manchmal auch Harold Hurwitz' Förderung erkennen zu können.

Die vorgestellten Quellen schreiben wohl endgültig das Bild einer entschlossenen und selbstbewußten Sozialdemokratie fest, die im Zangengriff zwischen Besatzungsmacht und der ihr auf Gedeih und Verderb bedingungslos ergebenen KPD ab Jahresende 1945 dem aktiven Druck der SMAD zur Vereinigung beider Parteien nachzugeben begann, dem sie schließlich erlag.

Im Tenor wird deutlich, daß der sog. Vereinigungsprozeß weitgehend identisch war mit der anfangs zögerlichen und widersprüchlichen Haltung der ostzonalen SPD zur Besatzungsmacht, deren bürokratische Politiksteuerung zwar zur Einschüchterung eines großen Teils der Funktionäre und Mitglieder geführt hatte, die sich jedoch in ihrer überwiegenden Mehrheit diesem Prozeß ablehnend (ca. ¼) bzw. nur mit starken inneren Vorbehalten (ca. ½) beugten. Als „kognitive Dissonanz" (Harold Hurwitz) oder „sozialdemokratische Latenz" (Werner Müller) wurde dieser Zustand früher beschrieben.

Der Verf. folgt den Paradigmen der traditionellen Organisationsforschung. Das Einheitsidol wird kaum thematisiert, die Rahmenbedingungen für die Entwicklung der politischen Parteien in der SBZ werden auf ihr Verhältnis zur Besatzungsmacht reduziert, was insgesamt den Nachteil mit sich bringt, daß „soziale" und „demokratische" Dimensionen der „Vereinigung" außer acht bleiben. Unbefragt bleibt das Rollenverhalten, welches eine demokratische Partei unter den extremen staatsbürokratischen Verhältnissen der SBZ der Jahre 1945/46 entwickelte, in die sie implantiert wurde, ohne auf sie in nennenswerter Weise überhaupt Einfluß ausüben oder in einem System demokratischer Rückkoppelungen einen Lernprozeß entfalten zu können. In dieser Überforderung auf der einen wie auf der anderen Seite in der Perspektivlosigkeit einer Partei, deren Rollen- wie Organisationsverständnis aus einem pluralistischen System tradiert worden war, ist eine Entwicklungsdeterminante zu sehen. Überforderung durch neue Aufgabenzuweisungen, die von komplex vermittelter „gesamtnationaler" Selbstbehauptung bis zur Verwaltung eines bis dahin unbekannten geistigen und materiellen Alltagsnotstands reichten. Die Rekonstruktion der programmatischen Perspektive wäre hier insofern von Interesse gewesen, als es den Anschein hat, als habe die ostzonale SPD in der Programmatik weitgehend im Tradierten, bestenfalls im Kompensatorisch-Abstrakten verharrt und habe so letztlich (aufgrund ihres immanenten demokratischen Selbstverständnisses zwangsläufig) die Initiative an die KPD verloren, deren leere Worthülsen vom „Sozialismus in einem Lande" zumindest eine Einheit der Illusionen suggerierten.

Diese Edition schlägt eine breite Bresche. Sie zu nutzen sollte umso leichter fallen, als die Fakten die ostzonale SPD vom – sicherlich oft nur gedachten oder befürchteten – Odium der „kollektiven Kollaboration" rehabilitieren. Ja, noch mehr: Selbst namhafte Vertreter der „Einheitslinie" wie Otto Grotewohl, Otto Buchwitz, Fritz Ebert und andere weisen sich durch Quellen als durchaus standsichere und differenzierende Beobachter aus, denen man kaum schlichte „Blauäugigkeit" gegenüber Kommunisten oder der Besatzungsmacht nachsagen kann. Ein Forschungskonzept, das Harold Hurwitz mit seiner minutiösen Suche nach den demokratischen Elementen des Antikommunismus entwickelt hat, eröffnet vielversprechende Perspektiven.

Zu überprüfen wäre in diesem Zusammenhang vor allem das Paradigma der „Einheit", das weniger leuchtend am geschichtlichen Horizont stand, als es den Anschein hat. Kaden, Moraw schöpften vor fast dreißig Jahren vielfach noch unkritisch aus der Hinterlassenschaft der Verfolger, deren polizeitechnische Sammelkategorien oft nur vordergründig mit den historiographischen Organisationsbegriffen identisch waren; auch waren programmatische Erklärungen des Untergrunds weniger Wegweiser, sondern vielfach psychologischer Ausdruck von Identitätskrise, Selbstbehauptungswillen und Kompensation. In den Dokumenten wird die ostzonale SPD auch weniger als ein Element der Einheitspartei sichtbar, sondern – im modernen Sinne – als lebhafte und widerspenstige Organspenderin für eine moderne stalinistische Massenmobilisierungspartei, für eine politische Monostruktur also, die als Instrument der Massenkontrolle auf der einen und als Kaderreservoir für die „allumfassende" Bürokratie auf der anderen Seite fungierte. Von nachrangiger Bedeutung war nicht zuletzt auch ihr „ideeller Überbau": Personalpolitisch wies die „gesäuberte" SED 1951/52 mit jeweils acht Prozent genausoviel ehemalige

„National-Sozialisten" wie alte „Sozial-Demokraten" in ihren Reihen auf.

Jan Foitzik

Der „gesäuberte" Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald. Dokumente. Hrsg. von Lutz NIETHAMMER unter Mitarbeit von Karin HARTEWIG, Harry STEIN und Leonie WANNEMACHER. Eingeleitet von Karin HARTEWIG und Lutz NIETHAMMER. – Berlin: Akademie Verlag, 1994. 566 S.

„Jene Vertreter der Organisationsleitung, die direkt mit den durch Zwang zu bändigenden oder sonst widerstrebenden Mitgliedern zu tun haben, [...] versuchen sich ihre Aufgabe zu erleichtern, indem sie einige Mitglieder der untergeordneten Gruppe durch bestimmte Vorteile, die sie ihnen einräumen, auf ihre Seite bringen. Da die ‚Kapos' der untergeordneten Gruppe selber angehören und genauer als das Aufsichtspersonal wissen, was dort vorgeht, verlängern sie den Arm der Aufseher gleichsam in die Gruppe hinein und sprengen damit ihre solidarische Geschlossenheit. Die Machtstellung der ‚Kapos' beruht darauf, daß sie ihrerseits sowohl Vorteile vergeben als auch höchst wirksam (und oft willkürlich) strafen können, weil hinter ihnen jederzeit die Zwangsmittel des Aufsichtspersonals stehen. Da die ‚Kapos' von oben gestützt werden, braucht sie auch eine Ablehnung durch die (machtlosen) Gruppenmitglieder nicht zu schrecken [...]" (Renate Mayntz, „Soziologie der Organisation", Hamburg 1963, S. 131).

Von den insgesamt etwa 240000 Häftlingen des Konzentrationslagers Buchenwald war bis April 1945 etwa ein Viertel umgekommen, davon 72 Mitglieder der KPD. Von den ca. 800 im Lager 1945 internierten deutschen Kommunisten hatten viele – nicht zuletzt aufgrund ihrer Haftdauer – „Kapo"-Funktionen ausgeübt.

Eine Ahnung von der Wirklichkeit der Konzentrationslager bekommt aber nur derjenige, der berücksichtigt, daß beispielsweise katholische deutsche Widerständler nach dem Krieg den Papst um Generalabsolution baten (die auch gewährt wurde), daß aus dem Kreis ehemaliger „Kapos" schon 1945 der Kern der jüdischen Armee in Palästina hervorging, daß ehemalige Häftlinge von dem erlittenen Trauma nicht befreit werden konnten und der beschleunigte Rhythmus der Wiederkehr der Schreckensabbilder die letale Agonie ankündigte.

In gebotener Distanz analysieren die Herausgeber der vorliegenden Dokumentation den Antifaschismus der DDR als eine „kompensatorische Erinnerung", die „durch Ausblendung der subjektiven Erfahrungen [...] zum zensierten kollektiven Gedächtnis systematisiert und die konkretisierende Erinnerung an die spezifische Wirklichkeit dem gesellschaftlichen Vergessen und dem Heroenkult überantwortet" (S. 16). Bemüht, das Wurzelgeflecht dieses Mythos freizulegen, leisten sie nicht nur Aufklärung über „verschüttete Erinnerung" und rehabilitieren damit die individuelle Gedächtnisleistung, sondern demaskieren gleichzeitig Verfahren der administrativen Steuerung individueller wie kollektiver Erinnerung als Herrschaftsinstrument. In der ausführlichen Einleitung, in der die Dokumente chronologisch und systematisch eingeordnet werden, benennen Lutz Niethammer und Karin Hartewig auch die „prekäre Zwischenstellung der sogenannten Selbstverwaltung im KZ und ihre kommunistische Dominierung", die „zum einen von der SS als nationales Ordnungsinstrument zur inneren Organisation der multinationalen Lagergesellschaft benutzt, zum anderen [...] bestimmender Teil der von deutschen Kommunisten [...] beherrschten Widerstandsorganisation" war (S. 15). Die Dokumentation (S. 171–489) stellt im I. Kapitel Berichte und Zeugnisse über die innere Lagerorganisation aus der unmittelbaren Nachkriegszeit vor, im II. Kapitel solche über interne KPD/SED-Untersuchungen in den Jahren 1945–1947, im III. Kapitel folgen Zeugnisse der politischen Instrumentalisierung des Antifaschismus auf beiden Fronten des „Kalten Krieges" im Umfeld des Buchenwald-Prozesses von 1947 und Protokolle der internen Ermittlungen der SED ab März 1947. Auf Biographisches über den ehemaligen Lagerältesten Ernst Busse, der im Sommer 1950 verhaftet und 1951 mit Erich Reschke von der sowjetischen Besatzungsmacht zum lebenslänglichen Zuchthaus verurteilt wurde, konzentriert sich das folgende Kapitel. Kapitel V, als „Kaderkontrolle 1950–55" überschrieben, bringt Dokumente zur parteipolitischen Persekution und Erinnerungslenkung in den fünfziger Jahren, Kapitel VI enthält Material über „Unzeitige Rehabilitierungen": Heimlich ging man seit 1956 in der SED von einer Rehabilitierung aus, erst 1972 durfte allerdings in der DDR an den in Workuta umgekommenen Ernst Busse öffentlich erinnert werden, dessen „Parteiehre" schließlich im März 1990 durch die PDS wiederhergestellt wurde. Als Anlagen sind Kurzbiographien zahlreicher Häftlinge des Konzentrationslagers, eine Chronologie zur

„Häftlingsselbstverwaltung", ein Lagerplan und ein Glossar der Lagerausdrücke beigefügt.

Daß Quellen zur Kaderkontrolle von 1947–1955 insgesamt etwa doppelt soviel Platz eingeräumt wird wie den Selbstzeugnissen der Überlebenden, unterstreicht, daß das Forschungsinteresse dem Herrschaftsinstrument der „Gedächtnisverwaltung" vor den eigentlichen Erinnerungsmomenten galt. Dem Sog des Tagesinteresses, der aufgrund einer medialen Schlagwort-Vermarktung eines Teils dieser internen SED-Akten entstanden war, konnten sich die Herausgeber dieser Dokumentation allerdings nicht gänzlich entziehen. Die reflektierte Perzeptionsverzerrung mag so neben dem emotionalen Streß, der mit einem solchen Forschungsgegenstand erfahrungsgemäß verbunden ist und den nicht einmal die professionell abgehärteten „Nachgeborenen" ohne weiteres als „vorwissenschaftlich" verdrängen können, eine besondere Sorgfalt auf der einen Seite wie auf der anderen stellenweise Unsicherheit in der methodischen Diktion zur Folge gehabt haben. Dem Wert der Dokumentation tut dies keinen Abbruch. Im Gegenteil, darin liegt ein besonderes Verdienst, weil zum einen in Verbindung mit den öffentlichen Reaktionen gleichzeitig ein Beleg für pluralistisch verfaßte kollektive Erinnerungsarbeit entstand, zum anderen öffnet damit die Dokumentation traditionellen Historikern den Zugang zu den Methoden der „oral history" und der biographischen Wahrnehmungsforschung. Evident wird ferner, daß die Ergebnisse der Arbeitsgruppe um Lutz Niethammer der vornehmlich ideologie- und justizgeschichtlich akzentuierten Diskussion über den DDR-Antifaschismus neue Perspektiven sowohl im Hinblick auf dessen historische Dimension als auch bezüglich seiner politischen Instrumentalisierung aufschließen. Aus der traditionellen Sicht erscheint gleichwohl die Komplexitätsreduktion stellenweise verengt: Der schon in den fünfziger Jahren „durchgesetzte" Typus des SED-Funktionärs beispielsweise scheint weniger „altkommunistisch/widerständig" geprägt, vielmehr dominierte der sowjetisch umgeschulte traditionelle Mitläufer (was die These von einer Affinität zwischen „Tätern" und „Opfern" zwar nicht relativiert, aber auf eine andere Ebene und in einen allgemeineren Kontext stellt); ebenso würde eine allzu forsche Beschneidung der Kaderpolitik auf parteiliche Amnesie beispielsweise die Realität der sowjetischen Israel-Politik verkennen: Hinter der Chiffre „Slansky-Prozeß" verbergen sich vielmehr komplexe Vorgänge, und es ist wahrscheinlich, daß sich tatsächliche oder konstruierte Solidarität zwischen ehemaligen Häftlingen auf dem Hintergrund der präventiven kaderpolitischen Untersuchungen zu Beginn der fünfziger Jahre abzeichnete. In diesem Zusammenhang wäre die Dimension der Opfer-Täter-Affinität insbesondere entlang der Spaltungslinien Nationalismus/Internationalismus/Antisemitismus abermals zu überprüfen.

Als Dokumentation über Gedächtnismanipulation und Erinnerungsverzerrung erfüllt das Werk allein dadurch eine zweifache Funktion, daß es selbst im Kontext des Forschungsgegenstandes steckt und plausibel sowohl die notwendige Distanz zum Objekt herstellt als auch das Subjekt in eine unmittelbare Beziehung zum Erkenntnisgegenstand setzt. Die vorzeitige tagespublizistische Perzeption der sog. Geheimakte Buchenwald wie die bislang vorliegenden Reaktionen auf das Buch belegen allemal die große Bereitschaft auch der „westdeutschen" Öffentlichkeit, die DDR-Geschichte als nationales Erbe anzunehmen und sie als Medium der historischen Subjektwerdung zu aktualisieren. Bedenkenswert ist dabei allerdings, daß die qualitativen Aspekte dieser spezifischen immanenten Interdependenz nicht notwendigerweise zu einem dualen Entsorgungssystem geplättet werden müssen: Drüben wie hüben war „Antifaschismus" zunächst infolge einer bedingungslosen Niederlage möglich und somit „verordnet". Zwar garantierten 1989 die Standards der „westdeutschen" politischen und wissenschaftlichen Kultur andere Ausgangsbedingungen, gleichwohl taugen sie nicht generell als Rezeptur zur „Aufarbeitung" von DDR-Geschichten.

Manche öffentliche Reaktion auf dieses Buch übersieht dies nämlich. Auf massive Ablehnung stieß die Dokumentation bei Vertretern ehemaliger Lagerhäftlinge. In einer undatierten Erklärung der Lager-Arbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora und Kommandos in Deutschland, auszugsweise veröffentlicht im „Neuen Deutschland" vom 12. Dezember 1994, wurde versucht, den Herausgeber in der Nähe von „Staatsschutzbeamten" und „Goebbels-Praktiken" zu bringen. In einem Leserbrief machte der 1. Vizepräsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora und Kommandos Emil Carlebach sogar Anstalten, den bekannten Ordinarius (als dessen Geburtsjahr in öffentlich zugänglichen Nachschlagewerken übrigens 1939 angegeben ist) als „Förderndes Mitglied der SS" zu verunglimpfen (vgl. „Neues Deutschland" vom 17./18. Dezember 1994). Da ähnliche maßlose Diffamierungs- und handfeste Zensurversuche bereits Gegenstand eines dreijährigen Zivilverfahrens gegen den Historiker Hans Schafranek

waren, in dessen 1990 in Frankfurt am Main erschienenem Buch „Zwischen NKWD und Gestapo" Emil Carlebach vor Gericht die Schwärzung einiger Textpassagen beantragt hatte, sollte dies hier nicht unerwähnt bleiben.
Das strafrechtliche Ermittlungsverfahren gegen den Historiker Schafranek wurde 1991 eingestellt, denn es sei auch nach Auffassung der Staatsanwaltschaft „die Aufgabe des Historikers, Zeitgeschichte aufgrund von Äußerungen dritter Personen [...] wiederzugeben, darzustellen und sogar zu werten und zu würdigen" (zit. nach „Historiker vor Gericht", in: Falter, Nr. 49/1994, S. 14). Der zivilrechtliche Streit endete jedoch mit dem Urteil, daß das Zitieren von Erklärungen Dritter nicht als „eigene Behauptung" wiedergegeben werden darf und somit der Aussagewert historischer Dokumente relativiert werden müsse. Allein die Tatsache, daß gerade „Neues Deutschland" durch den kommertarlosen Abdruck der genannten Erklärung und des Leserbriefes von Emil Carlebach dieses Urteil des OLG Frankfurt am Main schlicht ignoriert und sich damit aktiv an üblen Verleumdungen beteiligt, bestätigt freilich nur eine Wahrheit, die nicht relativierbar ist. Durch die traditionelle historische „Abarbeitung" unterstreicht „Neues Deutschland" nur, daß der schon seit Beginn des „Kalten Krieges" beobachteten Marginalisierung der politischen Widerstandstradition in Deutschland ursächlich der unaufhebbare Gegensatz zwischen den demokratischen und den totalitären Kräften im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur zu Grunde lag.

Jan Foitzik

Ethischer Sozialismus. Zur Philosophie des Neukantianismus. Hrsg. von Helmut HOLZHEY (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 949). – Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1994. 352 S.

Obwohl der Sammelband ein Kapitel der Theoriegeschichte behandelt, das in den zeitgenössischen intellektuellen Diskursen keine Rolle spielt, betonen fast alle Autoren einen Bezug zur aktuellen weltpolitischen Lage nach dem Ende des „real existierenden Sozialismus" in Europa. Während auch für die meisten ehemaligen sozialistischen Intellektuellen, die sich öffentlich äußern (können), das Kapitel „Sozialismus" durch das Scheitern des Sozialismus jedweder Art endgültig abgeschlossen ist, geht es den Autoren des Sammelbandes auch um „eine Sensibilisierung für das Problem des ‚Sozialismus' heute". Herausgeber Holzhey hofft, „daß die Vergegenwärtigung der vor knapp einem Jahrhundert geführten Auseinandersetzungen um den ‚richtigen' Sozialismus heuristisch fruchtbar werden kann für die fällige – allerdings noch kaum in Gang gekommene – Sozialismus-Debatte nach der ‚Wende'". (S. 20) Denn nur der geschichtsdeterministische Sozialismus des orthodoxen Marxismus, „nicht aber der ‚ethische Sozialismus' [ist] obsolet geworden" (S. 32).
Der Sammelband thematisiert zwar noch nicht zielgerichtet diese Aktualisierung, aber die wissenschaftlich ausgewiesenen Autoren haben aus der weitgehend verschütteten oder verkannten Tradition reichhaltiges und anregendes Material „für die fällige [...] Sozialismus-Debatte nach der ‚Wende'" vorgelegt. Der „Ethische Sozialismus" der hier behandelten Philosophen und Theoretiker war zwar nie eine so einheitliche Weltanschauung wie der orthodoxe Marxismus, aber folgendes Element wird in allen Beiträgen als gemeinsam herausgearbeitet: die Kritik am Geschichtsdeterminismus des wissenschaftlichen Sozialismus, der überzogene Erwartungen wecke und wegen seiner Reduzierung auf die Ökonomie die subjektiven und ethischen Faktoren vernachlässige.
Vertreter des „Ethischen Sozialismus" knüpfen daher an die kritische und ethische Tradition Kants an und stehen der damaligen Minderheitenposition des Revisionismus und Reformismus in der Sozialdemokratie nahe. Die Vertreter des Marburger Neukantianismus, wie Hermann Cohen, Franz Staudinger, Karl Vorländer, Paul Natrop, setzen dem ökonomischen Determinismus des Marxismus ein Konzept des Sozialidealismus entgegen. Norbert Jegelka (S. 185 ff.) verteidigt Paul Natorp gegen Unterstellungen seiner ehemals linken Kritiker und arbeitet vor allem sein Konzept eines volkspädagogisch orientierten „Sozialismus der Bildung" heraus. Iring Fetscher (S. 39 ff.) und Alfred Schmidt (S. 67 ff.) analysieren die damaligen Kontroversen zwischen den Anhängern einer evolutionistischen und einer ethischen Begründung des Sozialismus und rehabilitieren, auch angesichts des untergegangenen „real existierenden Sozialismus", den ethischen Sozialismus und vor allem Bernsteins Revisionismus und Reformismus. Noch offensiver ist die Rehabilitierung des Revisionismus in Heinz Klegers Beitrag „Warum noch einmal Bernstein lesen?". Aus der Analyse seiner Theorie begründet er seine These von einer dreifachen, nämlich gesellschaftstheoretischen, politischen und auch wissenschaftstheoretischen Modernität Bernsteins.

Reichhaltiges Material für eine zukunftsorientierte Sozialismusdiskussion enthalten auch die Beiträge von Armin Klein über Friedrich Albert Lange, von Harry van der Linden und Gianna Gigliotti über Hermann Cohen, von Peter Müller über Karl Vorländer, von Cornelius Bickel über Ferdinand Tönnies, von Klaus Christian Köhnke über „Ethische Kultur".

Thomas Meyer zeigt auf, wie der ethische Sozialismus von Leonhard Nelson zwar nicht in seiner ursprünglichen Fassung, aber über Modifikationen durch seine Schüler, vor allem Willy Eichler, praktisch-politisch wirksam wurde, nämlich als theoretische Grundlage für das Godesberger Programm der SPD von 1959 und auch das Berliner Programm von 1989.

Insgesamt erinnert der Sammelband an den früheren Reichtum der intellektuellen Debatten in der sozialistischen Linken, die damals trotz eines hohen philosophischen Niveaus nicht im Elfenbeinturm stattfanden, sondern bezogen waren auf Programmatik und Praxis der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung.

Horst Heimann

HAIBLE, Wolfgang: **Schwierigkeiten mit der Massenkultur. Zur kulturtheoretischen Diskussion der massenmedialen Unterhaltung in der DDR seit den siebziger Jahren** (= Decaton Hochschulschriften, Bd. 1). – Mainz: Decaton Verlag 1993. 192 S.

Die vorliegende theoretische Studie – 1992 als Dissertation in Tübingen verteidigt – ist ein sehr solider Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte; eine gleichermaßen sachkundige und sachlich-differenzierende Analyse und Bilanzierung der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den Phänomenen massenmedial vermittelter Unterhaltung in der DDR seit den siebziger Jahren – dargestellt und diskutiert an der Entwicklung der marxistisch orientierten Kulturtheorie und Ästhetik vor allem des (Ost-)Berliner Raums, ohne daß die DDR-spezifischen, nationalen und internationalen Zusammenhänge in den Realprozessen und im jeweiligen theoretischen Reagieren darauf übersehen werden.

Die Darstellung geht vom Allgemeinen zum Besonderen. Im Kontext der Fragestellung nach dem Verhältnis von künstlerischer und ästhetischer Kultur wird die allgemeine Formierung des weitergefaßten Kulturbegriffs nachvollzogen, ebenso der Differenzierungsprozeß in der Funktionsbestimmung von Unterhaltung in Kultur und Lebensweise. Der Zusammenhang von Massenkultur, Massenmedien und populären Künsten wird an den Problemfeldern von Unterhaltung in der populären Musik und in Film und Fernsehen diskutiert und auf die Konzeptualisierung einer „sozialistischen Massenkultur" hin gebündelt. Schließlich konzentriert sich Haible auf den herausragenden Beitrag von Lothar Kühne zu einer materialistischen Herangehensweise an Fragen der ästhetischen Vergesellschaftung sowie auf spezielle Forschungsergebnisse zum Problemfeld „Standard", „Serie" und „Stereotyp".

All das wird in fünf Kapiteln des Buches entwickelt. Der Autor stellt die verschiedenen Positionen zu den Phänomenen der „Massenkultur" detailliert dar und kommentierend gegenüber. Er folgt dem Verlauf der öffentlichen (in Publikationen belegten) Kontroversen und stellt die nach seiner Auffassung am weitesten entwickelten Konzeptualisierungen einer Reihe von Protagonisten deutlich heraus. Und er benennt im abschließenden, resümierenden sechsten Kapitel, was er davon für die nationale und internationale Weiterentwicklung der materialistischen Kultur-, Kunst- und Medienwissenschaften als bleibende theoretische Leistung, als nicht preiszugebenden Anspruch auf die Praxis und Perspektive einer demokratischen, zeitgemäßen Massenkultur und Ästhetik festgehalten wissen möchte.

Haible zeigt auf den verschiedenen kategorialen Ebenen, wie sich im theoretischen Reagieren auf die fortschreitende Vergesellschaftung, auf deren massenmediale Vermittlungen, auf die soziale, politische und kulturelle Widerspruchsbewegung in der DDR eine Umwertung massenkultureller Phänomene vollzogen hat – weg von den vorindustriell geprägten, aus den Traditionen der Arbeiterbewegung überkommenen, bildungsbürgerlichen Idealen von Kultur, Hochkunst usw. und der dementsprechenden Geringschätzung der „Alltagsästhetik", der Unterhaltung, der populären Kunstphänomene, der pauschalen Abwertung der „Massenkultur" überhaupt (die ja auch für die bürgerliche Kulturtheorie, Kulturkritik und Ästhetik durchaus typisch ist).

Haible rekonstruiert den Abbau der überholten Modelle und den Aufbau von Ansätzen kritischer, an die neuere marxistische Theorie und an die Traditionen der „Materialästhetik" anknüpfender Gegenmodelle, die auf die Profilierung des Zusammenhangs von Arbeit, Persönlichkeitsentwicklung und Reproduktionsnotwendigkeiten, auf reale Veränderungen von der politischen Kultur bis

zur Arbeitskultur und eine dementsprechend reformierte Lebensweise, auf eine neue Einheit von Unterhalt und Unterhaltung zielten.
Der Verfasser verdeutlicht die Linien der Kontroversen in der Wissenschaftsentwicklung der DDR, verweist auch auf Vergleichbares in der bürgerlichen und in der marxistisch orientierten Theorie der BRD. Er konstatiert die weitgehende Folgenlosigkeit der Ergebnisse dieses Diskurses. Und er greift auch auf die selbstkritischen Reflexionen eines der führenden Theoretiker aus der Zeit nach dem Ende der DDR zurück (Helmut Hanke 1990 über „Fehler und Versäumnisse").
Dennoch hält Haible am utopischen Potential der „gescheiterten" Konzeptualisierungen fest. Er skizziert am Schluß seiner Arbeit einige Aspekte der weiteren dialektisch-materialistischen Kulturforschung, die ebenfalls 1990 in der BRD formuliert worden sind (Kaspar Maase).
Der Autor kommt zu dem Ergebnis, daß die marxistische Konzeption der Lebensweise und die in und mit ihr ausgebildeten Kategorien und Theoreme durchaus mit anderen wissenschaftlichen Theorien zu konkurrieren vermögen, und schließlich, daß die DDR-Wissenschaft in die internationale Debatte um Massenkultur und Unterhaltung „einiges einzubringen" habe.
Dieses Buch von W. H. unterscheidet sich deutlich von den immer noch gängigen, affektbesetzten Äußerungen mancher Historiker und Theoretiker verschiedener Disziplinen, die auf ihre Weise das pauschale Feindbild vom „Unrechtsstaat", von der DDR als Ort kultureller Zurückgebliebenheit und Unterdrückung durch die Verabsolutierung einzelner Phänomene sehr oberflächlich „untersetzen". Die gründliche Analyse der vielschichtigen Widerspruchsbewegungen in der DDR, die H. begonnen hat, ist außerordentlich wichtig für die kritische Auseinandersetzung mit derartigen Tendenzen: Es ist ein herausragender Beitrag zur Erarbeitung eines differenzierten Bildes der DDR-Kultur und der darin entwickelten Potentiale einer zeitgemäßen Demokratisierung der gegenwärtigen Gesellschaft und Kultur.
Das Buch steht auch quer zum gegenwärtig geradezu modischen Diskurs des radikalen Konstruktivismus, der ausgesprochen antimaterialistisch gerichtet ist. Es belegt, trotz aller Anstrengungen, das an Marx orientierte Denken, ja alternatives Denken überhaupt als historisch überholt zu denunzieren, die Unverzichtbarkeit der Methode der materialistischen Dialektik. Das ist angesichts der enormen institutionellen und personellen Verluste dieses Diskurses, die mit dem Niedergang fast aller sozialistischen Länder und des in ihnen entstandenen Wissenschaftspotentials eingetreten sind, von unschätzbarem Wert.

Günter Mayer

ABUSCH, Isaac: **Erinnerungen und Gedanken eines oppositionellen Kommunisten.** Hrsg. von Joachim KOWALCZYK. – Mainz: Decaton Verlag 1994. 192 S.

Der Autor, Isaac Abusch (1906–1991), war 69 Jahre seines Lebens in der Arbeiterbewegung aktiv. Zuerst in der Gewerkschaft und dann auch in der KPD, der er 1928 beitrat und aus der dann 1929 als „Rechter" ausgeschlossen wurde. Anschließend wechselte er zur KPDO, die von Brandler und Thalheimer geleitet wurde, die er persönlich kannte und mit denen er zusammenarbeitete. Dieser politischen Strömung blieb er bis zu seinem Tode verhaftet, erst in der „Gruppe Arbeiterpolitik" und anschließend in der „Gruppe Arbeiterstimme".
Der vorliegende Band dokumentiert nach thematischen Gesichtspunkten 1980 in Frankfurt auf Tonband aufgezeichnete Gespräche Isaac Abuschs mit dem Herausgeber, die erst nach Abuschs Tod veröffentlicht werden durften. In den elf Kapiteln des Buches berichtet Abusch über seine Sozialisation, über sein Interesse an der Individualpsychologie Alfred Adlers, die ihn zur Politik und damit zum Marxismus brachte, und über seine Arbeit in der KPD bzw. KPDO sowie seine Erinnerungen an Brandler und Thalheimer. Die Schilderung der Verhältnisse in der Weimarer Republik bilden den zentralen und zugleich auch interessantesten Teil des Buches. Darüber hinaus wird der Leser über Abuschs Exil in Frankreich, seine Kriegsgefangenschaft in Deutschland, die Erfahrung im postfaschistischen Deutschland, in das er 1949 zurückkehrte, und über Antisemitismus und Opposition in den realsozialistischen Ländern unterrichtet.
Abusch beharrt in den Gesprächen auf seinem Glauben an die Arbeiterklasse und ihre historische Mission. Sein Weltbild wird durch drei Begriffe charakterisiert: Klassenkampf, Befreiung der Arbeiterklasse, Arbeitermoral! Für ihn ist das Wesentliche, das einen Kommunisten ausmacht, die Solidarität untereinander und der Kampf um die Staatsmacht, durch welche eine solidarische und herrschaftsfreie Gesellschaft realisiert werden soll, in der es keine Ausbeutung und Unterdrückung des Menschen durch den Menschen mehr gibt. Dieses Ideal, für dessen Realisierung Abusch sein

ganzes Leben gearbeitet hat, steht nach Auffassung des Rezensenten jedoch in eigentümlichem Widerspruch zu einigen zentralen Ansichten Abuschs. Erstens ist die Idee, die Arbeiterklasse als Subjekt der Befreiung der Menschheit zu betrachten, völlig antiquiert, wenn sie denn überhaupt je stimmte. Zweitens unterscheidet sich Abuschs Menschenbild kaum von dem von Thomas Hobbes. Sieht letzterer den Menschen als des Menschen Wolf, wo jeder gegen jeden kämpft, so reformuliert Abusch den gleichen Gehalt in kollektiven Identitäten: alle Klassen kämpfen gegeneinander! Die Arbeiterschaft kann er sich nur als „Kampfgemeinschaft" vorstellen. Und drittens verteidigt er mit der Sowjetunion, die er als „Arbeiterstaat" bezeichnet, auch einige ihrer Unterdrückungsmechanismen. So tritt Abusch für das Leninsche Fraktionsverbot von 1921 und somit gegen Parteienvielfalt ein, und darüber hinaus lehnt er auch die Pressefreiheit ab! Seine dogmatische Weltsicht wird dann aber gelegentlich durch Konstatierungen empirischer Widersprüche unterhöhlt, so etwa, wenn über den auch staatlich geförderten Antisemitismus in der Sowjetunion und in Polen oder den stalinistischen Terror gesprochen wird.

Dennoch scheinen auch bei Abusch gelegentlich zutreffende wie weitsichtige Einsichten durch. So beispielsweise im Zusammenhang mit Stefan Heyms bedeutsamer regimekritischer Tätigkeit, mit der Prognose der tendenziell immer reaktionärer werdenden DDR-Opposition, die sich ja jüngst wieder bestätigt hat (Biermann, Fuchs usw.), oder auch mit der Einschätzung, wie es im Realsozialismus überhaupt zu Reformen kommen kann. „Ich bin der Meinung, daß wahrscheinlich ohne einen Anstoß von seiten der Bürokratie eine Reform nicht möglich ist. Das Gros der Arbeiter in der SU, das kann man so ziemlich auch für die DDR übertragen, die denken rein egoistisch, wie sie ihren Lebensstandard ein bißchen erhöhen können. Aber sie denken nicht politisch. Sie sind im großen und ganzen mit dem Regime in der SU nicht unzufrieden. Das Gros der Masse hat seinen Lebensstandard sehr erhöht. Das kann man sogar von der DDR sagen ..." (S. 158).

Leider haben diese Einsichten keinerlei Konsequenzen für Abuschs Dogmatik. Insofern ließe sich mit Gorbatschow sagen, daß sein Denken auf dem Niveau der dreißiger Jahre stehengeblieben ist. Ein Schwachpunkt des Buches ist es deshalb, daß der Herausgeber und Interviewpartner Kowalczyk die Widersprüche zwischen Dogmen und Realitäten nicht thematisiert und damit Abusch zu Bewußtsein bringt. Außerdem ist zu bemängeln, daß die thematische wie zeitliche Sprunghaftigkeit des Gesprächs nicht wenigstens durch erläuternde Anmerkungen des Herausgebers etwas gemildert worden ist. Auch ein Personenregister wäre sicherlich nicht abträglich gewesen. Dennoch ist es ein lesenswertes Dokument eines widersprüchlichen wie sympathischen Charakters der kommunistischen Arbeiterbewegung und bringt dem Leser auf diesem Weg deren Defizite wie Stärken nahe.

Ralf Zwengel

HEDELER, Wladislaw, und Ruth STOLJAROWA: **Nikolai Bucharin. Leben und Werk.** – Mainz: Decaton Verlag 1993. 160 S.

HEDELER, Wladislaw: **Nikolai Bucharin. Bibliographie.** – Mainz: Decaton Verlag 1993. 198 S.

Die von den beiden Historikern W. Hedeler und R. Stoljarowa vorgelegte Bucharin-Biographie weckt beim Leser hochgesteckte Erwartungen, kündigt der Verlag dies Büchlein doch sensationsheischend an: „Zum erstenmal wird eine Biographie über [...] Bucharin vorgelegt, die auf Dokumente aus sowjetischen Archiven, Nachlässen und Panzerschränken zurückgreifen kann." Tatsächlich finden sich in den Hinweisen auf die benutzten Quellen und die benutzte Literatur nur drei (!) Belegstellen für verwendete Archivmaterialien, von denen eine nur indirekt über veröffentlichte Literatur angeführt wird. Von einer auf neuen Dokumenten beruhenden Arbeit kann somit überhaupt nicht die Rede sein. Ähnlich schlecht sieht es mit den Kenntnissen der Autoren bezüglich des Forschungsstands aus. Die diesbezüglich relevanten Arbeiten von S. Cohen, A. Löwy, S. Heitman und P. Knirsch werden zwar erwähnt, aber für die vorliegende Biographie – abgesehen von Löwys Arbeit, die als Materiallieferant herhalten muß – nicht in Betracht gezogen. Dieser Umstand läßt auf erhebliche sprachliche Defizite schließen. Aber selbst wichtige russischsprachige Veröffentlichungen, wie die 1992 von dem Ungarn Miklós Kun vorgelegte Bucharin-Biographie, finden keine Berücksichtigung. Aufgrund dieser Mängel ist es nicht verwunderlich, daß der Band nichts Neues zu bieten hat. Es werden fast nur während der Perestroika-Zeit veröffentlichte Materialien oder seit langem zugängliche zeitgenössische Dokumente benutzt, die der entsprechenden „scientific community" schon bekannt sind. Die vorgelegte

Biographie erlangt somit für die Wissenschaft keinerlei Bedeutung.
Leider gilt dies auch für interessierte Laien, die sich gerne mit Bucharin einführend befassen möchten. Die Schilderung des Bucharinschen Lebensweges hat so viele Lücken und ist stellenweise außerordentlich unübersichtlich, so daß der Band selbst dafür als nicht tauglich anzusehen ist. Ein dieses Dilemma zumindest teilweise ausgleichender tabellarischer Lebenslauf Bucharins fehlt. Zudem ist die präsentierte Sicht auf Bucharin stark einseitig. Seine Mitarbeit an der Herausbildung des stalinistischen Terrorsystems wird verharmlost und seine intellektuelle wie politische Bedeutung in der sowjetischen Führung überschätzt. Darüber hinaus wiederholen die Autoren zahlreiche Mythen und Legenden, die dadurch nicht wahrer werden und bei genauerer Kenntnis bereits vorhandenen Materials vermeidbar gewesen wären.
Um dies einmal an einem Beispiel zu demonstrieren: Es wird behauptet, daß „auf dem XVII. Parteitag der KPdSU(B) im Januar/Februar 1934 [...] von den 1225 Delegierten ca. 300, fast ein Viertel der Stimmberechtigten, gegen Stalin votiert (hatten)" (S. 129). Weiter unten auf derselben Seite ist dann plötzlich von „1966 stimmberechtigten [sic!] Delegierten" die Rede. Daran ist gleich mehreres falsch. Laut des veröffentlichten Protokolls der Abstimmung auf dem XVII. Parteitag haben von 1225 stimmberechtigten Delegierten nur 1059 an der Abstimmung teilgenommen, von denen drei gegen Stalin gestimmt haben sollen. Aus der Differenz zwischen den tatsächlich Abstimmenden und den dazu Berechtigten läßt sich nun der Schluß ziehen, daß Stalin ca. 170 Gegenstimmen erhalten hat, was aber nur eine Vermutung und keineswegs eine Tatsache ist, wie Hedeler und Stoljarowa behaupten.[1] Als Fazit bleibt festzuhalten, daß es den Verfassern gelungen ist, eine hastig geschriebene, blutarme Hagiographie Bucharins zu veröffentlichen, an der das beste ist, daß ihr – zum Glück – keinerlei *politische* Relevanz mehr zukommt.
Die von Hedeler erstellte Bucharin-Bibliographie tritt, dem Anspruch nach, die Nachfolge der 1969 von S. Heitman in den USA herausgegebenen an. Sie ist chronologisch aufgebaut und umfaßt 1715 fast ausschließlich russischsprachige Titelaufnahmen. Zusätzlich sind noch einige aktuell zugänglich gewordene Dokumente aus zwei Moskauer Archiven aufgenommen worden: dem ehemaligen Zentralen Parteiarchiv sowie dem Präsidentenarchiv. Im Vorwort der Bibliographie erhebt der Autor den ziemlich unsinnigen Vorwurf an den führenden Bucharin-Biographen, S. Cohen, daß dieser keine detaillierte Studie über Bucharins fünfmonatigen Exilaufenthalt in den USA veröffentlicht habe. Hedeler glaubt hier nämlich eine bedeutende Forschungslücke aufgetan zu haben, deren Schließung erklären könne, warum Trotzki und Bucharin sich nicht verstanden und – zurückgekehrt nach Rußland – einander bekämpften und damit den Sieg Stalins ermöglichten (vgl. auch die oben besprochene Biographie, S. 39 ff.). Abgesehen von derlei Abseitigem, ist es mit der hier vorgelegten Bibliographie natürlich auch nicht gelungen, die vielen Lücken zu schließen, die sich aus dem Umgang mit der „Unperson" Bucharin ergaben. Dennoch handelt es sich um einen bedeutenden Schritt nach vorn in der Erschließung des Bucharinschen Erbes, der natürlich eng mit den tiefgreifenden Änderungen im ehemaligen „sozialistischen Lager" zusammenhängt.
Leider ist kritisch anzumerken, daß dem Verlag eine insgesamt verunglückte Veröffentlichung gelungen ist. Während nämlich russische Ausdrücke in dem drei (!) Seiten umfaßenden Vorwort in der „populären" Umschrift verständlich wiedergegeben werden, hat man versucht, den übrigen Text in der wissenschaftlichen Transskription abzudrucken. Nur leider wurden die entsprechenden Hascheks vergessen, was die Arbeit mit dem Buch zum Ärgernis werden und bezüglich der verlagseitigen Lektoratsarbeit tief blicken läßt. Dadurch ist der Gebrauchswert der Bibliographie natürlich enorm gesunken und entspricht keineswegs dem vom Verlag dafür verlangten Tauschwert.

1 *Das Abstimmungsprotokoll findet sich in: Izvestija CK KPSS, Nr. 7/1989, S. 114–121. Ähnliche Mythen werden nach wie vor auch von andereren Historikern wiederholt, z. B. von W. Ruge, Startschuß zum großen Terror, in: Neues Deutschland vom 3./4. 12. 1994. Für eine andere Sichtweise vgl.: R. Zwengel, Der Beginn des großen Terrors; in: Junge Welt vom 2. 12. 1994.*

Ralf Zwengel

Daffke ...! Die vier Leben der Inge Deutschkron. 70 Jahre erlebte Politik. Hrsg. von Wolfgang KOLNEDER. – Berlin: Edition Hentrich 1994. 236 S.

Das bewegte Leben von Inge Deutschkron, die kürzlich mit dem Berliner Moses-Mendelssohn-Preis für die Förderung der Toleranz gegenüber Andersdenkenden und zwischen den Völkern, Rassen und Religionen ausgezeichnet wurde, wird

im Lesebuch „Daffke" in Texten und zahlreichen Abbildungen gewürdigt. Die bekannte Publizistin hat in einer Ansprache bei der Feier ihres 70. Geburtstages am 23. August 1992 das Berliner Wort „Daffke" auf sich bezogen kommentiert, darin stecke ein Gefühl des Trotzes, das ihren Überlebenswillen in der Nazizeit stärkte und ihr half, auch jene zu überdauern, die ihr als Jüdin damals nach dem Leben trachteten ...

Vor rund 30 Jahren begann Inge Deutschkron, ihre Erinnerungen aufzuschreiben und die Vergangenheit aufzuarbeiten. Es entstanden die Bücher „... denn ihrer war die Hölle. Kinder in den Gettos und Lagern" (1965), „Ich trug den gelben Stern. Zeugen und Zeugnisse" (1978), „Israel und die Deutschen. Das besondere Verhältnis" (1983), „Milch ohne Honig. Leben in Israel" (1988) und das Theaterstück „Ab heute heißt du Sara" (Uraufführung 1989). Das Buch „Ich trug den gelben Stern" erreichte seit seinem Erscheinen eine Auflagenhöhe von mehr als einer halben Million Exemplare und wurde in vier Sprachen übersetzt.

Das nun erschienene Lesebuch faßt erstmals den gesamten Lebensweg – die vier Leben der Inge Deutschkron – zusammen. Der Herausgeber hat mit einem einfühlsamen Vorwort und den Niederschriften interessanter Gespräche einen wichtigen Anteil an diesem Werk, das für einen breiten Leserkreis, vor allem auch für Jugendliche bestimmt ist.

Der erste Lebensabschnitt begann 1922 in Finsterwalde, wo ihr Vater Lehrer am Gymnasium war. Die Eltern waren aktive SPD-Mitglieder. An die unbeschwerten Kindheitsjahre, aber auch an die Schatten der Vergangenheit und der Gegenwart für das Textilzentrum in der Niederlausitz erinnern Gesprächsaufzeichnungen vom Februar 1993. Der Umzug der Familie 1927 aus der Kleinstadtidylle in die Großstadt Berlin ging auf eine Versetzung des Vaters an ein Gymnasium in Prenzlauer Berg zurück. Zur neuen Erlebniswelt gehörten auch erste Ausschreitungen der Nazis, ein dem Vater geltender Attentatsanschlag, Demonstrationen, die Zwangsentlassung des Vaters aus dem Schuldienst 1933 und die zunehmende Verfolgung der Juden. Im Buch wechseln Abschnitte mit persönlichen Eindrücken und der Charakterisierung der historischen Entwicklung mit Szenen aus dem Theaterstück „Ab heute heißt du Sara", in dem Inge Deutschkron ihre Erlebnisse jener Jahre festhielt. Die Erinnerung an die „Reichskristallnacht" im November 1938 und die Folgezeit (S. 42 ff.) gehört zu den Höhepunkten des Bandes. Dargestellt wird die Palette der Schikanen, der Zwänge im Alltag und schließlich die Schreckenszeit der Deportationen der Juden in die Konzentrationslager. Dem Vater gelang im April 1939 die Auswanderung nach England. Mutter und Tochter blieben in Berlin und lebten seit Januar 1943 untergetaucht in wechselnden Verstecken, immer in Gefahr, entdeckt und verhaftet zu werden.

Das zweite Leben begann am 23. April 1945 in der Siedlung Eigenheim bei Potsdam mit dem Einmarsch der Rotarmisten. Nach bitteren Erfahrungen in den ersten Tagen dieser Wende begann die 23jährige im September 1945 eine Tätigkeit als Sekretärin in der Zentralverwaltung für Volksbildung in Ostberlin. Sie trat in die SPD ein. Die Vereinigung von KPD und SPD zur SED lehnte sie ab, sie wurde überwacht, und der Vertreter der sowjetischen Geheimpolizei in ihrer Dienststelle lud sie vor. Mutter und Tochter fuhren 1946 nach England zum Vater, wo sich Inge Deutschkron allerdings nur mit dem Status einer „feindlichen Ausländerin" aufhalten durfte. Sie studierte Sprachen an der Universität London, war dann vier Jahre Sekretärin beim Generalsekretär der Sozialistischen Internationale und ging 1954 für ein Jahr nach Indien, Burma und Nepal, wo sie die Not in den Ländern der Dritten Welt kennenlernte. 1955 ließ sie sich als freie Journalistin in Bonn nieder. Bald mußte sie feststellen, daß immer noch der Geist des Nationalsozialismus fortlebte: Jüdische Friedhöfe wurden geschändet, antisemitische Äußerungen wurden laut, belastete Nazifunktionäre und -beamte saßen in Spitzenpositionen, und manche machten in persönlichen Gesprächen mit der Journalistin keinen Hehl aus ihrer alten Gesinnung oder aus ihrer Vergangenheitsverdrängung. Namen und Fakten werden dazu genannt. Das bittere Fazit hieß: „In der alten Bundesrepublik hatte es keinen Bruch mit der Nazivergangenheit und keinen Neuanfang gegeben. Eine Bewältigung der Vergangenheit, das mißverständliche Schlagwort, das man so gern im Munde führte, hat in der alten Bundesrepublik nie stattgefunden. Im Grunde nahm man die Vergangenheit gar nicht zur Kenntnis" (S. 137). Mehrere Beweggründe waren für Inge Deutschkron der Anlaß, 1966 um die israelische Staatsbürgerschaft zu ersuchen.

Ihr drittes Leben erstreckte sich von der Übersiedlung nach Israel 1972 bis zu ihrer Rückkehr nach Berlin. Davor lagen erste Kontakte zum Land und seinen Menschen sowie eine jahrelange Korrespondententätigkeit für die israelische Zeitung „Maariv". Trotz dieses langen Annäherungsprozesses mußte die Einwanderin eine Reihe bürokratischer Hindernisse in Israel bewältigen. Positive

und negative Erlebnisse hat sie beschrieben. Immer wieder beschäftigte sie sich mit den Schicksalen der Überlebenden des Holocaust.
Im Dezember 1988 flog sie von Tel Aviv nach Berlin, um dort im GRIPS-Theater an den Proben ihres Theaterstückes teilzunehmen. In 195 Aufführungen sahen weit über 60000 junge Berliner „Ab heute heißt du Sara", und weitere 25 Theater brachten Nachinszenierungen. Es gab für die Publizistin eine Fülle von Lesungen, Vorträgen, Diskussionen und Auftritten in Rundfunk und Fernsehen. Es waren und sind insbesondere ihre Erlebnisse mit jungen Menschen, gerade wegen der Ausschreitungen in Hoyerswerda, Rostock-Lichtenhagen, Mölln usw., die für Inge Deutschkron zur Leitlinie in der vierten Lebensetappe wurden. Textaufzeichnungen von Diskussionen mit Berliner Schülern geben dazu interessante Aufschlüsse. Zugleich erinnert sie an Deutsche, die in der Zeit der Nazidiktatur Juden halfen, darunter an die Berliner Samariter Propst Heinrich Grüber, den Drucker Theodor Görner und den Handwerker Otto Weidt. In ihrer Arbeit „Ausgeschlagene Erbschaft. Eine Deutschstunde" hat sie 1993 erneut eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der rechtsradikalen Welle der Gegenwart vorgenommen.
Am Schluß des Lesebuches sind Beispiele für Schmähungen und Drohungen, aber auch Sympathiebekundungen für die Publizistin abgedruckt. Sie stehen als deutliche Aufforderung an jeden Leser, seinen Beitrag gegen Neonazismus, Fremdenhaß und Gewalt zu leisten.

Klaus Scheel

GLAZAR, Richard: **Die Falle mit dem grünen Zaun. Überleben in Treblinka.** Mit einem Vorwort von Wolfgang BENZ (= Lebensbilder. Jüdische Erinnerungen und Zeugnisse). – Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1993. 191 S.

Der Autor des Buches ist einer der wenigen Überlebenden des Vernichtungslagers Treblinka, in dem zwischen Juni 1942 und Herbst 1943 über 800000 Juden ermordet wurden. Seine unmittelbar nach der Befreiung vom NS-Regime niedergeschriebenen Aufzeichnungen gehören zu den wichtigsten Quellen über das Geschehen in dem Lager. Jahrzehntelang fand sich kein Verleger für Glazars Manuskript. Für die vorliegende Veröffentlichung übersetzte der Autor den tschechischen Text ins Deutsche und nahm nur im Hinblick auf seine weitere Lebensgeschichte in einigen Punkten Ergänzungen vor.
Richard Glazar wurde 1920 in Prag als Sohn eines ehemaligen k. u. k. Offiziers in eine böhmisch-jüdische Familie hineingeboren. Nach dem Einmarsch der Deutschen tauchte er in einem abgelegenen Dorf unter. Anfang September 1942 wurde er entdeckt und zunächst in das Ghetto Theresienstadt, dann nach Treblinka deportiert. Nach dem Aufstand der Häftlinge vom 2. August 1943 konnte er fliehen. Es gelang ihm dann, sich als Opfer eines Partisanenüberfalls auszugeben und mit falschen Papieren nach Deutschland zu kommen. Hier konnte Richard Glazar als Fremdarbeiter in einer Mannheimer Fabrik überleben. Im Sommer 1945 kehrte er in seine Heimat zurück.
Nach dem Studium in Prag, Paris, London wurde der diplomierte Wirtschaftsingenieur von 1951 bis 1953 als „politisch unzuverlässiges Element" in einem Hüttenwerk als Hilfsarbeiter eingesetzt. Er emigrierte nach der Niederschlagung des Prager Frühlings 1969 in die Schweiz. In den Düsseldorfer Treblinka-Prozessen 1962 und 1971 konnte er durch seine Aussagen zur Überführung der Täter beitragen.
Glazars Buch ist eine aufwühlende Schilderung der Geschichte seines Überlebens. Es ist für den Leser beklemmend, aus der Perspektive des Erzählers nachzuvollziehen, daß in dem Todeslager nur der eine Überlebensfrist erhielt, den die Betreiber des Vernichtungslagers für unersetzbar hielten. Nur deshalb wurden Funktionshäftlinge, darunter Richard Glazar, nicht durch neu eintreffende Häftlinge ersetzt und vergast. Als sich das Ende des Vernichtungslagers schon abzeichnete, gelang es den Häftlingen, einen Abdruck des Schlüssels für das Munitionslager anzufertigen. Am 2. August 1943 brach ein bewaffneter Aufstand der Häftlinge los. Einige konnten fliehen, darunter Richard Glazar.
Dem Erinnerungsbericht Glazars kommt als Zeugnis des Geschehens besondere Bedeutung zu, weil die Vorgänge in dem Vernichtungslager schon kurz nach der Befreiung und aus der Perspektive eines Häftlings festgehalten wurden. Richard Glazar und denen, die zur Veröffentlichung seines Manuskripts beigetragen haben, ist hierfür zu danken.

Bernward Dörner

GIETINGER, Klaus: **Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L.** – Mainz: Decaton Verlag 1993. 109 S.

Rosa Luxemburg und die nationale Frage. Materialien einer Tagung. Hrsg. vom Brandenburger Verein für politische Bildung „Rosa Luxemburg" e. V. (Gregor-Mandel-Str. 3, D-14469 Potsdam). Potsdam: o. V. 1993. 52 S.

GEINITZ, Christian, Silke SOBIERAJ, Thomas MELZER und Gudrun MÜNCH: **„Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!" Rosa Luxemburgs Rede in Freiburg am 7. März 1914.** Sonderdruck aus: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land", 111. Jahresheft 1992, S. 155–178.

Das brillante Buch des Drehbuchautors und Regisseurs *Klaus Gietinger* braucht den Lesern dieser Zeitschrift eigentlich nicht vorgestellt werden, handelt es sich doch um eine leicht überarbeitete Fassung seiner hier bereits 1992 veröffentlichen Artikel (vgl. IWK, Jg. 28 (1992), H. 3 (S. 319–373, und H. 4 (S. 478a). Unverständlich bleibt allerdings, warum der Decaton-Verlag es nicht fertigbrachte, die zugehörigen Dokumente im Anhang mit abzudrucken. Ausgehend von bereits vorliegenden Arbeiten und Filmrecherchen zum Mord an Rosa Luxemburg legt sich der Autor die Frage vor: Wer war der Mörder Rosa Luxemburgs (und Karl Liebknechts)? Der Aufsatz, der ursprünglich als Fernsehspiel begonnen wurde und von der eigentlichen Profession Gietingers sehr stark profitiert, verfolgt spannend und akribisch jede Spur zu den Mördern und bildet darüber hinaus einen bedeutenden Beitrag zur Forschung. Von dieser Art, spannend zu schreiben und Wissenschaft auf höchstem Niveau zu betreiben, kann noch so mancher professionelle Historiker etwas lernen. Auf der Jagd nach dem Mörder kam dem Verfasser der glückliche Umstand zugute, daß er eigentlich erst 1999 zugänglich werdende Unterlagen aus dem Nachlaß des damaligen 1. Generalstabsoffiziers der Garde-Kavallerie-Schützen-Division (GKSD), Waldemar Pabst, einsehen konnte. Diese Division, aus der die Mörder Luxemburgs und Liebknechts kamen, wurde von Pabst befehligt. Ein „Standgericht", welches von Pabst geleitet wurde und an dem die Offiziere Souchon, Schulze, Stiege, von Ritgen, die Gebrüder Pflugk-Harttung und Rühle von Lilienstern teilnahmen, beschloß die Ermordung der beiden kommunistischen Führungspersönlichkeiten. Liebknecht wurde dann von den von Pflugk-Harttungs, Stiege, von Ritgen und dem nicht eingeweihten Liepmann im Tiergarten „auf der Flucht" erschossen, während Souchon Rosa Luxemburg als „Unbekannter aus der Menge" – wahrscheinlich Kurfürstendamm / Ecke Nürnberger Straße – erschoß. Deutlich sagt Gietinger aber auch, daß die Mörder nur Handlanger der politisch Verantwortlichen waren: Noske, Ebert, Landsberg, Heine. Diese wie auch andere Erfahrungen der deutschen Kommunisten mit der Mehrheit der Sozialdemokratie (Bewilligung der Kriegskredite, Zerschlagung der Revolution usw.) bildeten dann den fruchtbaren Boden, auf dem später die „Sozialfaschismusthese" sich entfalten konnte. Ohne diese Erfahrungen wäre dies so wohl kaum möglich gewesen, ein Aspekt, der in der Wissenschaft wie in diversen „Geschichtsaufarbeitungen" permanent „übersehen" wird.

Luxemburgs Beitrag zur Diskussion um die nationale Frage bildet das Thema des vom *Brandenburger Verein für politische Bildung* herausgegebenen Heftes. Leider fehlt ein Vorwort, so daß unklar bleibt, wann, wo, in welchem Rahmen und unter wessen Beteiligung die hier dokumentierte Konferenz stattfand. Der Band besteht aus drei Vorträgen, die sich allesamt zum Ziel gesetzt haben, die Luxemburg-Rezeption durch die Brille Lenins und Stalins zu durchbrechen und sich mit ihren Originalbeiträgen zu diesem Thema auseinanderzusetzen. Der polnische Wissenschaftler Feliks Tych arbeitet unter Berücksichtigung polnischsprachiger Originaltexte Luxemburgs deren ambivalente Position heraus, wodurch sowohl das schon zu ihren Lebzeiten Überholte (wie der Glaube an die historische Mission der Arbeiterklasse) als auch das historisch Verfrühte (wie die Suche nach supranationalen Lösungen) deutlich wird. Daraus folgert Tych, daß Luxemburg auch heute noch Bedeutsames zur behandelten Problematik zu sagen habe. Annelies Laschitza befaßt sich in ihrem Vortrag mit den Gefahren des Nationalismus und Luxemburgs antinationalistischem Kampf. Sie beschreibt Luxemburgs Verknüpfung der nationalen Frage mit der behaupteten Unmöglichkeit, unter kapitalistischen Bedingungen zu nationaler Selbstbestimmung zu gelangen, wodurch sich die Unterordnung der nationalen unter die soziale Frage in Luxemburgs theoretischem Denken ergibt. Hier wird deutlich, wie durch falsche Axiome unrealistische politische Strategien entstehen, die in der nationalen Frage häufig verheerende Auswirkungen haben. Auf der anderen Seite betont Laschitza das internationale Element in Luxemburgs Theorie und kommt zu ähnlichen Schlußfolgerungen wie Tych. Im dritten Vortrag, der zugleich der

schwächste ist, befaßt sich die Finnin Virve Manninen mit der nationalen Komponente in Luxemburgs Revolutionsbegriff zur Zeit der ersten russischen Revolution 1905/06. Auch hier wird die Unterschätzung der nationalen zugunsten der sozialen Frage herausgestellt. Nach den Vorträgen beinhaltet der Band noch die Diskussion unter den Anwesenden, die sehr kursorisch und wenig strukturiert ist. Sie nicht zu dokumentieren, wäre durchaus ein Gewinn gewesen.

„Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!", mit dieser gleichermaßen kämpferischen wie optimistischen Formel beendete Rosa Luxemburg ihre Rede in Freiburg am 7. März 1914. Der ebenfalls so betitelte Artikel der vier Autoren rekonstruiert die Voraussetzungen, die Umstände und die Konsequenzen dieser Rede in recht eindrucksvoller Weise. Der Leser erhält Einsichten in die Fragmentiertheit der sozialdemokratischen Partei, dargestellt an einem lokalen Ereignis. Es wird aber auch die gegenseitige Abhängigkeit der Flügel deutlich, etwa wenn die Linke Rosa Luxemburg im badischen Freiburg, in dem die Bernsteinanhänger die Zügel in der Hand halten, mit denen sie schon über ein Jahrzehnt in Fehde liegt, eine Rede hält, um sich selbst gegen eine drohende Verhaftung zu schützen, aber auch um ihre Anti-Kriegs- und Anti-Militarismus-Position zu verdeutlichen und nebenbei noch eine Menge neue Parteimitglieder zu werben. Der sehr gut lesbare und recherchierte Aufsatz ist ein nachahmenswertes Beispiel regionaler bzw. lokaler Geschichtsforschung.

Ralf Zwengel

FRIESE, Elisabeth: **Helene Wessel (1898–1969). Von der Zentrumspartei zur Sozialdemokratie** (= Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalen, Bd. 36). – Essen: Klartext-Verlag 1993. 316 S.

Dieses Buch, die Originalfassung einer 1991 in Köln vorgelegten Dissertation, wurde 1992 mit dem August-Sutter-Preis ausgezeichnet. Es basiert – wie man bei einer Dissertation erwarten kann – auf gründlichen und umfassenden Recherchen; es ist nicht – wie man bei einer Dissertation befürchten könnte – jargonbefrachtet oder schwer lesbar.

Friese schreibt die politische Biographie einer „der bedeutendsten Politikerinnen der Nachkriegszeit" (S. 288). Helene Wessels politische Laufbahn begann jedoch viel früher: Sie fand durch die katholische Arbeiterbewegung in Dortmund zur Politik, war am Ende des Ersten Weltkrieges Parteiangestellte der Zentrumspartei, wurde sehr früh Landtagsabgeordnete, profilierte sich während der Weimarer Republik als Sozialpolitikerin des Zentrums und überzeugte Verfechterin der Demokratie.

1933 setzte sie sich innerhalb der Zentrumsfraktion entschieden gegen die Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz ein und enthielt sich bei der Abstimmung im Reichstag wahrscheinlich der Stimme; da es keine namentliche Abstimmung gab, ist ihre Entscheidung nicht sicher zu klären (S. 30). Während der Zeit des Nationalsozialismus schrieb sie Bücher und Artikel zu Fragen der Fürsorge. Sie wurde durch die Gestapo überwacht, war aber nicht unmittelbar bedroht.

1945 wurde sie stellvertretende Vorsitzende der wiedergegründeten Zentrumspartei, die sie als Partei der Mitte zwischen CDU und SPD sah. 1948/49 war sie als Mitglied des Parlamentarischen Rates eine der vier „Mütter des Grundgesetzes", dann Partei- und Fraktionsvorsitzende der Zentrumspartei. Da sie deren Annäherung an die CDU nicht mittragen wollte, wechselte sie zu der von ihr mitgegründeten Gesamtdeutschen Volkspartei. Der CDU warf sie vor, das Christentum als Deckmantel zu mißbrauchen, tatsächlich aber eine gesellschaftliche Polarisierung zu betreiben und durch Aufrüstung und Westintegration die Wiedervereinigung Deutschlands zu torpedieren.

1957 schließlich, nach der Auflösung der GVP, schloß sie sich der SPD an. Der Höhepunkt ihrer parlamentarischen Tätigkeit war eine aufsehenerregende Bundestagsrede 1958 gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr. Von 1960 an war sie in der Öffentlichkeit kaum noch präsent, obwohl sie bis zu ihrem Tod 1969 Bundestagsabgeordnete blieb.

Diese Biographie ist überwiegend traditionell politik-, partei-, organisations- und ideologiegeschichtlich orientiert. Politische Positionen und Auseinandersetzungen, Parteigründungen und Wahlkämpfe werden im Detail vorgestellt. Man vermißt gelegentlich die Zuspitzung auf bestimmte Fragestellungen. Die Ankündigung z. B., nicht nur „die erste Gesamtbiographie einer bundesdeutschen Politikerin vorzulegen", sondern damit eben auch „Bedingungen politischen Handelns für Frauen sichtbar zu machen" (S. 10), wird nicht eingelöst.

Privates kommt kaum zur Sprache; tatsächlich spielte die Politik in Helene Wessels Leben die Hauptrolle. Gesellschaftliche Tendenzen spiegeln sich in ihrem Leben: Der Bedeutungsverlust der

katholischen Kirche, die Säkularisierung, die Entwicklung der SPD zur Volkspartei finden ihr Pendant in der Laufbahn Helene Wessels. Selbst ihre Krankheiten korrespondierten mit politischen Niederlagen. Es bleibt der Eindruck eines sehr einseitig ausgerichteten, unvollständigen Lebens, und es drängt sich die Frage auf: War das die Bedingung, war das der Preis dafür, eine „der bedeutendsten Politikerinnen der Nachkriegszeit" zu werden? Diese Frage beantwortet Frieses Biographie nicht.

Heinz Niggemann

WESTPHAL, Heinz: **Ungefährdet ist Demokratie nie. Erlebnisse und Erfahrungen mit deutscher Zeitgeschichte**. – Düsseldorf: Droste Verlag 1994. 467 S.

Politik als Beruf: 45 Jahre in herausragenden Funktionen für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands tätig. Heinz Westphal, Jahrgang 1924, hat nunmehr seine Erlebnisse und Erfahrungen mit deutscher Zeitgeschichte auf mehr als 450 Seiten unter dem Titel „Ungefährdet ist Demokratie nie" vorgelegt.

Es gibt mehrere Gründe, dieses Buch zu lesen:

Da ist das Interesse, „aus erster Hand" Kenntnis zu erhalten, auf welchen Wegen man Abgeordneter des Bundestages wird und wie man durch gründliche und regelmäßige Arbeit im Wahlkreis auch Abgeordneter bleibt; da gilt es, die Unkenntnis darüber zu beheben, wie denn die als eintönig angesehene Tätigkeit eines Haushälters und finanzpolitischen Sprechers in den verschiedenen Gremien des Bundestages wirklich aussieht; da gibt es die Gelegenheit, etwas über die Handlungsmöglichkeiten eines Parlamentarischen Staatssekretärs im Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit während der Reformära unter Willy Brandt zu erfahren; da wird eine Beschreibung der in Krisenzeiten relativ eingeschränkten Möglichkeiten gegeben, die die kurzfristige Leitung eines Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung unter der ausgehenden Kanzlerschaft Helmut Schmidts bietet; zu guter Letzt erhält man einen ausführlichen Bericht über die vergleichsweise angenehmen, aber doch sehr zeitaufwendigen Obliegenheiten eines Bundestagsvizepräsidenten, der Heinz Westphal sieben Jahre lang war. Zusammengefaßt: Wer einen vertiefenden Einblick in das parlamentarische System der Bundesrepublik Deutschland erhalten will, und zwar nicht ausschließlich auf demokratietheoretischem Wege, sondern aufgrund einer Kenntnis der tatsächlichen Abläufe der parlamentarischen Praxis, wie sie sich auf den unterschiedlichen Ebenen darstellen, der sollte die Chance nutzen, die diese Lektüre dafür bietet.

Ein weiterer Grund, das Buch zur Hand zu nehmen, dürfte in der Möglichkeit liegen, aus der Feder eines nahen Beteiligten die letzten 25 Jahre der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in ihren sozialdemokratischen Höhen und Tiefen erzählt zu bekommen: Reformära unter Willy Brandt, die Kanzlerschaft Helmut Schmidts, das Ende der Koalition 1982, der Prozeß der Deutschen Einheit. Die Widerspiegelung dieser zeitgeschichtlich bedeutsamen Ereignisse in der Alltagsarbeit des „Treibhauses" Bonn – das macht den Reiz aus, dem Autor bei der Absicht zu folgen, so zu „erzählen, wie es gewesen ist".

Personenbeschreibung – auch das ist ein Lektüregrund: Der Autor beschreibt in einem selbständigen Kapitel seine Begegnungen mit Willy Brandt, Herbert Wehner, Helmut Schmidt und Hans-Jochen Vogel. Besonders die Zeichnung von Herbert Wehner ist deswegen aufschlußreich, weil sie jeder Idolisierung entgegensteht. Außerdem werden – verstreut über das Buch – auch kurze, aber den Charakter erhellende Schlaglichter auf weitere Persönlichkeiten der Politik geworfen, z. B. auf Helmut Kohl, Hans-Dietrich Genscher, Rainer Barzel, Philipp Jenninger, um nur einige zu nennen. Ein ausführliches – nach meiner Schätzung über 600 Personen nennendes – Personenverzeichnis erleichtert die Suche nach Informationen über solche Akteure, die eher im Schatten der politischen Schaubühne wirken. Ist es Zufall, eine Generationsfrage oder anderes, daß aus der neuen SPD-Troika weder Rudolf Scharping noch Gerhard Schröder und Oskar Lafontaine nur im kritischen Zusammenhang Erwähnung finden?

Aus welchem Holz sind eigentlich führende Funktionäre und Politiker der SPD geschnitzt? Wo liegen die Quellen und Antriebe ihres politischen Tuns? Welche Grundüberzeugungen haben sie? Besitzen sie Maximen, die, abseits von der „Politik" gewachsen, ihnen gleichwohl als Richtschnur und Kriterium im politischen Geschäft – „beim Bohren dicker Bretter" – dienen können? Antworten hierauf kann vor allem das erste Kapitel geben: In die sozialdemokratische Bewegung – im buchstäblichen Sinne – hineingewachsen und hier zu einer Zeit groß geworden, als Sozialdemokraten in Konzentrationslager eingeliefert und verfolgt wurden, finden wir hier die Anklänge und die Wurzeln vieler Themen, denen sich Heinz Westphal auch nach

den Lehrjahren fest verschrieb: dem jugend- und friedenspolitischen Engagement – in Fortsetzung der Politik des Vaters („Nie wieder Krieg!") –, einer Politik für soziale Gerechtigkeit und Solidarität – für Arbeitnehmer und gegen Arbeitslosigkeit – und der Verständigung mit dem Volke der Juden als Konsequenz aus der faschistischen Vergangenheit des eigenen Landes. Das Wissen um die Zerbrechlichkeit der Demokratie – ungefährdet ist Demokratie nie – ist auf lebensgeschichtlichen Erfahrungen gegründet und führt im nachdenklich geschriebenen Schlußkapitel zu einem eindringlichen Plädoyer für Pluralismus und Parlamentarismus als Grundaussagen des demokratischen Sozialismus. – Mit solchen Überzeugungen ausgestattet, brauchte sich Heinz Westphal weder den „Kanalarbeitern" noch einer anderen Gruppierung in der Sozialdemokratie anzuschließen, um wirkungsvoll sozialdemokratische Politik zu machen, noch hatte er es nötig, Politik und Moral voneinander zu trennen.

Bei der notwendigen Suche nach neuen Ufern und neuem Personal für das sozialdemokratische Parteischiff wird oft vergessen, wo der Heimathafen liegt und das Stammpersonal zu Hause ist – auch solche Ortungsfehler ließen sich leicht vermeiden, wenn ein Logbuch wie dieses aufmerksam gelesen würde.

Alexander Brandenburg

KOLB, Eberhard: **Umbrüche deutscher Geschichte: 1866/71, 1918/19, 1929/33. Ausgewählte Aufsätze.** Hrsg. von Dieter LANGEWIESCHE und Klaus SCHÖNHOVEN. – München: Oldenbourg Verlag 1993. 374 S.

Dieter Langewiesche and Klaus Schönhoven, to honour the 60th birthday of Professor Eberhard Kolb, one of Germany's most eminent historians, present this series of articles written by Kolb over the last two decades. *Umbrüche deutscher Geschichte* falls into three parts. The first, "Politics and War," deals with various aspects involved in the lead-up to the foundation of the new German nation state, which was officially inaugurated at Versailles after the Franco-Prussian war of 1870/1. Part two deals with the beginning of Weimar democracy and part three with its final phase.

The introductory chapter raises the question of Bismarck's motives in his dealings with the Austrian government in the first half of the 1860s. And Kolb queries the claim, still dominant, that the Chancellor's policies were based on kleindeutsch principles – to push Austria out of Germany. Instead Kolb finds that Bismarck had no set policy towards Austria. There was no definite plan to seek a military conflict with the Danube monarchy over hegemony in Germany. Co-operation with Austria was always a possible option. Bismarck pursued negotiations for a dualist power arrangement – i.e. that Austria and Prussia would share spheres of influence in Germany on an equal basis – until the eve of the Austro-Prussian war. He did not rule out a military solution but he "crossed the Rubicon far more reluctantly than is commonly assumed" (p. 31). That it finally did come to war in 1866 was also Vienna's responsibility, for the großdeutsch, anti-Prussian faction had gained decisive influence in government circles. So, Kolb concludes in this stimulating opening to his book, the result of the Austro-Prussian conflict in 1866 must not be seen as the first step towards an inevitable outcome. The creation of the kleindeutsch German nation state in 1871 was not a foregone conclusion in 1866.

Chapter two presents a detailed analysis of Bismarcks diplomatic manoeuvring – with particular emphasis on his dealings with the Russian Foreign Minister Gorčakov – that led to the foundation of the North German Federation. Kolb concludes that to have succeeded in creating this federation without provoking the intervention of the great European powers was a unique political achievement (p. 62).

The assumption, still widely held, that Bismarck was a power politician, unequivocally bent on Prussian expansion, is questioned by the material Kolb presents in chapters four and five, from which he concludes that there is no evidence that Bismarck cleverly manipulated a reluctant German population to accept the idea of annexing Alsace-Lorraine. Nor, it is next shown, did economic consideration play the key role in the decision to incorporate the two French provinces. German peace making was determined above all by strategic considerations; and, in the author's opinion, even national ambitions. To win back lands perceived to be German was the more important factor behind the drawing up of new boundary lines, than a desire to absorb valuable economic assets.

"Warfare and politics 1870/1" shows that in the Franco-Prussian War Bismarck already recognised a problem that was to prove fatal for Germany two generations later: "das Primat des Militärs." How could the political government during wartimes avoid full decision-making power falling

into the hands of the generals. The conflict between Bismarck, who was keen to negotiate a peace with France as soon as circumstances permitted, and the chief of the army Moltke, who wanted to thoroughly defeat the enemy and then dictate peace, was solved amicably in 1871. But the danger of "primacy of the military" remained and 1914–1918 was to confirm the "Iron Chancellor's" worst forebodings.

The first part concludes with two chapters on the Paris Commune. Again Kolb presents a striking point: 1871 showed the price nation states could have to pay for fighting modern wars based on mass-mobilisation. For the first time in modern history a revolution emerged from war and defeat. The gates were open to forces bent on replacing the old with a new order – one more socially and politically just. The Communards were savagely put down. Bismarck recognised the danger and subsequently pursued a course that stayed clear of major military confrontation. His successors did not – and paid the price.

Professor Kolb's research on the period 1918–1933 is better known in the English speaking world, not least because of his monograph *The Weimar Republic,* but there are still many valuable new suggestions in parts two and three which cover the rise and fall of the first German democracy. Chapters in part two deal with the policies of the SPD during the war and its inability to stand for a militant, active reformism, the transition from Kaiserreich to Republic and – the by now classical "Rätewirklichkeit und Räte-Ideologie in der deutschen Revolution von 1918/9" (Workers' Councils in the German Revolution of 1918: reality and ideology).

In this last chapter Kolb cites Ferdinand Lassalle's warning, made in 1862, that a written constitution can last and be of value only if it realistically mirrors a society's power structure. In this way the Weimar constitution, for all its democratic principles, would find it hard to function in a state where the key positions in army, civil service, economy, judicary etc. were in the hands of people still firmly wed to the pre-1918 socio-political system and hence opposed to the principles of parliamentary democracy. The chance to introduce "vigorous social-democratic reform policies" (p. 279) was missed by the leaders of the SPD who prefered an alliance with the old establishment. And, as a further chapter shows, evidence does not validate the excuse that social democratic policies would have led to interference from the victorious powers.

However, as is indicated by the heading for the final part – "The Resistable Demise of the Weimar Republic" – Professor Kolb does not believe schools of thought that regard the Weimar Republic as doomed from the beginning – notwithstanding the shortcomings of developments in 1918/19. Nor is he swayed by continuity theories which imply that the Nazi dictatorship was virtually inevitable. Those "Kaiserreich to Third Reich" arguments rarely analysed the potential and possibilities of the events and institutions of the Weimar years, but rather simply assumed failure. There were alternative options to Hitler until the very end. Other forms of authoritarian – but far less destructive – governments were possible; both von Papen and von Schleicher planned a presidential dictatorship, the latter envising it as a temporary arrangement until the economic and political situation stabilised. One can not agree strongly enough with the author that government by Presidential decree or Nazi rule was not a choice between the plague and the cholera (p. 357). The former was by far preferable.

It is tragic that Hitler finally emerged triumphant when all the signs were that the Nazi momentum had peaked, that the party was in decline. Electoral setbacks and internal divisions were evident by the end of 1932, welcomed with sighs of relieve by many contemporaries. The Nazi menace was thought to have been stifled.

Alas, this was not be. Thoughtless political infighting and petty intrigue by von Papen and his group finally handed power to Hitler on a plate, paving the way for the greatest catastrophe in human history.

This is an outstanding book and a translation into English for historians and students is strongly recommended.

Jürgen Tampke

KUHLEMANN, Frank-Michael: **Modernisierung und Disziplinierung. Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens 1794–1872** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 96). – Göttingen: Vandenhoeck und Rupprecht 1992. 468 S.

Der Verfasser der vorliegenden, in Bielefeld von Hans-Ulrich Wehler betreuten Dissertation unternimmt den ehrgeizigen Versuch, eine moderne, theoretisch wie empirisch befriedigende Gesamtdarstellung des preußischen Volksschulwesens von 1794 bis 1872 abzufassen. Mit der Forderung einer

„um Systematisierung bemühten Wissenschaft" wird auf eine Zielsetzung abgehoben, welche einerseits die bisherigen Forschungsergebnisse zu den verschiedenen Teilaspekten des Themas bündelt, andererseits die bestehende tiefe Kluft zwischen der allgemeinen und der lokalgeschichtlichen Forschungsliteratur überwindet und damit zugleich gegenüber den bislang existierenden Gesamtdarstellungen des preußischen Volksschulwesens, die allesamt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stammen, einen neuen Fixpunkt setzt. Kritische Vorbehalte gegen eine sinnentleerte Begriffsbildung der jüngeren Historie, der mangelnden Bezogenheit theoretischer Ergebnisse auf den realhistorischen Prozeß halten Kuhlemann nicht ab, seine synthetisierende Arbeit im Auftrage „der Wahrheit" (S. 25) einem einzelnen, übergreifenden Paradigma zu unterwerfen: der „partiellen Modernisierung". Die Probleme der pädagogisch-didaktischen Konzeptionen, der Schulpflichtdurchsetzung und Alphabetisierung, der Institutionengeschichte von Stadt- und Landschulen und deren Binnenstruktur werden lediglich als Teilaspekte dieses globalen Theorems gesehen. Zwar wird die Forderung einer erweiterten, am realhistorischen Prozeß sich abarbeitenden Modernisierungsforschung zur Notwendigkeit erhoben, aber die Konkretion dieses Anspruches erweist sich als zweifelhaft, sobald der Untersuchungsgegenstand in die Form ausgesuchter Beispielhaftigkeit gepreßt wird.

Preußische Stadtschulgeschichte tendiert in ihrem Entwicklungsrahmen zwischen „lokalem Relativismus und polyvalenter Funktionalisierung" zur Ausbildung von Schullandschaften, die durch die Spezifikation der örtlichen Verhältnisse, insbesondere der partizipierenden Einflußnahme des gesellschaftlichen Bezugsfeldes charakterisiert sind. Das bedarf der Exemplifizierung. Kuhlemann wählt „nach sozioökonomischen Gesichtspunkten" die Städte Berlin, Minden, Barmen und Krefeld aus. Die sich angesichts dieser Auswahl einstellende Überraschung des Lesers intensiviert sich zusehends, wenn der Autor beim Versuch, die differierenden wirtschafts- und sozialstrukturellen Gegebenheiten der Städte aufzuschlüsseln, Berlin und Minden als „stärker bzw. stark mittelständisch geprägte Städte" einschätzt, die sich „radikal von den eher klassenstrukturierten Städten" Barmen und Krefeld unterscheiden (S. 171). Sieht man einmal von der Vermengung nicht gleichartiger Begriffe (Klasse – Mittelstand) ab, die Verbindung unterschiedlicher Städtetypen muß kritisiert werden, zumal die im sozialstrukturellen Längsschnitt aufgerissenen Datenaggregate mehr oder weniger willkürlich unterschiedlichen Zeitabschnitten, Vergleichszeiträumen und -eckpunkten entnommen sind. Das Exemplarische wird also nicht nur durch die Auswahl, sondern auch durch seine innere Ordnung in Frage gestellt. Kuhlemann wirft der bisherigen Forschung vor, sich zu sehr auf die Analyse der ministerialbürokratischen Schulpolitik konzentriert, die dezentrale Machtfraktionierung des preußischen Staates nicht berücksichtigt und insbesondere die Quellen ortsgeschichtlicher Schulverwaltung und -politik völlig außer acht gelassen zu haben. So richtig die sich aus dieser Kritik ergebende Forschungsperspektive ist, praktisch kann Kuhlemann sie keineswegs einhalten. Seine Betrachtungen zur Schulentwicklung in der preußischen Landeshauptstadt stützen sich überhaupt nicht auf die Auswertung lokalhistorischen ungedruckten Quellenmaterials, selbst die herangezogenen gedruckten Quellen sind äußerst lückenhaft, so daß für die Analyse des großstädtischen Sonderfalls nur die resümierende Auswertung der vorhandenen Forschungsliteratur bleibt.

Wenn es zu begrüßen ist, daß sich die historische Schul- und Bildungsforschung jener politisch-soziologischen Topoi entledigt, die Schule, beflügelt vom kapitalismus- und staatskritischen Ressentiment, in das Korsett der Sozialdisziplinierung, der Bildungsbegrenzung, der Funktionalisierung zur herrschaftstechnischen Perpetuierung des gesellschaftlichen Status quo zwängt, erheben sich dort Vorbehalte gegen den kritischen Impuls einer auf die geschichtlichen Konstituierungs- und Entwicklungsbedingungen des preußischen Volksschulwesens abzielenden Historik, wo das Bedürfnis nach Ordnung und Orientierung im historischen Prozeß nur zu jenen idealtypischen Dichotomien zurückfindet, die Geschichte nur aus der Perspektive des Gegenwärtigen zu sehen vermag, wo die erkenntniskritische Saturiertheit des eigenen Seins zur Aufhebung von Geschichtlichkeit führt, wo Geschichte im Zustand des Werdenden und Gewordenen nur noch Vorstufen zu jener Modernität ist, die in der älteren Gegenwart schon zu Klassizität gefunden hat. Nun mag der heuristische Wert solcher Dichotomien erwiesen sein, da aber gleichzeitig das ihnen zugrunde liegende Modernisierungstheorem ob der mannigfaltigen „Brüche, Diskontinuitäten und Verwerfungen" der historischen Wirklichkeit stets wieder in Frage gestellt wird, ist mit Berechtigung zu fragen, warum die Theorie nicht überhaupt aufgegeben und etwa durch einen funktionalen Geschichtsbegriff ersetzt wird.

Die theoretischen Defizite schränken den Wert dieser ansonsten materialreichen Arbeit ein. Dieser Mangel wird noch dadurch verstärkt, daß ein weiteres zentrales Forschungsanliegen Kuhlemanns, nämlich die bisherige „etatistische Verengung" der Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens, d. h. die ausschließliche Betrachtung der Schulhistorie in ihrer Beziehung zur staatlichen Macht, abzulösen, von grundlegenden staats- und verwaltungsrechtlichen Mißverständnissen geprägt ist. Die kommunale Selbstverwaltung sieht Kuhlemann ganz in der Tradition des bürgerlichen Liberalismus im Antagonismus zum Staat bzw. zur staatlichen Administration, die gesetzlichen Regelungen zur Volksschulverwaltung wie zur Stellung, Zuständigkeit und Funktion der Kommunalorgane im konstruierten Gegensatz zwischen der „regierungsamtliche[n] Perspektive der staatlichen Bürokratie und der faktische[n] Bedeutung der Schulkommissionen als gesellschaftliche[m] Instrument der lokalen Schulpolitik" (S. 80). In der Verfolgung dieses Gegensatzes ist es nicht weiter schwer, von einer „in der Regel" eigenen Schulpolitik der bürgerlichen Gemeinden zu sprechen, der Ortsobrigkeit eine überragende Bedeutung in der städtischen Schulverwaltung zuzuweisen und aus der behaupteten Dominanz der Ortsverwaltung eine solche der äußeren Schulangelegenheiten zu machen.

Mit der kommunalen Selbstverwaltung konstituiert sich im 19. Jahrhundert aber kein „staatsfreier" Raum, den Gemeinden wird nur eine eigene Rechtspersönlichkeit sowie das Recht auf eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten wie eines übertragenen Wirkungskreises verliehen. Die preußische Kommunalverfassung entwickelt dabei einen organisatorischen Dualismus, der im Organ des Gemeindevorstands, aber auch einzelner Verwaltungsdeputationen zur Verknüpfung der Staats- und Selbstverwaltung in den Gemeinden führt. Von den Schulangelegenheiten gehört, wie schon die von Kuhlemann nicht erwähnte und durch die späteren Städteordnungen nicht alterierte Regierungsinstruktion vom 26. Juli 1811 darlegt, nur die äußere, nicht dagegen die innere Schulverwaltung zu den Kommunalgeschäften. Während also die verfassungsrechtlich zuständige Schuldeputation im Hinblick auf die Herstellung und Beschaffung der für die Entfaltung der Lehr- und Lerntätigkeit erforderlichen Mittel als Kommunalorgan eine Gemeindeangelegenheit administriert, ist sie für den wesentlicheren Teil des öffentlichen Unterrichtswesens, den sich auf Unterricht, Lehrplan, Methode, Schulbesuch und Schuldisziplin beziehenden inneren Angelegenheiten, unabhängig von ihrem Gemeindestatus, Teil der unmittelbaren Staatsverwaltung. Gerhard Anschütz hat dieses Verhältnis einmal treffend in dem Bild zusammengefaßt: Die Gemeinde baut der Schule das Haus, Herr im Hause ist aber der Staat. Der der kommunalen Selbstverwaltung innewohnende Dualismus wird im Bereich der Schulangelegenheiten nochmals sachlich spezifiziert, die Einheitlichkeit der örtlichen Volksschulverwaltung durch die den Schuldeputationen verliehenen Kompetenzen aber gewahrt.

In allen inneren Schulangelegenheiten handeln die gewählten und ernannten Kommunalbeamten wie der zum jederzeitigen Vorsitz in der Schuldeputation berechtigte Bürgermeister als Organe des Staates. Sie unterliegen aus diesem Grund auch nicht der in der Regel gegenüber der Selbstverwaltung geübten Kommunalaufsicht, da diese eine vom Staat gesonderte Persönlichkeit voraussetzt, sondern einer spezifischen „Schulaufsicht", die, da es sich hierbei nur um die Handhabung dienstlicher Subordinationsverhältnisse durch die „vorgesetzte Behörde" handelt, weniger Aufsicht als die teils unmittelbar vollziehende, teils den Vollzug leitende Verwaltung des Staates ist. Die eine bedingungslose Unterordnung ausschließende Kommunalaufsicht besteht nur hinsichtlich der äußeren Schulangelegenheiten, sowohl der öffentlichen als auch der privaten Unterrichtsanstalten, wie es in der Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817 festgelegt ist. Diese durch das positive Recht eröffneten Rahmenbedingungen der preußischen Schuladministration schließen natürlich nicht aus, daß die Verwaltungspraxis durch heterogene Erziehungstheorien und praktische Zielsetzungen, durch vielfältige, gesellschaftlich fundierte Interessen und Einflußnahmen geprägt wird, allein der von Kuhlemann apostrophierte grundlegende Konflikt einer inneradministrativen Polarisierung zwischen Staat und Gemeinden wird durch die rechtliche Ordnung der Schulangelegenheiten selbst widerlegt – der Konflikt mit dem Staat liegt eher auf der politischen Ebene, es sei an das Problem der Kommunalisierung erinnert –, eine Dominanz oder eine irgendwie geartete faktische Führungsrolle der Kommunen in Schulangelegenheiten wird durch das geltende Recht verhindert. Mithin bedürfen nicht nur zentrale Thesen, sondern auch die Forschungsperspektiven dieser Studie, ohne die Bedeutung gesellschaftlicher Wirkungszusammenhänge auszuschließen, einer Überarbeitung, was den Leser mit zwiespältigen Gefühlen zurückläßt, den Historiker aber mit der Erinnerung, daß auch die Sozialgeschichte der Ergänzung

durch die systematischen Nachbarwissenschaften bedarf.

Berthold Grzywatz

DITHMAR, Reinhard: **Arbeiterlieder 1844 bis 1945.** – Neuwied, Kriftel und Berlin: Luchterhand Verlag 1993. 309 S.

Der blanke Begriff „Arbeiterlieder", den das vorliegende Buch zum Titel hat, mag manch einen schockieren und ihn sofort an „Altlasten" denken lassen. Wer singt heute noch Arbeiterlieder? Der Verzicht auf den Abdruck von Melodien mag denn auch darauf hindeuten, daß der Herausgeber die ausgewählten Liedtexte in erster Linie als historische Dokumente präsentieren will. Es könnte aber auch beabsichtigt sein, Interesse am Kennenlernen der Gesamterscheinung der Lieder mit ihren Gesangsweisen zu erwecken, möglicherweise auch zum Singen anzuregen. Ein Lied erschließt sich in seiner Wirkung und künstlerischen Gestalt erst völlig, wenn es gesungen wird. Über Jahrzehnte hinweg haben Arbeiterlieder durch ihre Massenwirksamkeit beste sozialistische Lyrik transportiert und lebendig erhalten. Die Anthologie macht deutlich, daß im Zeitraum von 100 Jahren das Arbeiterlied ständiger Begleiter und Kampfmittel der proletarischen Bewegung gewesen ist – seit ihrer Herausbildung in frühen sozialen Emanzipationsbewegungen, in Revolutions- und Streikkämpfen, bei Klassenauseinandersetzungen und im Kampf für ein würdiges Leben frei von Ausbeutung, Unterdrückung und Kriegsdrohung; letztlich vermochte es als Widerstandslied gegen die Nazidiktatur den Inhaftierten in den Konzentrationslagern Trost, Mut und Hoffnung zu geben.

Reinhard Dithmar, Professor am Zentralinstitut für Fachdidaktiken der Freien Universität Berlin, hat sozialistische, kommunistische und sozialdemokratische Lieder gleichermaßen in seine Sammlung einbezogen und sie unter dem Aspekt ihrer einstmaligen Bedeutung und Wirksamkeit ausgewählt und bewertet. Das Buch enthält 196 Arbeiterliedtexte, die in 14 Bereiche gegliedert sind: Weberlieder, Lieder von 1848, Lieder der Pariser Kommune (teilweise zweisprachig), internationale Arbeiterlieder, Lieder der Arbeiterbewegung, Lieder zum 1. Mai, Streiklieder, Bergarbeiterlieder (die meisten von dem Bergarbeiterdichter Heinrich Kämpchen), Turn- und Sportlieder, Lieder der Arbeiterjugend, Arbeitervolkslieder, Reichsbanner- und Rot-Front-Lieder, Kirchenliedparodien und Freidenkerlieder, Lieder aus den Konzentrationslagern. Gelegentlich, speziell bei den Arbeitervolksliedern, konfrontiert Dithmar einige dieser im sog. Parodieverfahren entstandenen Lieder (Unterlegung neuer Texte unter Melodien bekannter Lieder) mit den ursprünglichen und im Wortlaut teilweise sehr ähnlichen Versen von Soldatenliedern, aber auch mit Naziliedern, die ihrerseits provokativ die Arbeiterlieder umdeuteten, um sie ihres revolutionären Charakters zu berauben. Drucktechnisch hätte hier der Kleindruck zumindest für die NS-Texte beibehalten werden sollen (wie bereits zuvor beim Rotgardistenmarsch / „Brüder in Zechen und Gruben"), um sie sichtbar gegen die Arbeiterlieder abzusetzen. Zweifellos lassen sich bei einer derartigen Gegenüberstellung sinnfällige Vergleiche ziehen und nazistische Praktiken des Umgangs mit der Arbeiterkultur erkennen.

Die Liedauswahl ist sehr überzeugend. Gute Hilfe leisteten dabei besonders die Veröffentlichungen zum demokratischen Volkslied von Wolfgang Steinitz sowie die Publikationen und Bestände des Arbeiterliedarchivs an der Akademie der Künste. Darüber hinaus hat R. Dithmar interessante Neuentdeckungen gemacht. Seine hauptsächlichen Quellen waren Arbeiterliederbücher, sozialistische Lyrikanthologien und Arbeiterzeitungen vergangener Jahrzehnte; dabei legte er Wert auf das Zitieren der ursprünglichen Textfassungen aus Originalquellen.

Von beachtlichem Interesse sind die sorgfältig recherchierten Quellen- und Liedkommentare. Sie verhelfen zur Einordnung der Texte in ihr historisches Umfeld und geben Auskünfte über die Entstehung, Verbreitung und Wirkung der einzelnen Lieder. Lehrreich sind auch die Vergleichsmöglichkeiten mehrerer deutscher Übersetzungen bzw. Nachdichtungen der „Internationale". Den Liedern der schlesischen Weber, dem frühen sozialistischen Liedgut und der Entwicklung der sozialistischen Kinderbewegung mit ihren Liedern widmete der Autor besondere Aufmerksamkeit.

Einige kleine Unstimmigkeiten, die den Wert des Buches jedoch nicht mindern, sollen dennoch erwähnt werden. Abgesehen von etlichen Druckfehlern wird nicht immer genau zitiert (z. B. S. 231), und manche Namen und Daten sind nicht korrekt wiedergegeben (z. B. S. 277: Herbert Zipper, nicht Zippel; S. 221: Chants Révolution*n*aires; S. 267: Weihnachtslied „Stille Nacht" 1818, nicht 1918; S. 227: Weinerts „Es geht durch die Welt ein Geflüster" wurde von Hanns Eisler nicht 1938, sondern 1930 vertont). Hinzuzufügen ist, daß bei mehreren als anonym ausgewiesenen Liedern die

Verfasser bekannt sind (z. B. zu S. 19, 53, 55, 77). Die unterschiedlichen Textfassungen des „Roten Wedding" hätten auf S. 92 ergänzt werden können durch die Zeilen aus der ursprünglichen Spieltruppenfassung in der 3. Strophe: „Wir ziehen den Vorhang auf, nun nimmt das Spiel seinen Lauf." Im umfangreichen Kommentarteil zu den KZ-Liedern sind offenbar mehrere Lieder „unter den Tisch gefallen". Im Zusammenhang mit den von Dithmar als Quellen genutzten handschriftlichen Lagerliederbüchern aus dem Arbeiterliedarchiv möchte ich darauf verweisen, daß anläßlich der Befreiung des KZ Sachsenhausen vor 50 Jahren eines dieser künstlerischen Dokumente bei der Edition Hentrich als originalgetreuer Nachdruck erschienen ist.

Reinhard Dithmar beschließt sein überaus anregendes, für Schüler und Studenten empfehlenswertes Buch mit einem umfänglichen Verzeichnis der zitierten Originalquellen und Sekundärliteratur, einem Tonträgerverzeichnis neuerer Langspielplatten mit zeitgenössischen Arbeiterliedinterpretationen (überwiegend aus den 70er Jahren) sowie mit einem alphabetischen Verzeichnis der Lieder nach Liedanfängen. Zur Verdeutlichung historischer Zusammenhänge hätte ich mir noch eine Auflistung der Lieder in ihrer chronologischen Abfolge gewünscht wie auch eine kurze sachbezogene Einführung in die Problematik des Arbeiterliedes.

Inge Lammel

Die roten Turnbrüder. 100 Jahre Arbeitersport. Dokumentation der Tagung vom 1. bis 3. April 1993 in Leipzig. Hrsg. von Franz NITSCH und Lorenz PFEIFFER. – Marburg: Schüren Presseverlag 1995. 232 S.

1893 ist der deutsche Arbeiter-Turnerbund in Leipzig gegründet worden, der Arbeitersportvereine reichsweit zusammenfaßte und als Teil jenes organisatorischen Netzwerkes angesehen werden kann, das die sozialdemokratische Solidargemeinschaft ausmachte. 40 Jahre nach seiner Gründung zerschlugen die Nationalsozialisten den Turnerbund, nach dem Ende des Dritten Reichs mißlang sein Neuaufbau. Ein kleiner Kreis von Sporthistorikern ergriff aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums die Initiative und bereitete eine Festveranstaltung und ein wissenschaftliches Symposion vor, die schließlich vom Deutschen Sportbund, vom Deutschen Turner-Bund, vom Freundeskreis ehemaliger Arbeitersportler, von der Friedrich-Ebert-Stiftung und von der SPD getragen wurden.

Der hier anzuzeigende Band dokumentiert die Tagung, die im April 1993 in Leipzig stattfand. Im Mittelpunkt standen zwei Foren, die (1) im Anschluß an Arbeiten des Rezensenten und Franz Walters kontrovers der Frage nachgingen, ob die Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik den Höhepunkt solidargemeinschaftlicher Entwicklung darstellte oder bereits im Niedergang begriffen war, und die (2) Überlegungen anstellten, warum in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg die Arbeitersportbewegung nicht wieder erstanden ist. Die streckenweise kontroversen Diskussionen brachten in der Sache nicht viel Neues, zeichneten sich aber dennoch durch ein hohes Niveau aus, das durch so renommierte Diskutanten wie Dieter Langewiesche, Adelheid von Saldern, Arnold Sywottek, Hartmann Wunderer und Klaus Tenfelde geprägt worden ist.

Der Wert der Dokumentation besteht auch darin, daß in ihr Berichte aus sechs Arbeitskreisen enthalten sind, die sich mit regionalen Untersuchungen zum Arbeitersport, der Rolle der Frau in Sportpraxis und Sportorganisationen, dem Ende des Arbeitersports 1933, der Bedeutung des Arbeitersports in proletarischen Lebensläufen und im Netzwerk der Arbeiterkulturbewegung, der Praxis des Arbeitersports sowie der Stellung des Arbeitersports im Organisationsgefüge der Arbeiterbewegung beschäftigten. Jeder dieser Berichte bringt – wenn auch in unterschiedlicher Qualität – eine knappe Forschungsstandanalyse des jeweiligen Gegenstandsbereichs.

So löst der Band seinen eigenen Anspruch ein, einen Rückblick auf 100 Jahre Arbeitersport, seine sozialen und kulturellen Aspekte zu geben und seine Tradition kritisch zu reflektieren.

Peter Lösche

„Holzarbeiter, schließt die Reihen". Das HolzArbeiterBuch. Die Geschichte der Holzarbeiter und ihrer Gewerkschaften. Hrsg. von Helga GREBING, Hans-Otto HEMMER und Gottfried CHRISTMANN. – Köln: Bund-Verlag 1993. 310 S.

Der 100. Geburtstag der Gewerkschaft Holz und Kunststoff im Jahre 1993 war Anlaß für diese Publikation, an der mehr als zwei Dutzend Historikerinnen und Historiker gearbeitet haben. In sechs großen Kapiteln spannt sich die Darstellung von

1868 bis in die Jetztzeit. Gottfried Christmann schildert Gründung und Aufbau der Gewerkschaften von 1868 bis 1893 (S. 17–37), Klaus Schönhoven die „erfolgreichen Jahre und schweren Entscheidungen 1893–1918" (S. 63–87), Heinrich Potthoff „Aufschwung, Erfolg und Grenzen in der Weimarer Republik 1918–1933" (S. 123–142), Gunther Mai „Arbeiter ohne Gewerkschaften. Verfolgung und Widerstand 1933–1945" (S. 173 bis 185). Helga Grebing stellt „Wiederaufbau, Restauration, „Wirtschaftswunder" 1945–1966" dar (S. 195–217) und Hans-Otto Hemmer im letzten Kapitel „Erfolge und Gefährdungen der Gewerkschaft Holz und Kunststoff von 1966 bis heute".
Die Überblicksdarstellungen zeichnen den allgemeinen Rahmen gewerkschaftlicher Entwicklung. Zusätzlich werden in jedem Kapitel in knappen, fundierten Biographien zwei oder drei der wichtigsten Gewerkschaftsfunktionäre vorgestellt, wird schlaglichtartig die Geschichte bestimmter Branchen, Betriebe oder Regionen herausgearbeitet. Im dritten Kapitel beispielsweise wird nach der Einleitung Heinrich Potthoffs der „provisorische Nachfolger" Theodor Leiparts vorgestellt, Adam Neumann, der vom August 1919 bis zu seinem Tod am 27. 1. 1920 Vorsitzender des Deutschen Holzarbeiterverbandes war. Udo Engbring-Romang präsentiert den Lesern einen Mann, der den eigenen Mitgliedern außerhalb Hamburgs kaum bekannt war, als Tarifpolitiker und Organisator trotzdem maßgeblich an der Entwicklung des Verbandes beteiligt war (S. 143–144). Rainer Schulze skizziert den Lebensweg Fritz Tarnows vom gewerkschaftlichen „Vordenker" in der Weimarer Republik über den „Warteständler" in der Emigration zum „alten Fuchs", der nach seiner Rückkehr in vielen Vorträgen und Aufsätzen weiterhin Position zu grundsätzlichen Fragen bezog (S. 145–149). Michael Schneider stellt Heinrich Kurtscheid vor, den langjährigen Vorsitzenden des Zentralverbands christlicher Holzarbeiter, der, wie so viele Gewerkschafter der Gründergeneration, als biographisch greifbare Person hinter seinem Werk zurücktritt, den Herausforderungen von Weltwirtschaftskrise und heraufziehendem Nationalsozialismus nicht mehr gewachsen war (S. 150–152). Martin Noé zeigt, „wie die Gewerkschaft bei Steinway Fuß faßte" (S. 153–157), und schildert die Arbeit des Betriebsrates von 1924 bis 1930 als einer „gut funktionierenden, sozialpolitisch ausgerichteten Interessenvertretung einer kämpferisch solidarischen Belegschaft". Mit aktiver Lohnpolitik gelang es dem Betriebsrat, Verbesserungen für die Arbeitnehmer zu erreichen und sie vor unternehmerischer Willkür zu bewahren (S. 158). Michael Lösel erhellt in seinem Beitrag mit dem Titel „Opfer ihres Berufs: Arbeiterinnen in der Bleistiftindustrie" (S. 159–164) die Produktions- und Arbeitsverhältnisse in der Nürnberger Bleistiftindustrie, Detlev Heiden stellt „Das Möbelbecken – Die Holzindustrie in Westfalen-Lippe" dar (S. 165–170), vom Hineinwachsen der Handwerksbetriebe in die fabrikmäßige Fertigung vor dem Ersten Weltkrieg über die Rationalisierung der 20er Jahre, die „kriegswirtschaftliche Rationalisierung und normierten Geschmack" (S. 168) der 30er Jahre bis hin zu den mit der Spanplatte verbundenen Innovationsschüben der späten vierziger Jahre.
Der Wechsel zwischen großem Spannungsbogen, biographischem, regional- und betriebsgeschichtlichem Ansatz in jedem Kapitel macht die Darstellung ungemein lesenswert. Organisations- und Alltagsgeschichte werden so nahtlos miteinander verknüpft. Auch die Geschichte der christlichen Gewerkschaften wird gebührend berücksichtigt, die internationalen Zusammenhänge werden nicht ausgespart, nichts wird geschönt, immer wieder wird der Blick auf Arbeitsverhältnisse und Arbeitsbedingungen gelenkt. Photos in meist hervorragender Druckqualität lassen die Holzarbeitergeschichte lebendig werden, ein statistischer Anhang rundet die Darstellung ab, und, Gipfel des Luxus, ein Personenregister gibt's auch noch.

Willy Buschak

ABRAMS, Lynn: **Workers' Culture in Imperial Germany: Leisure and Recreation in the Rhineland and Westphalia.** – London und New York: Routledge 1992. X, 214 S.

Music halls, dances, libraries, organ grinders, schnapps and beer, pigeon races, cock fights, carnivals – a panoply of activities and places find their way into Lynn Abrams' interesting study of workers' recreation and leisure in Imperial Germany.
In Abrams' view, historians of Germany, enamored with the more formal, organized culture of the labor movement, have for too long neglected these essential elements of workers' social life. In her attempt to enlarge the historical record, she has also produced a nuanced study of the political conflicts that workers' ill-disciplined, licentious, and sometimes brutal recreational activities inspired, and of the growth of the leisure industry

and its efforts to supplant older, less organized forms of recreation.

After a good introduction that depicts the structures of working-class life in Düsseldorf and Bochum, the focal points of her study, Abrams moves to what is probably the best chapter of the book, an examination of festivals. She draws effectively on some of the major works on popular culture produced by historians of early modern Europe to describe the role of festivals in the cultural and social life of communities. Abrams is attentive to both the socially cohesive elements of festivals, their ability to bind together the diverse members of a community, and their functional role as safe outlets for antagonisms and resentments. The major part of her chapter, though, is devoted to a rich analysis of the transformations and the political conflicts over Kirmes, the parish fair. By the last decades of the nineteenth century, Kirmes had lost much of its religious significance, and had become a lively setting for games, music, dance, drink, and food, partaken of enthusiastically by the new urban lower classes. Kirmes became a political battleground as well. On the one side, in a kind of unholy alliance, were the members of diverse social classes devoted to the recreational opportunities afforded by the yearly event; commercial, often itinerant, purveyors of entertainment; and local pub owners and other members of the Mittelstand who profited greatly from the general revelry. On the other side were church leaders appalled at the secularization of the festival and employers and some state officials ever fearful of an autonomous and somewhat chaotic cultural event that seemed the very antithesis of *Ordnung, Fleiß, und Sparsamkeit.* Social democrats, continually hostile to the disorderly conduct evident at such events, joined the chorus of anti-Kirmes voices. While a few localities like Essen ultimately banned the event, in Düsseldorf and other cities the economic interests in favor of Kirmes, led by the Mittelstand, proved powerful enough to maintain the festival.

In the subsequent chapters a number of very interesting topics are explored, including alcohol, dance crazes, music halls, club life, reading, and the early cinema. In each of the chapters Abrams demonstrates the growing commercialization of leisure. She is careful, though, to reject any kind of linear analysis in which the modern merely displaces the traditional, and to rebuff a simple social control model in which workers became the passive victims of the purveyors of mass, organized recreation, whether they were employers, social democrats, or early film and press moguls. Workers found ways to express their own conceptions of fun and to adapt their traditional forms of recreation within the commercialized culture of the twentieth century.

As effective as it is, Abrams' study also gives rise to a number of reservations. In her determination to explore the leisure of workers outside the realm of the labor movement, she neglects to too great an extent the formal culture of the unions and the SPD. Workers chose from a variety of recreational offerings – some they invented on their own, as with pigeon races and cock fights; some were created by business leaders, churches, and local officials in an effort to discipline and "improve" workers; some constituted the business ventures of an increasingly commercialized leisure industry; and still others were provided by the organized labor movement and combined disciplinary and emancipatory elements. Workers never inhabited just one of these realms, but moved among them as chance, desire, and opportunity dictated. Abrams, in the end, offers important insights into aspects of working-class culture, but she does not work with a lens wide enough to produce a comprehensive portrait.

Moreover, while a self-proclaimed exercise in *Alltagsgeschichte,* Abrams' book never quite "gets inside" workers' lives in Imperial Germany. Admittedly, this is a difficult task, but this reader, at least, would have liked more detail that would have conveyed better the texture of lives spent in the household, the workplace, the streets, and the countryside, and at music halls and circuses and taverns. When, for example, the author discusses music halls (S. 99–101), why not give us some examples of the songs workers heard there? Why not provide some textual analysis of the lyrics? The discussion of May Day is similarly truncated (S. 53–56). Surely Abrams could have drawn on working-class autobiographies and descriptions of the festival to provide some analysis of the deep meaning of May Day for socialist activists. Certainly, May Day participants represented a tiny minority of workers, but they too created a segment of the workers' culture of Imperial Germany. Abrams describes well the wide ranging voluntary associations characteristic of urban society, but fails to convey their cultural meanings in the life course of workers (S. 114–135). The moments of great insight in the book – descriptions of the promenades in Bochum, pigeon races in mining colonies, the Kirmes festival in Düsseldorf – are not sustained throughout the narrative.

It may well be that Abrams' book is not really about workers' culture *per se.* The bourgeoisie proper may have avoided raucous dance halls or taverns until the 1920s, but it is not at all clear that the venues Abrams describes were the exclusive provenance of the working class. At least some served as the settings in which the diverse lower and middle urban strata commingled, and all the myriad forms of popular culture were subject to intense political conflict. Indeed, the most informative and interesting sections of the book detail the diverse recreational forms that traversed strict class boundaries well before the emergence of the cinema. To this reader, Abrams' book is best read as a study of the contested meanings and the politics of leisure and urban space in Imperial Germany. In this realm workers figured prominently, but so did the desires and interests of pub owners, shopkeepers, circus performers, pastors and priests, the educated middle class, state officials, and employers.

Eric D. Weitz

KRUSE, Wolfgang: **Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15.** – Essen: Klartext Verlag 1993. 336 S.

Die folgenschwere Entscheidung der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, die Kriegskredite zu bewilligen und dem Burgfrieden zuzustimmen, schien nach langen parteigebundenen Diskussionen durch die Forschung der 60er und 70er Jahre jenseits von Schuldzuweisungen und Apologetik geklärt. Nun wird die Frage, was die große Mehrheit der SPD bewog, die deutsche Kriegführung zu unterstützen, in der vorliegenden Arbeit von Wolfgang Kruse, der überarbeiteten Fassung seiner Dissertation von 1990, erneut aufgenommen. Gestützt auf zahlreiche, zum Teil für diesen Zusammenhang erstmals ausgewertete Archivbestände, die zeitgenössische und spätere Literatur und eine breite Auswahl von Presseorganen, zeichnet er die Stellungnahmen im Juli 1914, die Entscheidung für die Kreditbewilligung vom 4. August 1914 sowie die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Diskussion über die Burgfriedenspolitik bis Ende 1915 nach, und zwar in Konfrontation mit dem „anderen" Kriegserlebnis der „Basis", den harten Folgen des Krieges für die Arbeiterbevölkerung.

Als wichtiger Beitrag zur Forschung sind die Darstellung der Entscheidung vom 4. August 1914 und die „Sinnstiftung des Krieges" durch Sozialdemokraten und Gewerkschafter herauszuheben. Das interessanteste Einzelergebnis ist gewiß der überzeugend erbrachte Nachweis, daß viele führende Parteimitglieder von einer beträchtlichen deutschen Schuld am Kriegsausbruch ausgingen. Die Kriegsschuldfrage war offensichtlich nicht entscheidend für die Kreditbewilligung. Ausschlaggebend für diese war vielmehr, folgt man den bei Kruse wiedergegebenen Äußerungen, die „Tatsache des Krieges", die Furcht vor den Folgen einer deutschen Niederlage, vor allem in Verbindung mit dem Glauben an die durch Rußland drohenden Gefahren. Insoweit würde die Darstellung die Erklärung der Burgfriedenspolitik wie etwa bei Susanne Miller allenfalls modifizieren.

Kruse weist indessen die bisherige Interpretation insgesamt zurück. Er läßt eine legitime Inanspruchnahme der „Landesverteidigung" nur für die unprovoziert angegriffene Seite gelten. Die Parteimehrheit habe wissentlich und im Gegensatz zu ihren Erklärungen vor 1914 einen deutschen Angriffskrieg unterstützt. Daß es, nachdem der Krieg ausgebrochen sei, darum gehe, Deutschland zu verteidigen, sei nur eine „ideologische" Begründung, also wohl nur ein Vorwand gewesen. Das gleiche gelte für die vielfach geltend gemachte Hoffnung auf innere Reformen, für die jede reale Grundlage gefehlt habe. Das eigentliche Motiv für die Burgfriedenspolitik sei vielmehr der Wunsch nach nationaler Integration gewesen, nach Aufhebung der von Dieter Groh nachgewiesenen „negativen Integration" und der „Pariastellung" der Vorkriegszeit.

So wichtig dieser Wunsch für Teile der Partei zweifellos war und so berechtigt Kruses Kritik an der Parteimehrheit in vielem ist, so ist doch zu bezweifeln, daß mit dieser einseitigen Deutung, dem Angelpunkt der „Neuinterpretation", das Verhalten der SPD-Mehrheit zureichend erfaßt wird, zumal in Kruses Darstellung selbst erkennbar ist, daß die „nationale Integration" auch bei der Parteimehrheit durchaus geteilt beurteilt wurde. Das gleiche gilt in bezug auf die „Sinnstiftung des Krieges" bei Sozialdemokraten und Gewerkschaftern. Kruses Beschreibung dieser „Kriegsideologie" zeigt vor allem, wie sehr auch Teile der Linken deutschen Denktraditionen folgten und von der nicht nur in Deutschland aufschäumenden chauvinistischen Kriegsmentalität ergriffen wurden. Die Konstrukte der „Volksgemeinschaft" und eines „deutschen Sozialismus" fanden offenbar auch bei Teilen der Arbeiterbewegung Anklang, besonders

bei der gewerkschaftlichen. Marxistische Versatzstücke verbanden sich dabei mit nationalistischen Feindbildern zu Anschauungen mit bedenklichen Anklängen an spätere Zeiten.
Kruse zufolge bestand zwischen „Basis" und führenden Gremien von Partei und Gewerkschaften eine Kluft. Die sozialdemokratischen Arbeitermassen lehnten demnach den Krieg ab und brachten dies im Juli 1914 zum Ausdruck, sie nahmen den Kriegsbeginn nicht mit nationaler Begeisterung hin, ihre Kriegserfahrung war Not und Sorge. Das Bild von einer allgemeinen patriotischen Hochstimmung in Frage zu stellen ist gewiß angebracht, und die These, die Fraktion habe mit ihrer Entscheidung dem patriotischen Druck von unten nachgegeben, erscheint durch Kruses Darstellung erschüttert. Andererseits sind Kruses Darlegungen über die Parteibasis aber auch mit Vorbehalten zu versehen. Äußerungen der Minderheit werden allzu schnell als Beweis für die wirkliche Situation genommen. Daß Antikriegsparolen ab Ende Juli 1914 keine größere Anhängerschaft fanden, bleibt unerklärt. Erklärungsbedürftig bleibt auch der bei Kruse dicht belegte Sachverhalt, daß nationalistischer Überschwang in den unteren Rängen von Partei und Gewerkschaft mehr Raum fand als an der Spitze.
In ihrer Tendenz wie in manchen Bewertungen kommt Kruses Interpretation der alten These des „Verrats" nahe. Zwar grenzt er sich explizit von dieser ab, setzt ihr aber letzten Endes doch nur das Argument entgegen, die Parteimehrheit habe geglaubt, mit ihrer Politik die Interessen der Arbeiterschaft am besten zu vertreten (S. 223).
An alte Bewertungsmuster erinnert auch sonst einiges: so die These, die Partei habe das vorhandene Protestpotential gegen den Krieg im Juli 1914 abgeschwächt; die (knappe) Charakterisierung der SPD im Rahmen der Internationale; das Gewicht, das Südekum beigemessen wird; die an mehreren Stellen (so S. 100 ff.) anklingende, wenn auch auf S. 155 f. zurückgewiesene These von der besonderen Anfälligkeit der Funktionäre „bürgerlicher" Herkunft für die Kriegsbegeisterung.
Trotz solcher Einwände bleibt festzuhalten, daß Kruses Buch in anregender Weise zeigt, wie lohnend es ist, sich mit dem Verhalten der Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg neu zu befassen, um dem Phänomen näherzukommen, daß dieser Krieg mit seiner schrecklichen Wirklichkeit von den Völkern hingenommen und in einer heute kaum noch verständlichen Weise mit Sinn ausgestattet wurde, auch in der Arbeiterbewegung.

Agnes Blänsdorf

ENGELMANN, Dieter, und Horst NAUMANN: **Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917–1922.** – Berlin: Edition Neue Wege 1993. 224 S.

Im Klappentext wird der Anspruch der Autoren formuliert: „Was hat uns die USPD heute noch zu sagen?", und die Autoren präzisieren die Fragestellung in ihrer Einleitung noch: „Die USPD war auch eine Friedenspartei. Sie entstand aus der machtvollen Antikriegsbewegung gegen den Ersten Weltkrieg. Gerade das verdient heute unser besonderes Interesse" (S. 6).
Beide Autoren haben in der DDR unter Wilhelm Koenen (ehem. USPD-Mitglied auf dem linken Flügel) an einer Forschungsgruppe über den linken Flügel der USPD mitgearbeitet und ihre Promotionen in den sechziger Jahren verfaßt.
Im Vorwort erfährt die Leserin/der Leser, daß ein „1985 fertiggestelltes Manuskript zur Geschichte der USPD, das nicht nur den linken Flügel und nicht nur die Zeit bis 1920, sondern die Gesamtgeschichte der USPD zum Gegenstand hatte, [...] in der DDR aus ideologischen Gründen ebenfalls nicht erscheinen [konnte]". Endlich – so möchte man meinen – können die Autoren frei schreiben.
Jedoch: Es fällt auf, daß die Verfasser in ihren Anmerkungen an keiner Stelle auf ihre Promotionen zurückgreifen oder darauf verweisen – ein Literaturverzeichnis existiert nicht. Ein kurzer Blick in die zitierte Literatur zeigt, daß zwar in der Einleitung die 1975 erschienenen Arbeiten von Wheeler, Morgan und Krause erwähnt werden, eine Auseinandersetzung oder Verarbeitung dieser Bücher und der danach erschienenen Literatur findet nicht statt. Diese Arbeiten werden in den Anmerkungen wahllos an einigen Stellen adaptiert, um zu zeigen, daß man sie berücksichtigt hat, ansonsten werden fast ausschließlich Originalquellen oder Darstellungen aus der DDR benutzt, die in den fünfziger oder sechziger Jahren erschienen sind. Das macht stutzig. Bundesrepublikanische Literatur wird bis auf wenige Ausnahmen nicht zitiert, erwähnt oder berücksichtigt.
Mißt man die Autoren an ihrem eigenen Anspruch, so muß man sagen: Die Arbeit löst den selbst formulierten Anspruch nicht ein; sie thematisiert das nicht, was sie verspricht. Ein Transfer zu heutigen Fragen der Arbeiter- oder Friedensbewegung wird nicht einmal versucht. Warum gerade heute die „Friedenspartei" unser besonderes Interesse hervorrufen soll, wird an keiner Stelle thematisiert.

Statt dessen wird in altbackener Manier eine Darstellung der Entwicklung der USPD geleistet. Spannend wird das Buch allerdings, wenn man es mit Naumanns Dissertation vergleicht, die im Mai 1961 unter dem Titel *Der Kampf des revolutionären Flügels der USPD für den Anschluß an die Kommunistische Internationale und die Vereinigung mit der KPD (unter besonderer Berücksichtigung der Hilfe durch die Kommunistische Internationale und die KPD)* eingereicht am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Gutachter Hertha Geffke, Wilhelm Koenen und Hellmuth Kolbe, als Maschinenmanuskript vorgelegt wurde.

Ich vergleiche einige wenige wertende Äußerungen des Autors früher und heute und weise bereits jetzt darauf hin, daß diese unterschiedliche Wertung heute an keiner Stelle als neuere Erkenntnis gegenüber früher dargestellt wird, sondern ebenso konstatiert wird wie die alten Äußerungen. Es wird quasi ex cathedra bewertet, nicht analysiert; nur die Wertmaßstäbe haben sich relativiert.

Heißt es 1993 über Kautskys Position zu Rußland, daß seine Bedenken wegen der Rückständigkeit Rußlands vollauf berechtigt waren, insbesondere seine Kritik an der Einschränkung der Demokratie und seine Befürchtung, die Bolschewiki würden die Diktatur des Proletariats durch die Diktatur der Partei ersetzen. (1993, S. 50), so erfährt der Leser 1961 einiges über Kautskys zweideutige, im Wesen feindselige Haltung gegenüber den Bolschewiki und der von der russischen Arbeiterklasse errichteten Diktatur des Proletariats (1961, S. 29 f.).

1993 sprechen die Autoren von der undifferenzierten Einschätzung des sozialistischen Zentrums durch die Kommunistische Internationale (1993, S. 124), während 32 Jahre früher von dem bedeutenden Faktor für den Revolutionierungsprozeß in der USPD gesprochen wurde (1961, S. 44 f.).

Über die Einschätzung und Politik W. Stoeckers, der auf dem linken Flügel der USPD stand und die Vereinigung mit der KPD entschieden betrieb, heißt es 1993, daß Stoecker keinen Versuch machte, dem Zentralismus und dem Machtanspruch der russischen Bolschewiki und der Führer der Komintern etwas Eigenständiges entgegenzusetzen und damit etwas Spezifisches von der USPD in die Dritte Internationale einzubringen (1993, S. 133), während 1961 noch von der hohen Verantwortung gegenüber dem deutschen und internationalen Proletariat (1961, S. 70) gesprochen wurde.

Der Gegenspieler Stoeckers sowohl auf der Reichskonferenz wie auch auf dem Parteitag in Halle war Hilferding. 1993 schreiben die Autoren: „Hilferdings Ausführungen können nicht schlechterdings als antibolschewistisch abgetan werden" (1993, S. 133). In der Dissertation von Naumann heißt es dazu: „Jetzt zog er [Hilferding] alle Register der Verleumdung, um die Bolschewiki und die Kommunisten überhaupt bei den Mitgliedern seiner Partei zu diskreditieren" (1961, S. 68 f.).

Diese Beispiele ließen sich beliebig erweitern. Da, wo die Autoren Neues zu sagen hätten: Protokoll der USPD von 1926 – also der Restgruppe, von der mit Recht gesagt wurde, sie sei bisher in der Forschung unberücksichtigt (weil unbekannt) – da geben die Autoren, die dieses Protokoll benutzten, wenig Neues.

Es geht nicht darum, daß jeder das Recht hat, seine Position im Laufe einer intensiven Beschäftigung mit einem historischen Phänomen zu ändern, gar die entgegengesetzte Position zu vertreten, es geht darum, daß die jeweils eingenommene Position weder kritisch reflektiert noch begründet, sondern nur statuiert und quasi als „wahr" dargestellt wird.

Das Recht auf Irrtum ist auch einem Horst Naumann zuzugestehen, aber dann sollte die neue Position im Widerspruch zur alten neu erklärt werden. Ansonsten muß davon ausgegangen werden, daß hier kein Lernzuwachs und Lernprozeß stattgefunden hat, sondern eine Umdefinition des Alten mit einem demokratischen Deckmäntelchen.

Hartfrid Krause

BALDERSTON, Theo: **The Origins and Course of the German Economic Crisis 1923–1932** (= Schriften der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 2; Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa, 1914–1924). – Berlin: Haude und Spener, 1993. XXI, 505 S.

KLEINSCHMIDT, Christian: **Rationalisierung als Unternehmensstrategie: Die Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets zwischen Jahrhundertwende und Weltwirtschaftskrise** (= Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd. 2). – Essen: Klartext Verlag, 1993. 384 S.

Quellen zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Weimarer Republik. Hrsg. von Walter STEITZ (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. 38). – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1993. XX, 583 S.

Until the late 1970s the severity of the Great Depression experience in the German case, as expressed in the high level of unemployment that emerged, in particular contrast with Britain as the other major industrial economy in Europe, was ascribed essentially to the deflationary policy responses of the Brüning government. In turn, apart from the influence of the pre-Keynes notion of the need to balance the budget annually, such policy responses could be attributed to constraints imposed by reparations obligations, as in the Dawes and Young plans that had paved the way for the accumulation of a substantial external debt and precluded the option of devaluation resorted to by the British in September 1931; when the Gold-Exchange Standard was abandoned, the pound allowed to float downwards and exports were stimulated. To this might be added the inheritance of the hyperinflation of the early 1920s when, as a result of the $US-*Reichsmark* becoming the benchmark for the rapidly deteriorating value of the latter, the general public came to equate devaluation with inflation.

Received opinion began to change from the later 1970s, following the appearance in 1978 of Knut Borchardt's article emphasising the role of "excessive" real wage levels, derived from the compulsory arbitration system imposed by Weimar, in exacerbating the impact of the depression in Germany. As a consequence, in particular, profits were apparently squeezed as the source of investment funds, and thereby an "unviable" economy was in the process of being created, which more or less imploded with the downturn of the international economy. From that "supply-side" perspective, a "healthy" ratio between wages and profits was restored by the Hitler regime and maintained by the Federal Republic as a basis of the so-called "Economic Miracle". Coincidence of widespread acceptance and reinforcement of the above view paralleled that of "neo-conservative" revisionism in the interpretation of the genesis and the praxis of the Third Reich. It lent credence to contemporary businessmen's complaints about the "excessive" level of wage costs imposed upon them by the Weimar "system" and thereby perhaps justified their financial support of parties of the far right, including the NSDAP. (In reality, like farmers' views of the weather, businessmen complain about wage costs whatever the actual situation.) Theo Balderston's important book provides a critique of this view, essentially from a neoclassical economics approach and on the basis of an impressive analysis of the available statistics.

The central argument is that while there was a squeeze on profits in the period 1925–29, it was not the result of "excessive" wage settlements. The latter view is discounted on the ground, firstly, that an increasing participation ratio in the labour force indicates that the wage level was not set above the market clearing level. In other words businessmen were not responding to wage settlements by reducing investment which involved an expanding demand for labour. Secondly, continuing German export competitiveness in the later 1920s, as expressed in the substantial growth of exports in a slowly expanding world economy, indicates that German workers were not "pricing themselves" out of the world market. The squeeze on profits was to a large extent the result of an inherited overhang of charges for fixed capital assets in relation to the size of the post-1918 market. The burden of this was in the process of being diminished by the expansion of the market. However, that tendency was to an extent counteracted by the productivity-enhancing investment in this era of "rationalisation."

The subject of "rationalisation" is examined in Christian Kleinschmidt's doctoral dissertation in respect of the Ruhr iron and steel industry. Unlike previous contributions he does not see this as a phenomenon confined to the period 1925–29, in particular in the area of technology. What stands out about the later 1920s is the synchronisation of technological, organisational and above all labour process "rationalisation". This important micro-economic study, of an issue that has hitherto been only studied at the macroeconomic level, lends support to Balderston's thesis.

Without detracting from Balderston's contribution to our understanding of why the Great Depression was so severe in the German case, arguably the role of certain structural factors has been overlooked in explaining the high rate of unemployment. There is the high degree of cartelisation of a large extent of the manufacturing sector. It is clear that prices declined much further in competitive than in cartelised sectors of the economy. In the latter the alternative to price reduction was pursued as far as possible, through the closure of plant, with inevitable consequences for the level of employment and for that matter for the real incomes of the mass of the population. There is also the particular orientation of the German industrial sector toward capital goods, and "luxury" products such as musical instruments and toys, the demand for which was particularly affected by the downturn of the world market.

It is questionable whether, as the author claims, that the work is "particularly useful for English-speaking scholars for its assembly of data" on the issues involved. If they are researching in the area, they can presumably read German and consult the *Konjunkturstatistisches Handbuch.*

More important is the analysis presented of the statistics. Here a certain paradox emerges. The author seems to have a Rankean belief in the validity of statistical facts as historical evidence. Yet much of the analysis is concerned with the deficiencies of that data; which it is presumed can be overcome by interpretation and sometimes assumption. This is a legitimate approach, so long as the partial nature of many of the answers it provides is recognised.

The publication of collections of documents, such as that under review by Walter Steitz, has a similar Rankean inspiration. In this particular case the emphasis in selection, in almost all cases of contemporary published material, is on the First World War and its immediate aftermath, rather than on the closing years of Weimar. The focus is especially upon war finance and the consequences of the outcome of the struggle, in terms of financial policy and economic structural adjustment. On the other hand, subjects omitted that are of interest to readers of this journal include the labour movement, *Alltagsgeschichte* and social structural change.

John Perkins

SCHWABE, Klaus: **Zwischen Krone und Hakenkreuz. Die Tätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion im Mecklenburg-Schwerinschen Landtag 1919–1932.** – Sindelfingen: Anita Tykve Verlag 1994. 232 S.

Das vorliegende Buch ist die erste Veröffentlichung überhaupt zur Geschichte der mecklenburgischen Sozialdemokratie in der Weimarer Republik. Es behandelt die Themenkomplexe Einstellung zum parlamentarischen System, Tätigkeit als Regierungspartei, Verhältnis zur KPD, Haltung zur europäischen Nachkriegsordnung und zum Versailler Vertrag, Abwehr des Nationalsozialismus, Transformationsvorstellungen gegenüber der bestehenden Gesellschaft und Sozialisierung, Siedlungspolitik, Verwaltungs- und Schulreform. Beigefügt sind Aufstellungen über die Landtagswahlergebnisse, die mecklenburg-schwerinschen Landesregierungen in der Weimarer Republik und die Landtagsabgeordneten der SPD.

Quelle der Arbeit sind fast ausschließlich die stenographischen Protokolle der Landtagssitzungen. Durchgängig spürbar ist, daß augenscheinlich vorhandene Protokolle und Mitschriften von Fraktionssitzungen und Ausschußberatungen „weniger Berücksichtigung fanden" (S. 12). Die Arbeit leistet daher nicht das, was sie unter diesem Titel hätte leisten müssen. Weder die Darstellung von Auseinandersetzungen bzw. politischen Richtungsdiskussionen in der mecklenburgischen Sozialdemokratie im allgemeinen und der Landtagsfraktion im speziellen noch der Vergleich mecklenburgischer Entwicklungen mit jenen im Reich wurde versucht. Statt dessen ist der Verf. großenteils der Versuchung erlegen, aus Überblickswerken das Gerüst der allgemeinen Reichsentwicklung zu beziehen und dieses dann mit Zitaten aus dem Mecklenburg-Schwerinschen Landtag zu umkleiden, was zur Folge hat, daß die ermüdende Parlamentsrhetorik auch das Buch mitprägt. Allgemeinplätze, fragwürdige Urteile, umständliche und mißverständliche Formulierungen schlagen mitunter bis zu unfreiwilliger Komik durch: „Alle im Landtag vertretenen Parteien waren angehalten, die Interessen ihrer Wähler zu vertreten" (S. 32). „Die sozialdemokratische Fraktion bemühte sich mit zahlreichen Anträgen und Gesetzesinitiativen, ihrem Anspruch als Vertretung der Interessen der Arbeitnehmer gerecht zu werden. Dabei erhielt sie jedoch oftmals wenig Unterstützung von bürgerlichen Parteien" (S. 154).

Neben der unstrukturierten Darstellung der mecklenburgischen Sozialdemokratie nach der Novemberrevolution wird auch auf ihre Vorgeschichte im Wilhelminischen Reich nicht eingegangen; eine genauere Analyse der Wirtschafts- und Sozialstruktur wird nicht geliefert (obwohl dafür Literatur vorliegt). Dafür geistert „die Bevölkerung" mit ihren „Erwartungen" durch den Text.

Angesichts der schmalen Quellenbasis und Problemen bei der Darstellung bleibt der Erkenntniswert gering. Die Quellenauswertung hätte einen Aufsatz vielleicht noch gerechtfertigt, eine selbständige Veröffentlichung trägt sie nicht mehr. Die Chance, eine Forschungslücke zu schließen, wurde vergeben.

Torsten Kupfer

Bremer Großwerften im Dritten Reich. Hrsg. von Peter KUKUK (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Bd. 15). – Bremen: Edition Temmen 1993. 208 S.

Die konsequente Einbindung der Bremer Seeschiffswerften in die Rüstungsmaschinerie des Dritten Reiches ist das Hauptthema dieser fünf Beiträge umfassenden Publikation, in der neben Peter Kuckuk (zwei Aufsätze), Waltraud Markgraf, Hartmut Pophanken und Hartmut Roder ihre im Zusammenhang mit dem Projekt Schiffbaugeschichte der Universität Bremen entstandenen Arbeiten vorstellen. Der primär als Beitrag zur Unternehmensgeschichte konzipierte Ansatz vernachlässigt keineswegs die Lage der Arbeiterschaft. Die Publikation erhält ihre Spannung aus dem Kontrast, der in der Darstellung der verschiedenen strukturellen Ebenen angelegt ist: die Wechsellagen und Interessen der Kapitalseite, Weltwirtschaftskrise, Konjunkturentwicklung, technisches Know-how, Baukapazitäten der Werften, traditionelle Arbeitstechniken und ihre einschneidenden Veränderungen im Zuge des seriellen U-Boot-Baus, der Wechsel von der zivilen zur Rüstungsproduktion mit all ihren Konsequenzen für die Bereiche Produktionstechnik, Arbeitsplatz, Lebenslage und Machtverlust der Arbeiterschaft. Zum anderen lebt der Kontrast von der Darstellung der unterschiedlichen Profile der beiden Großwerften des Bremer Seeschiffbaus, der A. G. „Weser" und dem Bremer Vulkan.
Die Geschichte der A. G. „Weser" ist eng verwoben mit der Geschichte der Deschimag, dem 1926 unter maßgeblicher Beteiligung des Bremer Bankiers Schröder ins Leben gerufenen Konzern des norddeutschen Schiff- und Schiffsmaschinenbaus in Weimar. Das Bankhaus Schröder geriet in den Strudel der Weltwirtschaftskrise, doch die Deschimag wurde zu Beginn der 30er Jahre durch geschickte, wenn auch verlustreiche Transaktionen saniert, wobei das Land Bremen und das Reich vorerst als Hauptanteilseigner die größte finanzielle Last übernahmen.
Staatliche Abwrackprogramme, Aufträge des NDL und der DDG, die von seiten des Reiches subventioniert wurden, und die technisch hervorragende Maschinenbauabteilung sorgten bei der A. G. „Weser" in den Jahren bis 1935 für erste Auslastungen, auch spektakuläre Aufträge. Doch erst die Einbeziehung, schließlich die völlige Integration als Rüstungsschmiede für den Bau von Zerstörern und vornehmlich von U-Booten (insbesondere des Typs IX C), seit Sommer 1943 auch der Zusammenbau des neuen Typs XXI garantierten der A. G. „Weser" wie auch dem Bremer Vulkan bis zum Kriegsende völlige Auslastung. Als sich diese Entwicklung abzeichnete, kaufte 1937 eine Bremer Gruppe einen Teil der staatlichen Aktien auf, bis dann 1941 der Krupp-Konzern als Hauptaktionär die Deschimag und damit die A. G. „Weser" seinem Unternehmen eingliederte.
Die technische Innovation des Schweißens führte zusammen mit dem ungeheuren Druck der Kriegsproduktion zu einem Rationalisierungsschub im U-Boot-Bau (Schußbauweise, schließlich Sektionsbau im Taktverfahren unter Einbeziehung mehrerer Großwerften im norddeutschen Küstengebiet). Der U-Boot-Bunkerbau, die unmenschliche Ausbeutung von Fremdarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen, sind Aspekte, die die Autoren im Zusammenhang mit der Kriegsproduktion herausarbeiten.
Deutlich wird nicht zuletzt auch aus dem Beitrag von Waltraud Markgraf über den Aspekt „Schönheit der Arbeit", die dankenswerterweise lange Auszüge aus den Interviews mit Zeitzeugen, ehemaligen Werftarbeitern des Bremer Vulkan und der A. G. „Weser", aufgenommen hat, wie viele Aspekte noch auf eine weitere gründliche Aufarbeitung warten. Wichtig wäre dabei auch die Ergänzung einer sich „objektiv" gebenden Strukturgeschichte durch eine Darstellung, die der Mentalität der Beteiligten sowie der Unternehmens- und der Arbeiterkultur gerade für diesen sehr wichtigen Zeitabschnitt mehr Beachtung zollt. Die Illustration durch zahlreiche Photos stellt eine positive Ergänzung des Textes dar.

Johanna Meyer-Lenz

GARBE, Detlef: **Zwischen Widerstand und Martyrium. Die Zeugen Jehovas im „Dritten Reich".** 2. Aufl. (= Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 42). – München: Oldenbourg Verlag 1994. 577 S., zahlr. Tab. und Abb.

Wie andere Randgruppen sind die Zeugen Jehovas (ZJ) in der bisherigen Forschung zur NS-Zeit kaum berücksichtigt worden. Neuere Arbeiten über die ZJ waren lokalgeschichtlich orientiert; sie lieferten für ihren Raum relativ verläßliche Daten, waren aber in ihrer Gesamtinterpretation von den älteren Arbeiten Friedrich Zipfels und Michael Katers abhängig. Durch eine Außensicht der ZJ bestimmt, erschienen ihnen die Motive der ZJ oft nur als rätselhaft und wenig sinnvoll. Außerdem

blieb strittig, ob das Martyrium der ZJ überhaupt als Widerstand zu bewerten sei. Garbe berücksichtigt demgegenüber nicht nur die vorhandene Literatur umfassend, sondern erweitert auch durch authentische Texte der ZJ und durch Befragungen Betroffener die Materialbasis erheblich. Er kann so neue Argumente in die bekannte Debatte um Widerstand, Resistenz und Opposition in der NS-Zeit einbringen, und es ist durchaus verständlich, daß die Veröffentlichung binnen Jahresfrist eine zweite Auflage erlebte.

Der Verfasser verbindet die Geschichte der ZJ auf Reichsebene mit einer lokalgeschichtlichen Studie der Hamburger ZJ, für die er eine ausführliche soziologische Analyse liefert, die allerdings kaum vom bekannten Bild abweicht. In seiner chronologischen Darstellung ist zunächst die Schilderung der Auseinandersetzungen der Großkirchen mit dieser „Sekte" bemerkenswert, weil sie das Verbot durch NS-Stellen vorbereiteten. Immerhin wollte die deutsche Führungsgruppe der ZJ in den Jahren bis 1935 ihre Institution retten und setzte auf ideologische Anpassung an den Nationalsozialismus. Dagegen plädierten die amerikanische Führung und die Mehrheit der deutschen Anhänger bald für einen Konfrontationskurs, um die eigene religiöse Identität zu wahren, die sich schlichtweg als politisch „neutral" definierte. Soweit sich die ZJ nicht von dem bisherigen religiösen Gemeinschaftsleben zurückzogen – Garbe kann am Hamburger Beispiel zeigen, daß das eine recht große Zahl von Mitgliedern tat –, wiesen die „Ernsten Bibelforscher" alle Ansprüche auf politische Konformität zurück und missionierten in ihrem Umkreis auch unter konspirativen Bedingungen weiter. Dagegen setzte sich im Konflikt mit der Justiz, die lange für den Erhalt der Religionsfreiheit plädierte, der „Maßnahmenstaat" durch. Schutzhaft und seit Kriegsbeginn zahlreiche Todesurteile gegen die konsequent pazifistischen Zeugen zerschlugen die überregionale Organisationstruktur. Immerhin verbesserten sich in den KZs seit 1942/43 die Arbeits- und Lebensbedingungen der ZJ. Denn der Zustrom ausländischer KZ-Gefangener erhöhte für die SS den Wert der pflichtbewußten ZJ, die meist aus handwerklich-gewerblichen Berufen stammten. So erhielten sie oft Funktionsstellen in den Lagern, bis sie dann im Strudel des Endkampfs des NS-Regimes noch einmal extrem gefährdet wurden.

In seiner Darstellung korrigiert Garbe behutsam die bekannten Zahlen von der Verfolgung der ZJ. Gewiß gehörten sie zu einer konsequent verfolgten Gruppe, aber dennoch wurden nicht alle Zeugen verhaftet oder in den KZs gequält. Immerhin wurde fast die Hälfte aller Mitglieder der Jahre 1933/34 verhaftet, mehr als 2000 deutsche ZJ kamen ins KZ, ca. 1200 Zeugen wurden nach Garbes einleuchtender Schätzung getötet. Dabei macht Garbe plausibel, daß ein wirkungsgeschichtlicher Ansatz zu kurz greift, der das Verhalten der ZJ nur als irrational und wenig effektiv beschreiben kann. Ein derartiges an politischen Kategorien orientiertes Urteil übersieht, daß es den ZJ ja nicht um einen öffentlichen Protest gegen die NS-Willkür ging, sondern – in ihren Kategorien – um die Bewährung in einer von Gott auferlegten Prüfung. Ebensowenig reicht die von manchen Autoren vertretene Totalitarismusthese aus, die die eskalierende Auseinandersetzung zwischen NS-Regime und ZJ durch die Strukturgleichheit beider Ideologien erklärt: Mit totalitärem Ansatz, einem dichotomischen Weltbild und einer autoritären Herrschaftsstruktur konkurrierten sie miteinander; als marginale Randgruppe mußten die ZJ dabei unterliegen. Aber diese Deutung verwischt Ursache und Wirkung und macht Opfer zu Tätern. Denn die Nazis begannen ihren Kampf gegen die ZJ, weil sie vermeintlich „undeutsches" und „jüdisch verseuchtes" Gedankengut propagierten, nicht aber weil sie ernsthafte Konkurrenten bei der Forderung nach uneingeschränkter Gefolgschaft waren. Außerdem verzichteten die ZJ auf den Einsatz irdischer Machtmittel, während diese für die Nazis konstitutiv waren. Auch wenn totalitäre Strukturen und eine krasse Realitätsverzerrung bei den ZJ unverkennbar sind, so ist doch die Abfolge des Handelns auf beiden Seiten entscheidend: Die Eskalation von Verfolgung und Gegenwehr wurde von Nazis in Gang gesetzt, die ZJ waren nicht von vornherein NS-Gegner. Allerdings gewährten dann die autoritäre Struktur und die Gruppenbezogenheit auch eine günstige Ausgangslage für die illegale Tätigkeit der ZJ. Daß damit der Anspruch des NS begrenzt wurde, ist evident, entsprechend wurde ihr Handeln von den Zeitgenossen als Widerstand bewertet. Aber darin ging das Handeln der ZJ nicht auf. Denn ihre Ziele blieben apolitisch, sie wollten ihren Glauben behaupten, nicht aber die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern.

Garbe beteiligt sich implizit auch an der bekannten Diskussion über den Widerstandsbegriff. Er macht auf die Bedeutung der Identität aufmerksam, die sich jeweils unterschiedlich definierte. Dieses nicht immer klar explizierte Selbstverständnis war in jedem Fall die Basis, um sich *langfristig* den Zumutungen des NS-Regimes zu entziehen. Dementsprechend darf es bei der Beschreibung

und Bewertung oppositionellen Verhaltens nicht ignoriert werden. Daran erinnert Garbes Darstellung zu Recht. Definierte sich die Identität in einer religiösen Form wie bei den ZJ, wurde sie zu einem so harten Kern, daß es den Nationalsozialisten nicht gelang, eine derartige Randgruppe zu zerschlagen.

Hans Otte

Geheimdienstkrieg gegen Deutschland. Subversion, Propaganda und politische Planungen des amerikanischen Geheimdienstes im Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Jürgen HEIDEKING und Christof MAUCH (= Sammlung Vandenhoeck). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1993. 198 S.

Dieser Band ist Ergebnis eines Forschungsprojektes über die Auslandskontakte des deutschen Widerstandes, das von 1989 bis 1993 unter der Leitung von Jürgen Heideking an der Universität Tübingen durchgeführt wurde. Im Zuge dieses Projektes wurde zum ersten Mal der jüngst freigegebene, umfangreiche Nachlaß der 1942 gegründeten, 1945 wieder aufgelösten US-Geheimdienstbehörde „Office of Strategic Services" (OSS), der Vorläuferorganisation des CIA, systematisch ausgewertet. Die Essays von Jürgen Heideking, Christof Mauch, Heike Bungert, Petra Marquardt-Bigman, Catherine Schiemann und Oliver Rathkolb stellen erste Ergebnisse der mehrjährigen Forschung vor.

Die Forschungsbeiträge sind nicht allein unter internationalgeschichtlichen Gesichtspunkten interessant. Sie stellen ebenso eine Annäherung an faszinierende Kapitel deutscher Geistes- und Exilgeschichte dar. Denn in den Reihen des amerikanischen Geheimdienstes, vor allem in seiner „Forschungs- und Analyseabteilung" (Research and Analysis Branch), fanden sich seit Beginn seiner Tätigkeit eine beachtliche Anzahl deutscher Emigranten (insbesondere aus den Reihen der Frankfurter Schule). Welche Rolle spielten diese deutschen Emigranten innerhalb der OSS?

In der historischen Forschung wird der Einfluß deutscher Emigranten auf die amerikanische Deutschlandpolitik allgemein als gering eingeschätzt. Dies lag nicht nur daran, daß die deutsche Emigration unfähig war, mit einer Stimme zu sprechen, und sich vielmehr Weimarer Verhältnisse replizierenden Fraktionskämpfen hingab. Vor allem Präsident Roosevelts Neigung, alle potentiell die Kriegsallianz mit der Sowjetunion gefährdenden Nachkriegsplanungen aufzuschieben, erschwerte eine effektive Einflußnahme. Dennoch gab es auf verschiedensten Ebenen der amerikanischen Regierung frühzeitig Bemühungen um eine Planung für die Nachkriegszeit, so auch in den Reihen der OSS. Wie Mauch belegt, spielten deutsche Emigranten wie Herbert Marcuse oder Otto Kirchheimer hier eine aktive Rolle. Franz Leopold Neumann übte mit seiner 1942 erschienen Faschismusstudie „Behemoth" maßgeblichen Einfluß auf die Perzeption des Nationalsozialismus innerhalb der OSS aus. Zudem versuchte die OSS, mittels ihrer im Juni 1942 gegründeten „Labor Section" systematisch Kontakte zu oppositionellen deutschen Arbeitern und Gewerkschaftern aufzubauen, wobei man sich anfänglich vor allem an der Zusammenarbeit mit aktionistisch gesinnten Gruppen wie „Neu Beginnen" interessiert zeigte.

Bungert zeigt in ihrem Beitrag über die amerikanische Perzeption des „Nationalkomitees Freies Deutschland" (NKFD), daß die sowjetischerseits inspirierte Gründung des NKFD von der OSS frühzeitig als „meisterhafter Schachzug" der sowjetischen Deutschlandpolitik erkannt wurde. Innerhalb des amerikanischen Geheimdienstes, vor allem ihrer Forschungsabteilung, drängte man in Abwehr einer befürchteten bolschewistischen Machtübernahme in Deutschland auf weitgehende soziale und politische Reformen im Zusammenarbeit mit der antinationalsozialistischen linken Arbeiteropposition als Gegengewicht zum Nationalkomitee, erwog eine Zeit lang sogar die Gründung eines mit sozialdemokratischen und bürgerlichen Emigranten besetzten Gegenkomitees. Diese Bemühungen, wie auch eine Unterstützung der sozialdemokratischen „German Labor Delegation" und anderer Emigrantengruppen, scheiterten gegen Kriegsende am wachsenden Mißtrauen der amerikanischen Regierung gegenüber kommunistischer Infiltrierung und aus Furcht vor Mißinterpretationen seitens des sowjetischen Allianzpartners.

Marquardt-Bigmans Beitrag geht dem Einfluß der OSS-Forschungsabteilung (R&A) auf die amerikanische Deutschlandplanung in der Spätphase des Krieges nach. Die R&A-Abteilung, in die mit der großen Zahl deutscher Emigranten ein „linkshegelianischer Weltgeist" eingezogen war, befürwortete in ihren zahlreichen Studien eine „soziale Revolution" und tiefgreifende sozioökonomische Veränderungen in Deutschland, um ein erneutes Erstarken des deutschen Militarismus auf Dauer zu verhindern. Zugleich plädierte man für eine begrenzte Rolle der alliierten Besatzungsregierung

und für eine frühzeitige Heranziehung demokratisch-antinationalsozialistischer Kräfte innerhalb Deutschlands für den politischen Wiederaufbau. Entschieden argumentierte man innerhalb der R&A gegen Pastoralisierungs-, Zerstückelungs- und Spaltungskonzeptionen und befürwortete vielmehr eine stärkere Einbindung Deutschlands in die europäische Wirtschaftsstruktur. Die Ausarbeitungen der R&A wurden teilweise im amerikanischen Außenministerium sehr geschätzt und flossen punktuell in den Planungsprozeß ein, in ihrer Gesamtheit blieb ihnen jedoch Einfluß versagt. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Rathkolb für die Planungen der OSS im Hinblick auf Österreich.

Zusammen mit Heidekings Beitrag zur „Breakers-Akte" liefern diese solide recherchierten Essays wichtige Denkanstöße für die Exilforschung und verdienen Beachtung.

Christian F. Ostermann

KARLSCH, Rainer: **Allein bezahlt? Die Reparationsleistungen der SBZ/DDR 1945–1953.** – Berlin: Links Verlag 1993. 302 S.

Der Autor dieser essayistisch locker gehaltenen und keine der im Kalten Krieg gewachsenen „paradigmatischen" Verästelungen auslassenden Geschichte der ost-westlichen Geschichten, die unter dem Oberbegriff „Reparationen" subsummiert wurden, trägt nicht nur alles zu diesem Thema Veröffentlichte zusammen, sondern vertieft es durch Quellen aus Archiven der neuen Bundesländer. Historiker, die nicht, wie der Verf., Wirtschaftshistoriker im engeren Sinne sind, haben vielfach noch aus dem Propädeutikum zur Volkswirtschaftslehre im Gedächtnis behalten, daß das Bewertungsproblem die eigentliche Crux des Faches bleibt. Deshalb geneigt, die Ökonomie als eine axiomatische Wissenschaft zu betrachten, bleiben sie der Suggestivkraft von Zahlen gegenüber vergleichsweise nüchtern. Die vielen Rechenoperationen des Autors verdienen insofern ob des Forscherfleißes besondere Anerkennung und ihre Ergebnisse sind wichtige Indikatoren, doch aufgrund des Gegenstandes strahlen sie nicht die Magie der Endgültigkeit aus. – Festhaltenswert ist, daß auch hier belegt wurde, in welch hohem Maße noch in den Anfangsjahren der DDR authentisches Datenmaterial in den Westen gelangt war und der Wissenschaft schon seit Jahrzehnten zur Verfügung stand.

Der Verf. verfolgt die Diskussion ab 1941, thematisiert die wirtschaftliche Ausgangslage der SBZ und die Kriegsschäden, beschreibt plastisch die Demontagewellen, die Sowjetischen Aktiengesellschaften bis hin zum Einsatz deutscher Spezialisten in der Sowjetunion, so daß dem Reparationsproblem im engeren Sinne und den Besatzungskosten nur die Hälfte des Buches gewidmet ist. Die aufgrund neuer Quellen errechnete Gesamtbilanz von ca. 14 Mrd. $ Reparationen und Besatzungskosten korrigiert – weitgehend aufgrund einer präzisierten Bewertungs- und Umrechnungsbasis – die früher von Fisch und Köhler aufgestellte Rechnung von ca. 16,3 Mrd. $.

In der Einleitung distanziert sich der Verf. in geradezu „penetranter Weise" vom politischen Gezänk um die deutschen Nachkriegsreparationen, einschließlich ihrer deutsch-deutschen Verrechnung. Als politisch ist jedoch das Resümee zu klassifizieren, daß eine Deindustrialisierung der SBZ/DDR Kostenfolge der hohen Reparationen war. Überzeugend sind die Argumente nicht: So seien die industriellen Kapazitäten in der SBZ um 39 Prozent gegenüber 1944 abgebaut worden, so daß hier 1948 nur kaum 50 Prozent der Kapazitäten von 1944 verblieben; im Westen lagen sie aber etwa 11 Prozent höher als 1936 (S. 233). Eine Milchmädchenrechnung. Denn schon früher wies beispielsweise Wolfgang Zank darauf hin, daß in die mitteldeutsche Industrie im Krieg extrem hohe Investitionen geflossen sind, und auf S. 36 kam man auch lesen, daß von 1936 bis 1944 die Bruttoproduktion auf dem Gebiet der späteren SBZ um mindestens 64 Prozent gewachsen war. Auch wenn man den kriegsbedingten Transfer von industriellen Ausrüstungen nach Mitteldeutschland wie der Verf. völlig außer acht läßt, schießt er übers Ziel, wenn er auf S. 238 resümiert, daß der Reparationstransfer allein zu einer mehrjährigen Investitionslücke, zur Einbindung in das östliche Wirtschaftssystem sowie zum Aufbau einer strukturfremden Reparationsindustie in Ostdeutschland geführt hatte, damit letztendlich zur Diskreditierung des Sozialismus auf deutschem Boden. Aus plastischen Gründen überpointiert, könnte vielmehr gegengefragt werden, wieso in der DDR trotz der hohen Reparationen überhaupt eine museale industrielle Infrastruktur entstehen konnte.

Jan Foitzik

VORHOLT, Udo, und Volker ZAIB: **SED im Ruhrgebiet? Einheitsfront-Politik im Nachkriegsdeutschland – eine regionale Studie** (= Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 30). – Münster und Hamburg: LIT Verlag 1994. 175 S.

Im Vordergrund der anzuzeigenden Arbeit der beiden Dortmunder Politikwissenschaftler Vorholt und Zaib stehen die Versuche der KPD bzw. der SED, in den Jahren 1946 bis 1948 eine einheitliche Arbeiterpartei, die SED, auch in den Westzonen zu gründen bzw. ihre Gründung ab 1947 durch „Komitees zur Vorbereitung der SED" voranzutreiben. Den Autoren ist es gelungen, die vielfältigen Aktivitäten, die besonders in Dortmund zu verzeichnen waren, nachzuzeichnen, eingebettet in die entsprechenden Konzeptionen der SED bzw. der SMAD. Die jeweils spezifischen Positionen der SED bzw. SMAD zur Deutschlandpolitik bestimmten jeweils auch die Politik der SED-Gründungskomitees im Westen bzw. deren zunehmende mangelnde Attraktivität.

In Dortmund und in weiteren Städten des Ruhrgebiets konnten vergleichsweise große Gruppen gebildet werden. Max Reimann sprach von ca. 35000 Personen, die sich allein in Nordrhein-Westfalen bis zum Herbst 1947 zur Gründung der SED-Komitees bekannten und entsprechende Listen zeichneten. Nach Vorholt und Zaib stammte allein ein Viertel dieser Personen aus Dortmund. Klar wird auch, daß ein nicht unerheblicher Anteil dieser Unterzeichner aus den Reihen der KPD stammte, auch wenn SED und KPD Wert darauf legten, nicht zu offensichtlich als „Anleiter" der Komitees in der Öffentlichkeit dazustehen. Dortmund, hier fand die erste und einzige, schnell von den Briten verbotene, Gründung einer SED-Ortsgruppe statt, hat noch einige Besonderheiten aufzuweisen. Erster Vorsitzender der SED-Komitees des Ruhrgebietes wurde der zu der Zeit schon recht greise Sozialdemokrat Franz Klupsch. Klupsch, von Vorholt und Zaib zu Recht als „Kommunistenfresser" der Weimarer Zeit bezeichnet, bestimmte als hauptamtlicher Vorsitzender des SPD-Bezirks Westliches Westfalen (1919–1933) dessen Kurs auf dem rechten Flügel der Weimarer Sozialdemokratie wesentlich mit. Mindestens ebenso erstaunlich ist für Vorholt und Zaib die Erkenntnis, daß die Ostberliner SED-Führung Klupsch nicht nur einfach mitarbeiten ließ, sondern als „Altveteran der Arbeiterbewegung" feierte und propagandistisch herausstellte, obwohl Klupsch keinerlei Rolle mehr in der Nachkriegssozialdemokratie spielte. Darüber hinaus wird deutlich, daß weitere Mitarbeiter der SED-Komitees aus den Reihen des sozialdemokratischen Funktionärskörpers kaum gewonnen werden konnten. Anhänger wurden in begrenztem Ausmaße in einigen Betrieben gewonnen, an der gewerkschaftlich-sozialdemokratischen Basis. Das Verhältnis zur Sozialdemokratie bestimmt naturgemäß auch die Studie von Vorholt und Zaib, schließlich sollte die SPD, zumindest aber ein Teil ihrer Anhänger und Mitglieder, für die SED gewonnen werden. Auch dieser Konflikt wird nachgezeichnet. Stationen sind die heftige Propaganda, der Ausschluß von SPD-Mitgliedern, die in den Komitees wirkten, bis zum (Wieder-)Eintritt einer Reihe nichtkommunistischer Mitarbeiter des Dortmunder Komitees um den ehemaligen Sozialdemokraten Siegfried Drupp und das ehemalige SAP-Mitglied Emil Brune in die SPD. Drupp und Brune spielten anschließend noch viele Jahrzehnte lang führende Rollen innerhalb der Dortmunder SPD.

Als Ergänzung sollten die von Kleßmann und Friedemann schon 1977 veröffentlichten Dokumente[1] zur explizit gegen die KPD gerichteten sozialdemokratischen Gewerkschaftsarbeit im Ruhrgebiet herangezogen werden.

Der zweite Teil der Arbeit (S. 114–160) umfaßt 16 zum Teil im Faksimile abgedruckte Dokumente, die die Ergebnisse der Studie eindrucksvoll abrunden und bestätigen. Es finden sich u. a. Briefe und Reden von Max Reimann, Wilhelm Pieck und Franz Klupsch sowie interne Protokolle der KPD und der SED, die größtenteils aus den Beständen des ehemaligen Parteiarchivs der SED stammen. Ergänzt wird die Dokumentation durch den Abdruck verschiedener Flugblätter und Zeitungsartikel. Hinweisen möchte der Rezensent noch auf ein Protokoll Emil Brunes, in dem über die Zusammenkunft Brunes und Drupps für die übertrittswilligen Mitglieder der SED-Komitees mit Fritz Henßler und Ewald Sprave für die Dortmunder SPD berichtet wird.

1 Christoph Kleßmann und Peter Friedemann, Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946 bis 1948, Frankfurt a. M. und New York 1977, S. 111–125.

Uwe Schledorn

Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hrsg. von Axel SCHILDT und Arnold SYWOTTEK (= Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 35). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1993. 856 S.

Die Geschichtswissenschaft und die interessierte Öffentlichkeit haben sich stets bevorzugt den Fehlentwicklungen und Katastrophen der deutschen Vergangenheit zugewandt. Eine solche „negative" Attraktivität konnte die alte Bundesrepublik wohl in nur geringerem Ausmaß vorweisen, so daß die dem Erkenntnisobjekt „Westdeutschland" verbundene Geschichtsschreibung vielleicht nicht die Beachtung erfahren hat, die sie verdient hätte. Schon aus diesem Grund dürfte der vorliegende Sammelband von nicht unerheblichem zeitgeschichtlichem Interesse sein.

Zusammengefaßt werden in dem über 800 Seiten starken Werk Referate, die bereits auf einer Konferenz im März 1991 in Hamburg unter dem Titel „Modernität und Modernisierung in der Bundesrepublik der 50er Jahre" vorgestellt und diskutiert wurden. Die große Anzahl der Beiträge – 53 Aufsätze enthält der Band, darunter einige von namhaften Autoren wie Klaus von Beyme – verbietet an dieser Stelle ein detailliertes Eingehen auf konkrete Inhalte. Dennoch sei auf die Vielfalt der Themen hingewiesen, die darüber hinaus die interdisziplinäre Ausrichtung des Bandes verdeutlicht: Studien zu ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklungen und Strukturen nehmen ebenso breiten Raum ein wie die Reflexion kultureller Aspekte. Besondere Beachtung finden die Themen „Medien und Kommunikation", „Westdeutsches Sozialsystem", „Konsum" und nicht zuletzt der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Ergänzt wird das Werk, und damit einer auf die Bundesrepublik verengten Perspektive vorbeugend, durch die Thematisierung westeuropäischer Trends und Studien zu gesellschaftlichen Entwicklungen in den Nachbarstaaten DDR und Österreich.

In gewisser Weise problematisch erscheint die definitorische Diskussion und Verwendung des Begriffs „Modernisierung". Einerseits fällt die terminologische Grundlegung am Beginn des Werkes etwas knapp bzw. unscharf aus, andererseits lassen manche Beiträge eine dem Generalthema verpflichtete Fragestellung vermissen und fokussieren auf einer deskriptiven Darstellung von allerdings überaus wissenswerten Detailkenntnissen. Diese Einwände sollten jedoch nicht überbewertet werden, denn gerade die erfrischende Fülle an Information aus verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen dürfte dem Leser ein umfassendes und lebendiges Bild der frühen Bundesrepublik vermitteln.

Die der Aufarbeitung der westdeutschen Nachkriegsgeschichte stets zumindest implizit innewohnende Kardinalfrage: „Neubeginn oder Restauration?" (Jürgen Kocka) kann nach der Lektüre dieses Buches so wohl kaum zugunsten der einen oder anderen Deutung entschieden werden, sondern dürfte einer angemessen differenzierten Betrachtungsweise weichen.

Matthias Basedau

WILDT, Michael: **Am Beginn der Konsumgesellschaft. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren** (= Forum Zeitgeschichte, Bd. 3). – Hamburg: Ergebnisse Verlag 1994. 396 S.

„Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren" lautet der Titel des Beitrags Michael Wildts im oben besprochenen Werk. In ausführlicherer Form und mit leicht modifizierter Thematik beleuchtet der Autor nun den „Beginn der Konsumgesellschaft". Der Begriff „Konsum" wird in weiter gefaßtem Sinne verwandt und als soziales Handlungsfeld begriffen, das sich keinesfalls in Kauf und Verzehr erschöpfe (S. 12). Ziel der Untersuchung ist nicht etwa die Erarbeitung von Gesetzmäßigkeiten und Typologien des Konsums, sondern die Darstellung von „alltäglichen Lebensbedingungen" und die „konkrete Praxis real tätiger Menschen" (S. 13). In methodischer Hinsicht wählt Wildt eine Mischung aus qualitativen wie quantitativen Elementen, wobei letztere schwerpunktmäßig der „mikrogeschichtlichen" Ebene zugeordnet sind. Neben Materialien des Statistischen Bundesamtes bilden u. a. Interviews, Haushaltsbücher von Arbeitnehmerfamilien und die Werbezeitschrift einer Nahrungsmittelkette („Die kluge Hausfrau") die Grundlage der Studie.

Viel Wissenswertes hält der deskriptive Teil bereit. Daß beispielsweise die sattsam bekannten Dosen-„Ravioli" ihre Geburtsstunde in den 50er Jahren hatten und nur wenig mit ihren italienischen Namensgebern zu tun haben, ist ebenso zu erfahren wie die Genese der „Schmelzkäsezubereitung". Die relevanteren Ergebnisse der Untersuchung dürften jedoch geeignet sein, einige gängige Klischees zu korrigieren: Tatsächlich waren die 50er Jahre insbesondere für Arbeiterfamilien noch erheblich von

Mangelerfahrungen und ökonomischer Unsicherheit bestimmt, eine deutliche Zäsur fand erst am Ende der Dekade statt. Entgegen der These von der oft schlagwortartig im Sinne eines linearen Anstiegs als „Freßwelle" charakterisierten Wirtschaftswunderdividende wird darauf verwiesen, daß der Wandel des Konsums vielmehr durch eine Zunahme von Optionen bzw. Wahlmöglichkeiten gekennzeichnet war. Dem Konzept Helmut Schelskys von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft" erteilt Wildt jedoch eine Absage. Nicht die Angleichung sei das treffende Merkmal der Entwicklung, sondern vielmehr die Anhebung des Gesamtniveaus bei gleichzeitigem Fortbestand innergesellschaftlicher Unterschiede.

Ob die düstere Sichtweise Wildts, daß sich die Konsumenten heute als außerstande erweisen, die „soziale und ökologische Verantwortung für ihr Tun zu übernehmen" und die in 30 Jahren „Konsumgesellschaft" erlernte Praxis „zugleich die Grundlagen ihres Zusammenlebens zerstört" (S. 269 f.), zutrifft, sei dahingestellt. Mögen einige Feststellungen Wildts etwas banal erscheinen (z. B. „Konserven sparten Zeit und erfüllten den Wunsch, auch im Winter Erbsen und grüne Bohnen zu essen", S. 261), so bedürfte diese Schlußfolgerung zumindest noch einer über die Spekulation hinausgehenden Überprüfung.

Matthias Basedau

WEINERT, Rainer: **Das Ende der Gemeinwirtschaft. Gewerkschaften und gemeinwirtschaftliche Unternehmen im Nachkriegsdeutschland**. – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1994. 184 S.

Rainer Weinerts Buch hält nicht, was sein Titel verspricht, denn sein Gegenstand sind eben nicht die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen und schon gar nicht ihre Geschichte in der Nachkriegszeit. Eine quellengesättigte Untersuchung dazu ist ein Desiderat der Forschung. Weinerts Thema ist ein anderes. Er widmet sich ausschließlich den gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbaugesellschaften, die schon in den zwanziger Jahren bestanden, 1933 von den Nazis enteignet worden waren, in den unmittelbaren Nachkriegsjahren zunächst unter alliierter Treuhänderschaft standen und nach und nach an die Gewerkschaften zurückgegeben wurden. 1954 sind sie in der Unternehmensgruppe „Neue Heimat" zusammengefaßt worden und waren fortan „eines der wichtigsten Unternehmen für die Gewerkschaften" (S. 11). Mit dieser und der zweiten Prämisse, daß der Diskurs über die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen von der Entwicklung der „Neuen Heimat" bestimmt wurde, begründet Weinert seine auf dieses Segment begrenzte Betrachtung. Die anderen Bereiche der gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen, vor allem der Banken, Versicherungen und des Handels, bleiben also unberücksichtigt. Dieses Defizit nimmt Weinert bewußt in Kauf, da es seiner These nicht widerspricht. Leider läßt er eine zuvor erschienene Dissertation zum gleichen Thema außer acht.[1] Die Berücksichtigung dieser Arbeit hätte in einigen Aspekten zu Bestätigungen geführt, in anderen wäre Weinerts Arbeit um interessante rechtliche und betriebswirtschaftliche Einblicke bereichert worden, ohne daß die Kernthese beeinträchtigt worden wäre.

Nach der Blüte der Gemeinwirtschaft in den 60er und 70er Jahren fand diese im darauffolgenden Jahrzehnt ein rasches und für den DGB und seine Mitgliedsverbände schmerzliches Ende. Der Untergang der Gemeinwirtschaft begann Anfang der 80er Jahre mit Vorwürfen gegen das Geschäftsgebaren des Managements der „Neuen Heimat", deren Niedergang 1986 mit dem symbolischen Ver- und Rückkauf für eine Mark als Farce ihren Anfang nahm. Schließlich wurde 1988 gegen die Verantwortlichen des gemeinwirtschaftlichen Einzelhandelsriesen Coop AG ein in der Geschichte der Bundesrepublik bisher einzigartiges Wirtschaftsstrafverfahren eingeleitet, das noch immer nicht vollständig abgeschlossen ist.

Heute stellt der ehemalige Bundesfinanzminister Hans Matthöfer, dem die Sanierung der gewerkschaftseigenen Beteiligungsgesellschaft für Gemeinwirtschaft AG (BGAG), in der seit 1974 die Beteiligungen der Gewerkschaften gebündelt sind, übergeben wurde, nüchtern fest: „Wir beanspruchen nicht mehr, die dritte oder vierte Säule der Arbeiterbewegung zu sein. Ich will Geld für die Gewerkschaften verdienen, und zwar kräftig" (zitiert nach: FAZ, Nr. 208 vom 7. 9. 1994). Dieser Einsicht mußte jedoch erst eine Reihe von Skandalen und Justizverfahren vorausgehen, an deren Ende der faktische Zusammenbruch der Gemeinwirtschaft stand.

Diese Entwicklung, so Weinerts Hypothese, sei durch politische Entscheidungen in der Frühphase der Geschichte der Gemeinwirtschaft in der Bundesrepublik determiniert worden. Aus Sicht der damals Handelnden seien diese Entscheidungen zwar als „richtig" und notwendig angesehen worden, retrospektiv müssen sie jedoch als bestimmend für das „Ende der Gemeinwirtschaft"

angesehen werden (S. 11 f.). Die Geschichte der „Neuen Heimat" zeige dies paradigmatisch.

Weinert geht – einem Ansatz von M. Rainer Lepsius folgend – davon aus, daß die Gewerkschaften und der DGB nach 1945 nicht als Institutionen, die den Werte- und Milieubindungen der Arbeiterbewegung unterlagen, gegründet wurden, sondern als „intermediäre Institutionen" (S. 32 und passim). Einen Grund dafür sieht er darin, daß die gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbauunternehmen von den Nazis formal fortgeführt wurden und so ihre „politisch-ideologische Verankerung" in der Arbeiterbewegung verloren hätten (S. 45). Diese Entwicklung habe nach 1945 nicht revidiert werden können, da die „Einheitskategorie" die Reorganisation der Gewerkschaftsbewegung gegenüber der „Kategorie der Arbeiterkultur" dominierte (S. 47) und zum Organisationsprinzip wurde.

Der mit der Durchsetzung des Einheitsgewerkschaftsprinzips einhergehende Verlust der Wertebindungen und -orientierung der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen führte zu deren „Autonomisierung" (S. 41 f.). Die wirtschaftliche Entwicklung brachte gerade den Wohnungsbauunternehmen einen Aufstieg, der die „Neue Heimat" zu einer „Sonderform moderner Großunternehmen" (S. 42) machte, der auch die Führungsstruktur und das Führungspersonal gerecht werden mußten. Personell bedeutete dies die „Manageralisierung" (S. 74 ff.) und strukturell die „Zentralisierung" der gemeinnützigen Wohnungsbauunternehmen, die mit deren Zusammenfassung in der „Neuen Heimat Hamburg" 1954 vollzogen wurde (S. 95 ff.).

Der rasanten Expansion der „Neuen Heimat" und der durch die Zentralisation bedingten Konzentration der Entscheidungskompetenz stand ein auffälliges Defizit an Kontrolle durch den DGB und die Gewerkschaften gegenüber (S. 122 f.). Dabei spielte auch eine Rolle, daß die faktisch nicht mehr vorhandene gemeinsame Bindung an das arbeiterkulturelle Wertesystem ein fast grenzenloses Vertrauen der Kontrollinstanzen in die zu Kontrollierenden nach sich zog, so daß wirkliche Kontrolle – die als Mißtrauen verstanden worden wäre – gar nicht mehr stattfand (S. 135 f.). So kam es zu einem Prozeß der „Entlegitimierung", und obwohl die „Neue Heimat kein Sachwalter des ‚Genossenschaftsgeistes' war und auch nicht so recht in die gewerkschaftliche Organisation hineinpaßte" (S. 162 f.), trennte sich der DGB erst von ihr, als sich das aufgebaute Konfliktpotential 1982 in einem politischen Skandal entlud.

So kommt Weinert in seinem Beitrag zu der These, daß die „politischen Voraussetzungen" für den Niedergang der Neuen Heimat „in der Frühgeschichte des Unternehmens geschaffen worden" seien (S. 162). Die Argumentation hat zwar einige Schwächen – die bei der Vorstellung von „Zwischenergebnissen eines Forschungsprojektes" (S. 12) aber zu akzeptieren sind. So zum Beispiel im Zusammenhang mit der These der Manageralisierung, zu der der Befund in Widerspruch steht, daß sowohl alte, mit der Gewerkschaftsbewegung eng verbundene Funktionäre als auch Manager, die früher kaum Verbindungen zu den Gewerkschaften hatten, für das Führungspersonal der Gemeinwirtschaftsunternehmen in der Nachkriegszeit typisch seien.

Dennoch überzeugt Weinerts Befund, der sich auf wichtige Aspekte konzentriert und als Rahmen für die weitere Forschung dienen kann. Diese sollte aber weitere Faktoren und deren Anteil an der Entwicklung berücksichtigen. So zum Beispiel die Tatsache, daß gemeinwirtschaftliche Unternehmen immer wieder als „Pensionsanstalten" für ausgeschiedene Gewerkschaftsfunktionäre mißbraucht wurden.

Ein anderer Aspekt, dem nachzugehen wäre, ist die kriminelle Energie, mit der einige Manager die Gemeinwirtschaft in den Abgrund trieben. Für den zuständigen Staatsanwalt im Coop-Prozeß ist klar, „daß es im Fall der Coop AG den Angeklagten darum ging, den Konzern unter ihre persönliche Kontrolle zu bringen" (Martin W. Huf, „Am Anfang konnte ich keine Bilanz lesen", in: FAZ, Nr. 287 vom 10. 12. 1994, S. 17). Die Ursachen und Motive dafür sind aber nicht in der Entwicklung und Struktur der Gewerkschaften zu suchen, sondern auf der menschlichen Ebene.

Schließlich bleibt zu spekulieren, ob die Entwicklung der Gemeinwirtschaft im Nachkriegsdeutschland überhaupt einen anderen Verlauf nehmen konnte, auch wenn die Kontrollmechanismen besser funktioniert hätten, oder ob die Insel der Gemeinwirtschaft mitten im Kapitalismus von Anfang an zum Untergang verurteilt war.

1 *Marcus Richter, Entstehungs-, Entwicklungs- und Wandlungsprobleme im Bereich des gemeinwirtschaftlichen Unternehmens „Neue Heimat gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft", Diss., Köln 1992.*

Josef Kaiser

MITTER, Armin, und Stefan WOLLE: **Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte.** – München: C. Bertelsmann Verlag 1993. 575 S.

Die beiden Autoren sind mit dem 1990 erschienenen Dokumentenband „Ich liebe euch doch alle! Befehle und Lageberichte des MfS. Januar bis November 1989" bekannt geworden. Mit ihrer neuen Publikation möchten sie sich – nach der reinen Publikation von Akten des Ministeriums für Staatssicherheit – nun der „gründlichen Analyse und Darstellung" der DDR-Geschichte zuwenden. Ihr Buch ist gedacht als ein vorläufiger Beitrag zur öffentlichen Debatte über die Geschichte der DDR. Ihre Absicht ist es, anhand von vier zentralen historischen Ereignissen „unter einem Brennglas ein Geflecht von politischen, sozialen und mentalen Strukturen zu analysieren". Diese vier paradigmatischen Ereignisse sind: der 17. Juni 1953, die Tauwetterperiode 1956 vom XX. Parteitag der KPdSU bis zur Ungarnkrise, der Bau der Berliner Mauer 1961 und der Einmarsch sowjetischer Truppen in die ČSSR 1968. Die Autoren haben dazu Akten des Ministeriums für Staatssicherheit und des Parteiapparates der SED ausgewertet.

Die vier gewählten Schlüsseldaten der DDR-Geschichte belegen alle die Hauptaussage der Autoren. Auf der einen Seite steht die SED als führende Macht im Staate, die sich im „potentiellen Kriegszustand" mit der Bevölkerung befindet. *Ultima ratio* der Machthaber ist Unterdrückung. Auf der anderen Seite aber steht die „Tiefe und Breite des Widerstandes der Bevölkerung" gegen das herrschende Regime. Auf alle diese vier dargestellten Krisenmomente reagiert das Regime mit neuen Unterdrückungsmechanismen, beispielsweise mit dem Ausbau der Bespitzelung und Kontrolle. Das System bleibt so strukturell immer gleich: Auf Widerstand folgt Unterdrückung und auf Unterdrückung Widerstand. Auch wenn der Buchtitel „Untergang auf Raten" hier eine sich immer mehr verschärfende Entwicklung impliziert, die sich zwangsläufig auf das Ende der DDR hinbewegt, läßt sich diese Aussage durch die Darstellung nicht so leicht nachvollziehen. Die vier Kapitel behandeln kaum historische Entwicklungen und Verschiedenheiten.

Dieses mag an der Natur des benutzten Materials liegen. Hier liegt das Problem der Arbeit: Zu Beginn ihres Buches weisen die Autoren selbst darauf hin, daß die historische Methode zur Auswertung von Dokumenten immer mit einer kritischen Bewertung der Quellen einhergehen muß (S. 18). Man muß sich also die Frage stellen, wer, warum, aus welchem Interesse ein historisches Dokument verfaßt und in welchem historischen Kontext es steht. Aber nur einmal nehmen die Autoren tatsächlich Stellung zum Aussagewert ihrer Akten. Ausgerechnet im Zusammenhang mit Berichten des Ministeriums für Staatssicherheit wird erklärt, daß diese Berichte keinesfalls geschönt seien, da sie ganz sachlich und unideologisch von Streiks und Unmutsäußerungen berichten (S. 188).

Die Autoren stellen nicht die Frage, wie die herrschende Partei auf die einzelnen Krisen reagiert; etwa nach dem 17. Juni durch den „Neuen Kurs" und die Umstrukturierung der Staatssicherheit. Auch werden die Beschlüsse der Partei zur Verschärfung der Unterdrückungsmechanismen zum Nennwert genommen. Daß sich diese Dinge so einfach in die Tat umsetzen lassen, wird einfach angenommen. Zwar wird eingestanden, daß der „Dressurakt" der Partei mit dem Volke auch „ein System der kleinen Belohnungen" beinhaltete, aber darauf wird in der Darstellung dann nicht weiter eingegangen.

Es ist nur natürlich, daß das Material des Ministeriums für Staatssicherheit automatisch den Widerstand der Bevölkerung und die Unterdrückungsmechanismen von Staats- und Parteiapparat ins Blickfeld der Betrachtung rückt. Dies muß man bei der Benutzung dieser Quellen im Auge haben. Ein Beispiel mag das verdeutlichen: So berichtet das Ministerium für Staatssicherheit nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 von Streiks und Mißmut in den Betrieben. Die Autoren werten dies, angesichts der politischen Verfaßtheit der DDR, als einen politischen Akt. Sie gehen nicht ein auf den Widerspruch zwischen Zielen und Einfluß der Partei. Zwar stiegen die Arbeitsnormen schneller als die Arbeitsproduktivität, dennoch hatte die Parteiführung angesichts der Erfahrung des 17. Juni in ihrer Lohnpolitik wenig Spielraum. Solche Grundprobleme des SED-Staates, die auch die Grenzen der Parteiherrschaft beleuchten, werden durch die Herangehensweise der Autoren unterbelichtet.

Agnes Tandler

DE WEERDT, Denise: **De vrouwen van de Eerste Wereldoorlog.** – Gent: Stichting Mens en Kultuur in samenwerking met IGM, Gent, en SVV, Brüssel, (o. J.) [1993]. 303 S., Abb.

Die Autorin gibt vor, mit der Beschreibung der sozialen und politischen Position belgischer Frauen im Ersten Weltkrieg eine Lücke in der „Geschichte der belgischen Frau" (S. 7) zu schließen. Dargestellt werden der weibliche Anteil an der Friedensbewegung und an Wohltätigkeitsvereinen (vor allem im Bereich der Nahrungsmittelverteilung), die Situation von Frauen als Industriearbeiterinnen, Prostituierten und Krankenpflegerinnen sowie die Rolle von Frauen im Widerstand gegen die deutsche Besatzung als Botinnen, als Mitarbeiterinnen der illegalen Presse und als Spioninnen. De Weerdt will nachweisen, daß Frauen nicht lediglich passiv zu Hause sitzen blieben (S. 8), vergißt aber dadurch nicht zuletzt die Situation von Frauen in der Hausarbeit – als „Hausfrauen", die – während ihre Männer in Kriegsgefangenschaft, an der Front waren oder zwangsdeportiert in deutschen Fabriken arbeiteten – sich um ihr eigenes Überleben und das ihrer Familien kümmern mußten.

Es fehlt außerdem die Beschreibung des Lebens weiblicher Flüchtlinge in den Niederlanden (eine Million Belgier flohen über die Grenze). Darüber hinaus bleibt – vielleicht noch auffälliger – die Rolle von Frauen in der mit den deutschen Besatzern kollaborierenden flämischen Nationalbewegung außen vor (überhaupt wird der flämische Nationalismus ignoriert, statt dessen spricht die Autorin nur von „Belgien", „belgischen Frauen" und deren Patriotismus). Zeigen diese Beispiele bereits, daß die nur implizit erkennbare Frage de Weerdts, „Was machten Belgierinnen im Ersten Weltkrieg?", nur unvollständig beantwortet wird, so bleibt die Arbeit auch im übrigen lückenhaft und oberflächlich, was nicht nur aus der von de Weerdt beklagten, dürftigen Quellenlage zu erklären ist. Die oft unzusammenhängende Darstellung mag dadurch bedingt sein, z. B. wenn ein Abschnitt über die Hilfsorganisation „De Melkdruppel" (dt. Der Milchtropfen) nach einer allgemeinen Darstellung mit der lapidaren, als eigenständiger Absatz gedruckten Mitteilung endet: „De Melkdruppel hatte auch eine Abteilung in Alveringhem" (S. 47). Neben der Abteilung in der westflämischen Kleinstadt werden andere Lokalabteilungen nicht namentlich erwähnt, obwohl die vorangehende Darstellung der „Melkdruppel" zumindest suggeriert, daß der Autorin weitere Abteilungen bekannt sind. Insgesamt kennzeichnet die Studie eine gewisse Konzeptionslosigkeit. Diese dürfte auch dazu beigetragen haben, daß ein wichtiges Thema nur fragmentarisch – z. B. in der dürftigen Beschreibung der Verhältnisse in der Prostitution – gestreift wird: die Frage, welche spezifischen Anforderungen an belgische Frauen in den Kriegsjahren gestellt und welche Verhaltensnormen ihnen auferlegt wurden (und selbstverständlich: wie sie sich diesen anpaßten oder widersetzten). Schließlich fehlen auch allgemeine Angaben zur Kriegssituation, zum Verlauf der Frontlinien, zur Organisation der deutschen Besatzung usw., obwohl die Autorin in dieser Hinsicht insofern entschuldigt ist, als sie sich vor allem einer belgisch-flämischen Leserschaft zuwendet, die sich hier vielleicht auskennen mag.

De Weerdts Hauptanliegen war, „die Auseinandersetzung mit und eventuelle weitere Erforschung der Geschichte der Frau während der Kriegsperioden in Belgien anzuregen" (S. 7). Es wird deutlich, daß weitere Studien unbedingt notwendig sind. Trotz der historiographischen Unzulänglichkeiten, enthält *De vrouwen van de Eerste Wereldoorlog* – als kleine Bestandsaufnahme von Literatur und Daten aus Archivbeständen – dazu gewiß auch interessante Anknüpfungspunkte. Zu erwähnen ist eine ausführliche (vollständige?) Namensliste von Frauen, die wegen diverser Strafbestände 1914 bis 1918 verurteilt wurden. Daneben enthält das Buch zumindest eine Feststellung, die auch aus einer internationalen Perspektive zu weiterer Forschung anregen mag: die Konstatierung, daß – im Gegensatz zu anderen kriegsführenden Ländern – Frauen in Belgien während des Krieges nicht mehr Lohnarbeit in „Männer"-Berufen verrichteten, sondern – umgekehrt – in die Arbeitslosigkeit getrieben wurden. Eine belgische Sonderentwicklung, die de Weerdt darauf zurückführt, daß – zum einen – männliche Arbeitskraft in Belgien keine Mangelware war, da für die meisten Soldaten der überrannten belgischen Armee eine militärische Betätigung bereits nach einigen Wochen zu Ende war, – zum anderen – von den deutschen Besatzern zielstrebig die belgische Industrie demontiert worden sei. Mögen diese Befunde auch stimmen, so fordert ihre bruchstückhafte Darstellung dennoch eine genauere Betrachtung heraus. So entspricht das Buch zumindest in diesem Sinne de Weerdts Zielsetzung.

Hubert van den Berg

PAULMANN, Johannes: **Staat und Arbeitsmarkt in Großbritannien. Krise, Weltkrieg, Wiederaufbau** (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 32). – Göttingen und Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht 1993. 477 S.

Die vorliegende Studie – die Dissertation des Verfassers – führt dessen 1989 publizierte Untersuchung über *Arbeitslosigkeit in Großbritannien 1931–1939* fort. Paulmann untersucht nunmehr die politische Gestaltung des britischen Arbeitsmarktes in den Jahren zwischen Weltwirtschaftskrise und Nachkriegsstabilisierung. Dabei geht es ihm vornehmlich um eine Analyse des Wandlungsprozesses, den das Konzept der staatlichen Arbeitsmarktpolitik in diesem Zeitraum erfuhr. Die Arbeit stützt sich auf Akten staatlicher Provenienz wie auch auf Archivalien des Arbeitgeber- und Gewerkschaftsdachverbandes sowie auf die zeitgenössische Publizistik.

Paulmann sieht den Ursprung der britischen Arbeitsmarktpolitik in den Jahren nach 1931, obwohl die „Nationale Regierung" ganz anders auf die Weltwirtschaftskrise reagierte als die politisch Verantwortlichen etwa in Deutschland oder den USA seit 1932/33: Ein britisches Pendant zum amerikanischen „New Deal" oder zur nationalsozialistischen Arbeitbeschaffung gab es nicht. Wie Paulmann – ohne näher auf diesen Unterschied einzugehen – zeigt, entwickelte die auf einen strikten Deflationskurs festgelegte britische Regierung nur isolierte „reaktiv-therapeutische Mittel" (S. 437), vor allem zur Förderung der beruflichen wie regionalen Mobilität der Arbeitslosen sowie zum Ausgleich struktureller Defizite in den „depressed areas". Erst mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges wandelte sich das Bild: Der Staat übernahm nach zögerlichen Anfängen nun auch in Großbritannien im Interesse einer totalen Mobilisierung des Arbeitskräftepotentials rasch eine aktive, entschlossen intervenierende Rolle auf dem Arbeitsmarkt. Eingehend untersucht Paulmann die Ausweitung der Frauenerwerbsarbeit. Ein erhellender Vergleich mit der parallelen Entwicklung im nationalsozialistischen Deutschland läßt die britischen Besonderheiten in diesem kriegswirtschaftlichen Bereich deutlich hervortreten.

Die insgesamt erfolgreiche Arbeitseinsatzpolitik der Kriegsjahre schuf die Basis auch für die Konzeption der Arbeitsmarktpolitik der Nachkriegsjahre. Im Mai 1944 übernahm die Regierung in einem Weißbuch auch für die Zukunft die Verantwortung für die Situation auf dem Arbeitsmarkt. Paulmann betont den Kompromißcharakter dieser Denkschrift: Sie enthielt zwar zahlreiche keynesianistische Gedankengänge, verpflichtete den Staat aber bezeichnenderweise nicht zum Kampf für Vollbeschäftigung, sondern nur für einen stabilen und hohen Beschäftigungsstand. Die praktische Umsetzung des neuen Konzeptes einer Beschäftigungspolitik, die wirtschafts-, finanz- und arbeitsmarktpolitische Maßnahmen integrieren sollte, erwies sich nach Kriegsende denn auch als problematisch. Zwar erreichte die Labour-Regierung durch eine planvolle Demobilisierung einen weitgehend reibungslosen Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft. Bereits Ende 1946 war dieser Transformationsprozeß fast abgeschlossen. Der rasche Verzicht auf die Instrumente zur direkten Lenkung der Arbeitskräfte aber verhinderte etwa die volkswirtschaftlich erforderliche Stärkung des Kohlebergbaus. Schon hier zeigte sich, daß die indirekte Beeinflussung des Arbeitsmarktes mit den Mitteln der Wirtschafts- und Finanzpolitik eine weitaus schwierigere Angelegenheit war als in der Planungseuphorie der letzten Kriegsjahre gedacht.

Paulmanns Studie informiert umfassend und detailliert über die Faktoren, die das sich wandelnde Konzept der britischen Arbeitsmarktpolitik prägten. Er betont ihren Ursprung in der Weltwirtschaftskrise, hebt zugleich aber – anders als neuere „revisionistische" Arbeiten – die Bedeutung des Krieges als Epoche der Neuerung hervor. Zudem setzt er sich von harmonisierenden Konsens-Thesen ab, nach denen die Interessen der Tarifparteien im Krieg weitgehend konform gingen. Im Bemühen um eine weit ausgreifende, auch entfernt liegende Politikfelder – wie die Außenpolitik – berücksichtigende Analyse der politischen Entscheidungsprozesse liegt der Wert von Paulmanns Untersuchung.

Freilich bleibt die Arbeit dabei stehen: Sie folgt einem engen politikgeschichtlichen Ansatz und vernachlässigt die sozialgeschichtliche Dimension des Themas. Die praktische Umsetzung der jeweils anders konzipierten Arbeitsmarktpolitik wird zumal für die entscheidenen Kriegs- und Nachkriegsjahre nur auf der Basis hochaggregierter Daten betrachtet. Eine Ergänzung dieser makrohistorischen Sicht durch Untersuchungen auf der Mikroebene einzelner Betriebe oder Arbeitsamtsbezirke hätte das so entstehende recht pauschale Bild der Wandlungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt im Untersuchungszeitraum konkretisieren und differenzieren können. Auch in anderer Hinsicht wirkt das von Paulmann entworfene Bild unvollständig: So bleibt die Bedeutung der Arbeitslosenunterstützung als

indirektes arbeitsmarktpolitisches Steuerungsinstrument unberücksichtigt. Zu fragen wäre aber, ob sie – über die Stärkung oder Schwächung der „ökonomischen Wartemacht" der Arbeitslosen – in den Krisenjahren 1931 bis 1939 nicht ein wichtigeres Lenkungsmittel darstellte als die von Paulmann in extenso beschriebenen bescheidenen Versuche zur direkten Intervention auf dem Arbeitsmarkt.

Karl Christian Führer

KESSLER, Mario: **Zionismus und internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933.** – Berlin: Akademie Verlag 1994. 210 S.

Arbeiterbewegung und Antisemitismus. Entwicklungslinien im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Mario KESSLER (= Podium Progressiv, Bd. 25).- Bonn: Pahl-Rugenstein Nachf. 1993. 174 S.

„Welche Konzeption entwickelte die internationale Arbeiterbewegung zur Lösung der jüdischen Frage? [...] Wie reagierte die Arbeiterbewegung auf die zionistischen Vorstellungen?" (S. 17). Mit diesem Erkenntnisinteresse untersucht Mario Keßler die Beziehung von Arbeiterbewegung und Zionismus. Er konzentriert sich dabei auf die „internationalen Großorganisationen", d. h., der Schwerpunkt liegt (auch quellenmäßig) auf den Beiträgen der wichtigen Theoretiker und Praktiker sowie den einschlägigen programmatischen Dokumenten.
Begonnen wird mit einer Zusammenfassung der Entstehungsbedingungen (Lebensverhältnisse von Juden vor allem in Osteuropa und Antisemitismus) und der Entwicklung der 1897 gegründeten Zionistischen Weltorganisation, die zunächst als eine relativ einheitliche Bewegung dargestellt ist, bis dann unvermittelt eine zionistische Arbeiterbewegung auftaucht, die für den Autor aufgrund des Widerspruchs zwischen Internationalismus und Zionismus ein Unding ist (S. 38) und dementsprechend durchgängig bewertet wird. Vom orthodoxen Zionismus erfahren wir auch später gar nichts, der revisionistische wird nur kurz gestreift. Vor diesem Hintergrund verfolgen wir die Diskussionen über Judentum, Antisemitismus und Zionismus, angefangen bei Marx, über Bebel, Adler, Bauer, Kautsky und Bernstein bis zu Lenin und Stalin. Mit der Weiterentwicklung der jüdischen Arbeiterbewegung vor allem in Osteuropa, d. h. den Gründungen des sozialdemokratischen Bundes 1897 und der Poale Zion (PZ – zionistische Arbeiterpartei) 1905 und den Differenzen zwischen diesen über die aus ihrem jeweiligen Verständnis jüdischer Nationalität folgenden Schritte (Kampf um Emanzipation in der Diaspora oder Auswanderung nach Palästina), wird der Blick auf die Beziehungen zwischen der Zweiten Internationale und diesen jüdischen Arbeiterparteien gerichtet. Daneben wird gezeigt, wie wichtige Führer der Sozialdemokratie allmählich zu einer positiven Haltung zum Zionismus gelangten.
Nach der Oktoberrevolution mußten die Bolschewiki, die zunächst bemüht waren, dem Antisemitismus den Boden zu entziehen, eine administrierbare Haltung zur „jüdischen Frage" und zum Zionismus finden. Der vom Autor positiv bewerteten Politik unter Lenin gegenüber den russischen Juden, etwa die Anerkennung als „nationale Gruppe" und die Bildung jüdischer Selbstverwaltungskörperschaften, folgte schon ab 1922 zunehmende Repression gegen den organisierten Zionismus bzw. Ausdrücke jüdischer Identität (u. a. hebräische Schulen) in der Sowjetunion und schließlich Stalins Instrumentalisierung des Antisemitismus im Diadochenkampf gegen Trotzki und Sinowjew. Die Diskussion in der Arbeiterbewegung über den Zionismus ging mit der Gründung der Kommunistischen Internationale (KI) und der Herausbildung der Palästinensischen KP, die 1924 der KI beitrat, in eine neue Runde. Auf ihrem Zweiten Weltkongreß 1921 gab die KI ihrem Verständnis des Zionismus bleibende Gestalt, in dem er als reaktionärer Helfershelfer des Imperialismus bei der Unterdrückung arabischer Arbeiter gefaßt wurde – Überbleibsel dieser Interpretation finden sich beim Autor dieses Buches. Im Zentrum der Darstellung stehen nun die meist vergeblichen Versuche der kleinen PKP, entsprechend der KI-Linie die arabischen Fellachen für den antiimperialistischen Kampf zu organisieren. Über die Beziehungen zwischen Arbeiterparteien und (sozialistischem) Zionismus in den einzelnen Ländern der jüdischen Diaspora, z. B. in Polen, wo der sozialistische Zionismus eine wirkliche Massenbewegung war, erfahren wir hingegen kaum etwas.
Ebenfalls 1924 nahm die Sozialistische Arbeiter-Internationale die palästinensische PZ als Mitglied auf, die für Keßler zwar zionistisch war, aber nur noch verbal sozialistisch. Die mit viel, auch sozialistischem Enthusiasmus aufgebauten Kibbuzim in Palästina kann er nur als Verdränger arabischer Bauern sehen, während die soziale Situation in Palästina in den 20er Jahren völlig im dunkeln bleibt, was Keßler nicht daran hindert, jedem prozionistischen Sozialdemokraten, den er anführt,

mit dem Hinweis auf antiarabische Gewalttaten über den Mund zu fahren.

Den Abschluß des Buches bildet der Versuch der Sowjetführung seit 1928, durch die Bildung eines Jüdischen Autonomen Gebietes im fernöstlichen Birobidshan die dortigen geostrategischen Interessen gegenüber China zu wahren, der mangels Attraktivität fehlschlug.

Diese noch zu DDR-Zeiten begonnene Arbeit trägt insgesamt Zwittercharakter. Der Autor, der fleißig auch „westliche" Literatur verarbeitet hat, bleibt auf halbem Wege weg von einem dogmatischen Sozialismus- und Zionismusverständnis stehen. Weiterhin versperrt die fehlende sozialgeschichtliche Fundierung der Untersuchung den Blick auf wichtige Entwicklungslinien. Soziale Massenbewegungen wie Sozialismus und Zionismus lassen sich eben nicht erschöpfend „von oben" erklären und verstehen.

Mit dem, was bei Keßlers Monographie implizit durchscheint, befassen sich explizit die meisten der 13 Beiträge im jetzt zu besprechenden Tagungsband: mit dem Antizionismus in der DDR. Dieses Thema steht nach fünf Aufsätzen mit unterschiedlichen Schwerpunkten (u. a. Stalinismus und Léon Blum), die die Zeit vor 1945 behandeln, im Mittelpunkt der nächsten sieben Aufsätze, weshalb mir der Titel des Buches nicht ganz einleuchten will.

Kurt Pätzold wehrt sich gegen den Vorwurf, die DDR-Geschichtsschreibung habe den Massencharakter des faschistischen Antisemitismus ignoriert, räumt aber ein, daß sie sich vor allem auf die Täter an der Spitze konzentriert habe. Albrecht Timm geht der Frage nach der Aufarbeitung der Schoah in der DDR nach – einmal in der DDR-Geschichtswissenschaft und zum anderen bezogen auf materielle „Wiedergutmachung" – und kommt zu dem Ergebnis, daß sich „nicht selten [...] hinter dem Mantel des Antizionismus alter und neuer Antisemitismus" verbarg (S. 71). Olaf Groehler untersucht ebenfalls die Aufarbeitung der Schoah in der DDR 1947–1953, die „zu keinem Zeitpunkt" angemessen gewesen sei (S. 79). Wolfgang Kießling zeichnet im Anschluß daran sensibel den Weg Paul Merkers nach, der sich als einziger KPD-Führer intensiv mit Judentum und Antisemitismus auseinandergesetzt hatte und 1953 wegen seiner Schlußfolgerungen daraus in den Sog der Prozesse gegen Kommunisten jüdischer Herkunft in Osteuropa geriet.

Der lesenswerte Beitrag von Wilfriede Otto analysiert, wie der „Antizionismus" der SED-Führung den DDR-Bürgern vermittelt wurde. Ausgangspunkt ist erneut der Slánský-Prozeß 1952 in der ČSSR, der in der DDR über Rundfunk und Parteipresse publik gemacht wurde. Die SED leistete 1952/53 mit einer Überprüfung der Kaderakten von Parteifunktionären jüdischer Herkunft und Geheimprozessen gegen einige von ihnen ihren Beitrag zur antijüdischen Welle in Osteuropa, weshalb viele Juden die DDR verließen. Otto fragt nach den Auswirkungen dieser Entwicklung auf die SED-Mitglieder an der Basis und geht davon aus, daß vor allem die Interpretation des Zionismus als reaktionäres Werkzeug des Imperialismus dort hängenblieb. Der folgende Aufsatz von Nora Goldenbogen beschäftigt sich mit „‚Säuberungen' und Antisemitismus" in Sachsen, und schließlich referiert Wolfgang Schwanitz die Außenpolitik der DDR gegenüber Israel und Arabien ideologiekritisch.

Insgesamt informieren diese Aufsätze gründlich über einen Komplex, über den vor 1989 nicht viel zu erfahren war. Eine gewisse Redundanz war wohl nicht zu vermeiden. Leider wurde auf die Wiedergabe der Diskussion verzichtet.

Ulrich Eumann

Auf der Suche nach Solidarität. Eine Geschichte der internationalen Bau- und Holzarbeiterbewegung. Hrsg. von Konrad CARL und Bruno KÖBELE. Autorenteam: Dieter FRICKE, Arno KLÖNNE, Reinhard KRÄMER und Bernd SCHÜTT. – Köln: Bund-Verlag 1993. 224 S.

Die Autoren zeichnen zunächst die Entstehungsbedingungen der internationalen Bau- und Holzarbeiterorganisationen in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts auf. Bauarbeitergewerkschaften hielten internationale Zusammenarbeit lange Zeit nicht für nötig, weil sie allein für lokale Bedürfnisse produzierten. Aus der ersten internationalen Maurerkonferenz, 1903, und der ersten internationalen Zimmererkonferenz im selben Jahr entwickelte sich eine lockere internationale Zusammenarbeit, die durch Kartellverträge geregelt wurde. Eine regelrechte Organisation gab es nicht. Das galt für sozialistische wie christliche Gewerkschaften. Ein internationales Berufssekretariat der Holzarbeiter wurde zwar schon 1891 gegründet, fristete aber nur ein „Scheindasein" (S. 16). Die Internationale Union der Holzarbeiter entstand 1910 (im selben Jahr schufen auch die Bauunternehmer ihre internationale Organisation). Österreicher und Deutsche stellten allein 77 Prozent der Mitgliedschaft, die unterschiedlichen Gewerkschafts-

konzeptionen von zentraleuropäischen und südlichen, lateinischen Gewerkschaften waren nur schwer unter einen Hut zu bringen. Ausführlich werden die Arbeitsverhältnisse im Bau- und Holzgewerbe, der gesetzliche Arbeitnehmerschutz und die Freizügigkeit vor dem Ersten Weltkrieg abgehandelt. Ständige Klagen des Sekretariats der IUH über „fehlende oder säumige Berichterstattung" (S. 46), allgemeines Desinteresse gegenüber allen Fragen, die nicht unmittelbar den eigenen Verband betrafen, zeigte, auf wie schwachen Füßen internationale gewerkschaftliche Zusammenarbeit vor 1914 stand.

Im Ersten Weltkrieg waren die internationalen Organisationen auf reine Briefkastenfunktionen reduziert, die stramme Burgfriedens- und Durchhaltepolitik der deutschen Bauarbeiterführer, ihre nationalistischen Ausfälle stellten eine schwere Hypothek für den Wiederbeginn internationaler Zusammenarbeit nach Kriegsende dar. Daß es auch anders ging, zeigt das Beispiel der britischen Möbelarbeiter, deren Sekretär, Alex Gossip, 1915 öffentlich feststellte, „daß die Deutschen unsere Feinde nicht sein könnten" (S. 155). Zwar wurde die Bauarbeiterinternationale 1919 wieder errichtet, Franzosen und Belgier weigerten sich aber längere Zeit, in den Leitungsgremien mitzuarbeiten. Immerhin konnte das Sekretariat bis Ende der zwanziger Jahre eine umfangreiche Berichterstattung aufbauen. Bauarbeiter- und die 1922 wieder errichtete Holzarbeiterinternationale blieben europäische Organisationen.

Nach einem tabellarischen Überblick über die Kongresse nach 1919 werden die internationalen Debatten über Sozialisierung im Baugewerbe, Strukturprobleme der Gewerkschaften, Arbeitslosigkeit, Arbeitsschutz und Arbeitszeit sowie ausländische Wanderarbeitnehmer nachgezeichnet. Die Zerschlagung der deutschen Organisationen 1933 führte in eine „Periode der schwersten Bedrängnis, der Unsicherheit und Lähmung" (S. 113). Aus der finanziellen Not machte man eine Tugend, und beide freigewerkschaftlichen Internationalen fusionierten 1934 zum Internationalen Bund der Bau- und Holzarbeiter, dessen Aktivitäten zum Arbeiterschutz und zum Widerstand gegen den Faschismus in den dreißiger Jahren kurz skizziert werden.

Der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg zog sich bis 1951 hin, bis zum Kongreß in Kopenhagen. Im Vordergrund der neueren Geschichte stehen die Arbeitszeitpolitik, die europäische Zusammenarbeit, „unterentwickelte Länder" (S. 163 f.) sowie Rationalisierung und technische Neuerungen im Bau- und Holzgewerbe. Über die europäische Zusammenarbeit hätte man sich ein wenig mehr gewünscht, weil von ihr für die Gewerkschaftsarbeit in multinationalen Konzernen sowie für den Schutz der Gesundheit in der Arbeitsumwelt wichtige Impulse ausgegangen sind. Die vorliegende Darstellung gibt indes einen guten Überblick über die Entwicklung der internationalen Bau- und Holzarbeiterorganisationen, geht sehr ausführlich auf die Arbeitsverhältnisse ein und ist obendrein noch ansprechend gestaltet.

Willy Buschak

Challenges of Labour. Central and Western Europe, 1917–1920. Edited by Chris WRIGLEY. – London and New York: Routledge 1993. XII, 300 S.

The political potential of radical labor reached its apogee in the World War I era. The strikes, demonstrations, and armed revolutions that so marked the period were conducted preeminently in the name of labor. In contrast, the great popular upsurge of the World War II era formed primarily around the discourse of the nation. *Challenges of Labour,* as the title suggests, is concerned with the first of the two popular explosions to emerge out of the total wars of the twentieth century. The book consists of fifteen essays, most of which focus on a particular city or locale – Paris, Berlin, Munich, Kiel, Turin, Budapest, Vienna, the Clydeside – while two are concerned with events in the countryside of Hungary and the Austrian Tyrol. Chris Wrigley and John Horne examine the state's response to the challenges posed by labour in Britain and France respectively, and Wrigley also provides an introduction and conclusion.

Many of the essays are quite informative, and a reader seeking to understand the dynamic of events in Hungary or Munich, or the impact of demobilization on the soldiers councils in Germany, for example, will find much of interest here. The editor's introduction effectively describes the acute immiseration, heightened state intervention, and continued employer intransigence of the war years, which provided the social and political context for labor's challenge. Roger Magraw contributes a wide-ranging analysis of the social, political, and geographical transformations experienced by Parisian workers, and the political conflicts inspired by the increase in women's industrial labor, the intensified exploitation in the

factories, and the inclusion of labor's leaders into the government. The essays by Wrigley and Horne demonstrate the expansion of state capacities during the war, which in Britain and France entailed a highly effective combination of repression and social reform that ultimately contained labour's challenge.

A few contributions stand out for their interpretive grasp. John Foster seeks to demonstrate the deep-seated radicalism of the Clydeside through an interesting comparison of the social and political contexts of labor in Scotland and England. Unlike their English counterparts, adept at integrating workers and their organizations, Scottish elites continued to deploy "archaic" strategies aimed at marginalizing the working class. As a result, Scottish workers had to develop, through combative struggle, their own class-specific institutions. The structures in which they operated propelled them toward radical politics, which they expressed through organization at the point of production and widespread sympathies for the Bolshevik Revolution. In contrast, both Italian contributions, by Giuseppe Berta and Piero Melograni, lay to rest the usual heroic narratives of Turinese workers in the *biennio rosso.* Instead of class-conscious revolutionaries, they depict a more complex and even confused situation in which workers and socialist strategists inadvertently stumbled into a strike wave. The initiators of the *biennio rosso* were not the skilled metalworkers who take pride of place in most accounts of labor's challenge in the World War I era, but, of all people, white-collar workers at Fiat. Their strike inspired a series of actions by other groups of workers whose demands soon escalated beyond exclusively material concerns to issues of control. Yet both Berta and Melograni caution readers against seeing any kind of clearly defined political consciousness in the actions of Turinese workers. In Berta's view, control had meaning to workers only to the extent that it enabled them to overturn the intensified exploitation of the war years.

Despite some informative and interesting essays, overall *Challenges of Labour* is a bit disappointing. A number of contributions merely summarize events and the existing state of research. Little of the most interesting recent work on the social and political impact of World War I, primarily in relation to gender and the intersections among gender, class, and nation, has penetrated these studies. Moreover, after at least a generation of detailed work at the local level, systematic comparisons would provide far more interesting insights than a collection of essays on disparate geographical areas. A more expansive project on the order of Foster's Scottish-English comparison would open up issues about varying political opportunity structures, cross-class relations, and forms of popular protest. At the very least one could probe the issue of periodization. Despite the claims of a number of authors that the war merely deepened social and political processes already underway, the time frame of 1917–1920 is never made an object of consideration. But in at least some areas the challenges of labor – and the responses of the forces of order – might be better understood with a wider angle that encompasses, say, 1916–1924 or even 1900–1930. And especially useful might be comparisons of popular protest in the same locality but at the two discrete moments of great labor activism, 1917–1920 and 1943–1948.

Eric D. Weitz

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Dachauer Geschichtstage 1995

Internationale Experten, Historiker und Psychologen aus Deutschland, Argentinien, Uruguay und Österreich kamen erstmals in Dachau zu einem Symposium zusammen, um ihre Erkenntnisse und Arbeitsergebnisse über „die verwickelten und vielfach gar nicht mehr wahrgenommenen Zusammenhänge zwischen Normalität und Terror", zwischen „Stacheldraht und heiler Welt" vorzustellen und auszutauschen.

Die Tagung, die der zeitgeschichtliche Verein „Zum Beispiel Dachau" veranstaltet hatte, fand über drei Tage hinweg (vom 23. bis 25. Juni 1995) große Resonanz bei ca. 200 Zuhörern aus ganz Deutschland und dem benachbarten Ausland. Schirmherrin der Veranstaltung war Dr. Hildegard Hamm-Brücher.

„Ein halbes Jahrhundert nach dem Ende der NS-Gewaltherrschaft", so der Verein „Zum Beispiel Dachau", „stellt sich die Frage, wie ‚normale Menschen' nicht nur blind in ihr Verderben rennen, sondern auch noch aktiv an der Vorbereitung und an der Vernichtung anderer mitarbeiten konnten." Über sie nachzudenken sei eine Aufgabe, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet. Zur „einen Welt" gehörten die Verflechtungen der Gewalt, gehörten die Verflechtungen zwischen „Stacheldraht und heiler Welt" – wie auch der Titel der Konferenz lautete.

So zog der ehemalige Dachau- und Auschwitz-Häftling Hermann Langbein aus Wien in seinem Vortrag über das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager „Schlußfolgerungen für die Nachgeborenen". Langbein warnte die Jugend vor „Führergläubigkeit, Rassenwahn und Herrenmenschentum". Kein Mensch sei mehr, aber auch keiner sei weniger wert als der andere. Nicht die Tugend des Gehorsams, sondern die der kritischen Prüfung sichere den Fortbestand von Freiheit und Demokratie.

Klaus Drobisch, Lehrbeauftragter der Freien Universität Berlin und Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, verglich die während des Nationalsozialismus verhängte Justizhaft mit dem System der Konzentrationslager und stellte erschreckende Parallelen fest: Auch die Justizhaft war im „Dritten Reich" ein Mittel der Entpersönlichung und Vernichtung.

Hans-Günter Richardi, Vorsitzender des Vereins „Zum Beispiel Dachau" und Verfasser des Standardwerks über die Frühzeit des KZ Dachau unter dem Titel „Schule der Gewalt", skizzierte Persönlichkeitsbilder von Tätern im Konzentrationslager Dachau und kam zu dem Ergebnis, daß sich selbst „gutmeinende" SS-Leute in einem System der Gewalt der brutalen Linie unterwarfen und zu Handlangern des Terrors wurden.

Die Stuttgarter Diplompädagogin Karin Clemens ging in einem Überblick über die europäischen Erziehungstraditionen der vergangenen Jahrhunderte den Ursachen und Wurzeln menschlicher Destruktivität nach. Ihre Hauptthese lautete: Nicht der Aggressionstrieb, das sog. Böse im Menschen, sondern die systematische Behinderung und Unterdrückung der positiven Impulse sei die Ursache für Gewaltbereitschaft.

Der Historiker Osvaldo Bayer aus Buenos Aires und das Psychoanalytikerehepaar Maren und Marcelo Viñar aus Montevideo untersuchten sowohl aus politikwissenschaftlicher als auch aus therapeutischer Sicht die Ursachen und Auswirkungen von Folter und Unterdrückung in Argentinien und Uruguay und verwiesen auf die „Verknüpfungen zwischen persönlicher und kollektiver Geschichte".

Die Münchner Psychoanalytikerin Almuth Sellschopp trug Ergebnisse ihrer empirischen Studie über Menschen vor, die die NS-Zeit als Jugendliche und als junge Erwachsene im Alter zwischen 15 und 20 Jahren bewußt erlebt hatten. Sie stellte heraus, daß die mangelnde Verarbeitung der Erlebnisse, erwachsen aus der fehlenden Information durch die Generation der Eltern und aus der Sinnkrise Nachkriegsdeutschlands, für viele zu traumatischen Erscheinungen geführt hatte, bis hin zu einem Gefühl der „Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht".

Der Dachauer Psychotherapeut Jürgen Müller-Hohagen, der die Tagung mit dem Team des Vereins „Zum Beispiel Dachau" organisierte und leitete, wies in seinem Beitrag „Terror und Normalität im Blickwinkel psychotherapeutischer Forschungen" auf die Auswirkungen des Nationalsozialismus hin, mit welchen Nachgeborene der zweiten und sogar dritten Generation belastet sind.

Im Schlußwort dankte Hildegard Hamm-Brücher dem Verein „Zum Beispiel Dachau" für die Ausrichtung der Tagung und sprach den Wunsch aus, daß eine ähnliche Veranstaltung für Persönlichkeiten des politischen Lebens wünschens- und erstrebenswert wäre: „Die Politiker müssen wieder lernen, mehr zuzuhören, um letztlich auch vom

Sachverstand und von den innovativen Ideen zu profitieren, wie sie zum Beispiel auf dieser Tagung zu finden waren."

Dietrich Mittler

Aufruf zur Teilnahme an einem Workshop über Anarchismus und Literatur

Im Rahmen der 5. Konferenz der International Society for the Study of European Ideas (ISSEI), „Memory and History: European Identity at the Millenium", die vom 19. bis zum 24. August 1996 in Utrecht in den Niederlanden stattfinden wird, ist ein Workshop „Anarchist Literature and Literary Anarchy as Itineraries to Freedom" geplant.

In den letzten Jahren zeichnet sich ein zunehmendes Interesse an der Bedeutung des (politischen) Anarchismus im europäischen (und amerikanischen) Literaturbetrieb der letzten Jahrhunderte ab. Der Workshop beabsichtigt eine Bestandsaufnahme und Auswertung der unterschiedlichen Herangehensweisen in der kontemporären weitgefächerten Forschung zu „Anarchismus und Literatur", anarchistischer Literatur und literarischer Anarchie. Mögliche Themen für Referate und Diskussion sind: „Die Rolle des politischen Anarchismus im literarischen Leben der vergangenen Jahrhunderte", „Anarchismus und Anarchie als Intertexte", „Literarische Themen und Figuren", „Anarchismus und Ästhetik", „Literatur als Vorwegnahme von Anarchie und Verwirklichung von Anarchismus", „‚Anarchismus' und ‚Anarchie' als interpretatorische Kategorien", „Anarchismus/Anarchie und (Post-)Moderne". Diese Themen können entweder im allgemeinen oder in Beziehung zu bestimmten Autoren, Strömungen und Perioden besprochen werden. Die Sprache der Konferenz und des Workshops ist Englisch.

Referatsangebote (150–200 Wörter) sind bis zum 15. Oktober 1995 einzureichen. Sie sollten *sowohl* dem Chair des Workshops, Hubert van den Berg, Fachbereich Französisch, Universität Amsterdam, Spuistr. 134, NL-1012 VB Amsterdam, Niederlande, Fax: +31-20-5254429, *als auch* dem Chair der Konferenz, Prof. Dr. Ezra Talmor, Department of Philosophy, Haifa University, Mount Carmel, Haifa 31999, Israel, Fax: +972-3-9386484, zugeschickt werden. Schriftliche Beiträge (auf Englisch, 3000 Wörter einschließlich Anmerkungen) sind bis zum 1. März 1996 einzureichen; ausgewählte Beiträge werden in der Zeitschrift „History of European Ideas" publiziert. Weitere Auskünfte sind vom Chair des Workshops zu erhalten.

Hubert van den Berg

Aufruf zum Einreichen von Referaten

Das Hoger Instituut voor de Arbeid (Höheres Institut für Arbeitsfragen, HIVA) der Katholischen Universität Löwen organisiert am 7. und 8. Dezember 1995 in Löwen oder Brüssel ein interdisziplinäres Kolloquium über *Nationalist and Regionalist Dilemmas for Collective Action (Nationale und regionale Dilemmas bei Kollektivmaßnahmen)*. Dabei sollen die nationalen und regionalen Herausforderungen und Dilemmas der europäischen Arbeitnehmerbewegungen im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit der Arbeitnehmerbewegung sowie der Entwicklung ihrer Identität untersucht und diskutiert werden.

Wir bitten um Themenvorschläge für Referate. Für weitere Informationen stehen Ihnen Patrick Pasture oder Johan Verberckmoes, Hoger Instituut voor de Arbeid, E. Van Evenstraat 2E, B-3000 Löwen, Belgien, Tel. +32-16-323333, Fax +32-16-323344 zur Verfügung.

Bitte übermitteln Sie uns bis spätestens zum 30. September 1995 das Thema Ihres Referats sowie eine Zusammenfassung im Umfang von einer Seite.

Johan Verberckmoes

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG über ein Projekt | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. ....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung .... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit ..... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ... ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

NEUE BÜCHER ZUR ZEITGESCHICHTE



HANS-JÜRGEN DÖSCHER

Verschworene Gesellschaft

Das Auswärtige Amt unter Adenauer – zwischen Neubeginn und Kontinuität

405 S. – Gb, DM/sFr 48,– / öS 374,–
ISBN 3-05-002655-3
Hans-Jürgen Döscher hat als erster Historiker bislang geheime Protokolle aus der frühen Ära Adenauer ausgewertet. Sie betreffen die Wiederverwendung zahlreicher Diplomaten mit nationalsozialistischer Vergangenheit im Auswärtigen Dienst der BRD und werfen ein völlig neues Licht auf die deutsche Diplomatie jener Zeit.

Der „gesäuberte" Antifaschismus

Die SED und die roten Kapos von Buchenwald



– Dokumente –
Lutz Niethammer (Hg.), Karin Hartewig / Harry Stein / Leonie Wannenmacher (Mitarb.)
Eingeleitet von Karin Hartewig und Lutz Niethammer
566 S. – 36 Abb. – Pb, DM/sFr 48,– / öS 374,–
ISBN 3-05-002647-2
Die Publikation bisher geheimgehaltener Dokumente, die Einblicke in die innerparteilichen Auseinandersetzungen der SED über das Verhalten kommunistischer Kapos im KZ Buchenwald geben. Zunächst aus der Parteiarbeit ausgeschaltet, wurden sie 1956 wieder rehabilitiert und zum antifaschistischen Mythos, welcher von aller tragischen Wirklichkeit der KZ-Haft gesäubert war.

PETER HÜBNER

Konsens, Konflikt und Kompromiß

Soziale Arbeiterinteressen und Sozialpolitik in der SBZ/DDR 1945 bis 1970

247 S. – 36 Tab. – Gb, DM/sFr 68,– / öS 530,–
ISBN 3-05-002683-9
Das politische und soziale Verhalten der Industriearbeiterschaft, einer für die DDR-Gesellschaft wesentlichen Bevölkerungsgruppe, stehen im Mittelpunkt der Untersuchung. Gefragt wird nach den Interessenlagen, die das Politik-und Sozialverhalten unter den Bedingungen einer sich herausbildenden und konsolidierenden"Diktatur des Proletariats" bestimmten. Dabei geht es besonders um die Konstituierung, Artikulation und um die Durchsetzungsversuche sozialer Interessen.

MICHAEL LEMKE

Die Berlinkrise 1958 bis 1963

Interessen und Handlungsspielräume der SED im Ost-West-Konflikt

295 S. – Gb, DM/sFr 78,- / öS 608,–
ISBN 3-05-002684-7
Über die Situation Westberlins in der Nachkriegszeit und die Entwicklung der Stadt im Spannungsfeld des Ost-West-Konflikts ist viel publiziert worden, jedoch nicht explizit zur Berlinkrise 1958 bis 1963. Eine wissenschaftliche Darstellung der Berlinpolitik der SED fehlt dagegen bislang vollständig. Insbesondere durch die Analyse der Interessen der SED-Führung im Zusammenhang mit Berlin und dem angestrebten Friedensvertrag soll diese Forschungslücke geschlossen werden. Im Mittelpunkt stehen dabei die Handlungsspielräume der DDR gegenüber der UdSSR und der Bundesrepublik, aber auch die Strategie des Westens in diesem Konflikt.

Potsdam

Märkische Kleinstadt - europäische Residenz Reminiszenzen einer eintausendjährigen Geschichte

Peter-Michael Hahn/ Kristina Hübener/ Julius H. Schoeps (Hg.)
407 S. – 30 Abb. – Gb, DM/sFr 68,– / öS 530,–
ISBN 3-05-002672-3
Aus Anlaß des tausendjährigen Jubiläums der Stadt Potsdam veranstaltete das Historische Institut der neugegründeten Universität Potsdam vom 21. bis 24. April 1993 eine wissenschaftliche Konferenz. Mit den 23 für diesen Band überarbeiteten Beiträgen wird ein breites Spektrum von stadtgeschichtlichen Aspekten bis 1945 vorgestellt, aus dem sich eine aufschlußreiche Perspektive einer Gesamtgeschichte dieser traditionsreichen Stadt ergibt.

Bestellungen richten Sie bitte an Ihre Buchhandlung oder an den

Akademie Verlag
Postfach · D-13162 Berlin

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin

Jürgen Kocka (Hg.)
Bürgertum im 19. Jahrhundert

Deutschland im europäischen Vergleich. Ausgewählte Beiträge

Band I: Einheit und Vielfalt Europas
Sieben Beiträge und eine Auswahlbibliographie. 1995. 252 Seiten
DM 24,80 / öS 194,– / SFr 26,10
Kleine Vandenhoeck-Reihe 1573
ISBN 3-525-33597-0

Band II: Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger
Sieben Beiträge. 1995. 226 Seiten
DM 24,80 / öS 194,– / SFr 26,10
Kleine Vandenhoeck-Reihe 1574
ISBN 3-525-33598-9

Band III: Verbürgerlichung, Recht und Politik
Neun Beiträge. 1995. 280 Seiten
DM 24,80 / öS 194,– / SFr 26,10
Kleine Vandenhoeck-Reihe 1576
ISBN 3-525-33599-7

Aufsätze über das Bürgertum – eine Erkundung seiner Geschichte in Deutschland und Europa

Das 19. Jahrhundert, das hier im Mittelpunkt steht, wird mit Recht oft das bürgerliche Jahrhundert genannt. Die Bürger, um die es geht, waren Kaufleute, Bankiers und Fabrikanten, Ärzte, Anwälte, Professoren und Beamte, am Rand auch Handwerker, Kleinhändler und Angestellte. Wie war ihr Verhältnis zu anderen sozialen Gruppen? Was hielt das Bürgertum zusammen und worin bestand seine Kraft? Die Entwicklung in Deutschland wird in vergleichender Perspektive gesehen; einzelne Beiträge behandeln auch andere Länder

Bürgertum im 19. Jahrhundert ist erstmals 1988 im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen und seit längerem vergriffen. Eine Auswahl wichtiger Beiträge wird in dieser Ausgabe wieder zugänglich gemacht.

V&R
Vandenhoeck & Ruprecht